

836

Bibliotheca Hayniana.

Lehrerbibliothek

des Waldenburger Gymnasiums.

N^o. 203

Geſchenk des Herrn J. H. Hayn.

Expedition der Nassauischen Bade-Zeitung.

Vollständiges
Lager evang.
und kathol.
Gebet-, An-
dachts- und
Volksbücher;
Jugendschr.,
Atlanten,
Zeitschriften
etc. etc.

Buchhandlung

von

W. Capito & Comp.

in

Wiesbaden.

Langg. 20, neben der Post.

Vollständiges
Lager aller
in hies. und
auswärtigen
Schulen
und höheren
Lehranstalten
eingeführten
Lehrbücher
etc. etc.

Buchbinderarbeiten sind wir durch Ueber-
einkunft mit einer hies. Buchbinderei in den Stand gesetzt
billigst und schnell zu besorgen.

Die

Krim und Odessa.

Reise = Erinnerungen

aus dem Tagebuche

des

Professor Dr. Karl Koch.



Neue Ausgabe.



CBGiOŚ, ul. Twarda 51/55
tel. 22 69-78-773



Wa5151212

Leipzig, 1865.

Verlag von G. Senf's Buchhandlung.

Acting and Director

John C. ...

...

...



836

...

...

...

NH-43903/TMR

V o r w o r t.

Es giebt vielleicht kein Land in Europa, was so häufig verkannt wird, als gerade die Krim. Selbst in Rußland, und zumal in Petersburg, hat man eben so irrige Ansichten, als bei uns. Als Katharina II. sie in Besitz nahm und die wegen der großen Fruchtbarkeit sowohl als auch wegen der romantischen und schönen Gegenden gerühmte Halbinsel selbst kennen zu lernen wünschte, täuschte man die große Kaiserin während ihres Aufenthaltes daselbst aus mir unerklärbaren Gründen absichtlich und legte allerhand Scheindörfer an, wo der kaiserliche Zug durchging. Wahrscheinlich hätte sie aber doch bei einem längern Aufenthalte Gelegenheit gehabt, sich von den wahren Zuständen zu überzeugen, wenn sie nicht plögllich ihr unscheinbares Häuschen in Sebastopol hätte verlassen müssen, um möglichst schnell den ruchlosen Plänen fanatisirter Tataren zu entgehen. So hat sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt die irrige Meinung von der großen Fruchtbarkeit der Krim erhalten und ist selbst durch die bessern Reisebeschreibungen, besonders zweier Männer, des leider zu früh verstorbenen Dubois de Montpéreur und des Fürsten Anatol Demidoff, noch nicht hinlänglich widerlegt worden. Es kommt noch dazu, daß man auf den größern Karten, welche jetzt durch die Umstände veranlaßt, schnell bearbeitet und herausgegeben wurden, selbst die in Paris von der Demidoff'schen großen reducirten nicht ausgeschlossen, zahlreiche Ortschaften eingetragen findet, die zum größten Theil gar nicht existiren, aber ganz dazu geeignet sind, die falsche Ansicht von der großen Fruchtbarkeit der Halbinsel zu bestärken. Der Irrthum erklärt sich dadurch, daß die Tataren der Ebene den größten Theil des

Jahres noch Nomaden sind und in kurzen Zwischenräumen, je nachdem ihren Heerden das nöthige Futter geboten wird, ihre Aufenthaltsorte ändern. Auf den Karten sind nun meistens alle diese Orte nicht allein als Dörfer eingetragen, sondern man findet sogar auch eine Menge Namen aufgeführt, welche noch aus der Zeit stammen, wo die Krim unter der Herrschaft der Tatarhane stand.

Die Schilderung einer Reise in diesen, die Aufmerksamkeit Europa's so sehr in Anspruch nehmenden Gegenden, welche, frei von politischen Raisonnements, nur einfach über die Zustände dieses interessanten Landes belehrt, dürfte daher Manchem nicht unwillkommen sein. Ich glaubte am besten eine klare Ansicht von der Beschaffenheit und den Zuständen der Krim zu geben, wenn ich denselben Weg einschläge, den ich in meinen frühern Reisewerken verfolgt habe, und mit Treue nur das wieder gäbe, was ich mit eigenen Augen gesehen und beobachtet hatte. Mag Manchem diese sehr genaue Schilderung der Reiseroute schleppend und dagegen eine pikantere Aufeinanderfolge wünschenswerth erscheinen, so glaube ich doch, daß mein Verfahren allein es Jedem möglich macht, eine richtige Kenntniß von der Halbinsel zu erhalten. Zum bessern Verständnisse habe ich noch in zwei Anhängen allgemeine naturhistorische Beschreibungen der Krim und der Nordküste des Schwarzen Meeres gegeben, die wohl im Stande sind, meine Schilderungen hier und da zu ergänzen. Eben so wird durch die ideellen Profile der verschiedenen Hebungen die eigenthümliche Bildung des Krim'schen Küstengebirges auch den Laien klar werden.

So will ich nun dieses Werkchen, was gleichsam den Schlußstein meiner Reiseberichte enthält, derselben freundlichen Nachsicht empfehlen, deren sich meine frühern Arbeiten erfreuten. Die Anerkennung, die meinem Streben geworden, sind mir eine große Genugthuung für all' die mannigfachen Opfer, welche ich freiwillig der Wissenschaft und zunächst der Kenntniß wenig, zum Theil gar nicht, von Europäern besuchter Gegenden des in jeglicher Hinsicht gewichtigen Orients brachte.

Berlin, den 16. October 1854.

Karl Koch.

Inhalt.

Erstes Kapitel.

Abreise von Taman; Kertsch.

Allgemeine Betrachtungen; Gastfreundschaft der Kaukasier; die Irrfahrten des Odysseus; die Kosaken und deren Streifzüge auf dem Schwarzen Meere; ihre Gefänge und Erzählungen; die Kosaken als Grenzwächter; Kertsch und sein Handel; Pantikapäon; das Museum; ein Makrocephalen = Schädel; Tmutorakan; ein Mausoleum der neuesten Zeit; Grabhügel; Fürst Herzeulidse; blausaures Eisen.

S. 1—17.

Zweites Kapitel.

Theodosia (Kassa) und Karasubasar.

Pampas und Steppe; die Halbinsel Kertsch und die Landzunge Arabat; Tataren; Theodosia; Herr von Smitten; Kassa; Türkische Grausamkeiten; Verödung der Krim; die Häuser und die Lage von Theodosia; ein deutsches Wirthshaus; Krim'sche Weine; buntes Völkergewirre; die Juden; Bodenverhältnisse; Schafheerden; Kameele; Dilligencen; Karasubasar; Handwerker; der Schirinselfen.

S. 17—32.

Drittes Kapitel.

Symphheropol.

Laurisches Hotel; das Gouvernement; die Tataren; Sultan = Kalga; Sahinghrei; Almetshed; die Neustadt; die Kathedrale; der Basar; ein kurz

ländischer Jude; Vieh; Obst und Obstgärten; das Thal des Salgir; Aepfel; Herr von Steven; Herr von Hübner; ein russischer Arbeiter; tatarische Ordnung; Abreise; Charakter der Gegend. S. 32 — 44.

Viertes Kapitel.

Bahtschisarai und Dshuffuthkaleh.

Die Spalte des Eschuruckfu; Kleidung der Tataren; Keabdschi; Skmedschi; das Chansschloß; Gerichtssaal; Harem; Marie Botokfa; furchtbare Rache; Thränenquelle; Mausoleum; ein tatarischer Begräbnißplatz; Zigeuner; eine Felsenkirche; die Judenveste; Rabbi Salomon Beim; Karaim; Talmud = Anhänger; Geschichtliches; die Synagoge; Josaphat = Thal.

S. 44 — 61.

Fünftes Kapitel.

Sebastopol.

Die Landzunge; Bodenverhältnisse; Chersones; die Gothen; der Name Sebastopol; Hafen; Nikolaus = Bastei; Docke; Kai; Bibliothek; Kirche; Kosarsky; Katharina II.; Boulevard; Flotte des Schwarzen Meeres; Eschernorätschka; Infjerman; Wasserleitung; Tunnel; Krypten; Uschakoffsche Schlacht; ein Invalide.

S. 62 — 81.

Sechstes Kapitel.

Balacklawas und das Küstengebirge.

Das alte Cherson; Balacklawas; die Kästrigonen Homer's; Parthenion; Mondschein = Partie; Baibar; die neue Straße; ein Gebirgspass; schöne Aussicht; Vegetation; Kirkinneiß; theure Preise; das Küstengebirge; seine Bildung; die Jurawand; die Jailsa.

S. 81 — 96.

Siebentes Kapitel.

Alupka; Maharatsch; Nikita.

Simeiß; Alupka; Fürst Woronzoff; unfruchtbare Umgegend; Gärtner Kehbach; die Anlagen; eine plutonische Eruption; fremde Sträucher; Man gel an Rasenplätzen; das Schloß; der rasche Postillon; Ausichten; Dre anda; Gaspra; Lwadia; Zalta; Maharatsch; Fürst Golizyn; die Fürstin

und ihr Kunstsinu; Masandra; Nikita; Herr von Hartwiß; Obst- und Weincultur; der Krim'sche Wein; fremdes Gehölz; die Korkeiche; Major Frömbder; ein Sturm. S. 96 — 120.

Achtes Kapitel.

Dreanda und Livadia.

Das Gärtnerhäuschen; Herr Rögner; vulkanische Eruption; Aussicht; Vegetation; drei Spaziergänge; die erste Felsenwand; der hohe Wachholder; das Schloß; Bataten; zwei Felsenblöcke; der Thiergarten; die zweite und dritte Felsenwand; die Laurische Föhre; der Erdbeerstrauch; die vierte Felsenwand; Epheupflanzen; Magebi; ein Sturm; Livadia; Graf Podokly; freundliche Anlagen; das Schloß; Aussicht; Rasenplätze und schöne Gruppen; Mangel an Grotten und Lauben; Klein-Dreanda; der Wachholder mit gelbrothen Früchten; Mistelschmaroger; Cap Aithodor; ein Leuchthurm; ein Herbar Krim'scher Pflanzen. S. 120 — 142.

Neuntes Kapitel.

Reise nach Ddessa.

Abreise; Aidanil; der Bärberg; Jurkuff; Boden-Verhältnisse; die östliche und westliche Hälfte der Südküste; Dialecte; Aluschta; das eiserne Thor; Tauschan = Basar; der Zeltberg (Tschadyrdagh); Salgir; Obstgärten; Synchronopol; Paß = Angelegenheiten; Einförmigkeit der Ebene; Züge der Tataren; Perekop; Meschki; Saporoger; Cherson; Nikolajeff; Professor Knorre; die Admiralität; Ddessa. S. 142 — 165.

Zehntes Kapitel.

Ddessa.

Reisefatalitäten; Paß = Angelegenheit; der Pseudo-Rosen; General Aglostscheff; Ansehen der Stadt; Vergleich der russischen Colonien mit denen Englands und Nordamerika's; Ddessa von der Steppe aus betrachtet; Boulevarde; die große Treppe; die Pest von 1838; Statistisches; die Winde; Chutors; der Hafen und die Rhede; Ddessa als Vermittlerin mit dem Innern; Handelsgegenstände; Abreise; Bessarabien; Lemberg; Krakau; Ankunft in Jena. S. 166 — 179.

Anhang.

I. Klima und Vegetation der Südküste der Krim.

Geographische Lage; der Sommer; der Frühling; der Spätherbst; der Winter; Eigenthümlichkeiten in der Vegetation; fremde oder eigenthümliche Gehölze. S. 183—200.

II. Klima, Boden und Vegetation Südrußlands.

Die drei Zonen im Osten Europa's; Steppe, Wüste, Wiese, Matte und Pampas; Bodenverhältnisse; gleichförmige Ebene; Granitunterlage; Kreideformation; Steppenalk; Temperatur; Niederschläge; große Trockenheit; die vier Jahreszeiten; Schneetreiben und Schneegestöber; Grabhügel; Vegetationszustände; das Haar- und Federgras; sonstige Pampaspflanzen; die Steppenvegetation; Hochkräuter und Burjan; der Springinsfeld; die Unterkräuter. S. 201—224.

Die Krim und Odessa.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY

Erstes Kapitel.

Abreise von Taman; Kertsch.

Allgemeine Betrachtungen; Gastfreundschaft der Kaukasier; die Irrfahrten des Odysseus; die Kosaken und deren Streifzüge auf dem Schwarzen Meere; ihre Gefänge und Erzählungen; die Kosaken als Grenzwächter; Kertsch und sein Handel; Pantikapäon; das Museum; ein Makrocephalen = Schädel; Tmutorakan; ein Mausoleum der neuesten Zeit; Grabhügel; Fürst Herkulidse; blausaures Eisen.

Als ich nach zwei langen und ziemlich beschwerlichen Reisen im Orient hart am Ufer der, einst wegen der Räubereien seiner Bewohner gefürchteter Halbinsel Taman stand, um mich nach dem Ziel meiner Wünsche, dem gelobten Lande der Russen, der Krim, einzuschiffen, erschaute ich, nochmals zurückblickend, die letzten Ausläufer des kaukasischen Gebirges. Alles, was ich in ihnen erlebt hatte, ging mir vor der Seele vorüber, und so groß auch die Sehnsucht war, die mich nach anderthalbjähriger Abwesenheit von der Heimath und den Theuren, die ich dort hinterlassen, ergriffen, so wurde es mir doch unendlich schwer nun auf immer von den Ländern, die ich, je mehr ich mit ihnen vertraut wurde, auch um so lieber gewonnen, zu scheiden. Die Menschen hatten mich fast allenthalben freundlich aufgenommen; Niemand fast hatte mich betrübt und Jedermann das Seinige beigetragen, um mir den Aufenthalt in der weiten Ferne angenehm zu machen. Grade da, wo man am Meisten für mich gefürchtet, in den durch Räubereien verrufensten Gegenden, mitten im kaukasischen und pontischen Gebirge, war es mir am besten ergangen. Nur aus dem Lande der ungasflischen Kurden kommen nicht immer

freundliche Erinnerungen. Wenn ein Kaukasier oder ein Osse mich mit den Worten „du bist Herr hier und ich bin mit meinen Söhnen nur zu deinen Diensten bereit“ in seinem gastlichen Hause aufnahm, so war die Anrede keineswegs, wie bei uns häufig, eine Höflichkeit, die man nur aussprach, sondern ein jedes Glied der Familie war in der That darauf bedacht, mir meine Wünsche möglichst an den Augen schon abzusehen und sie rasch auszuführen.

Mit den Worten „Herr erlaube mir, daß ich unserm Wirth die Zähne einschlage“ trat einmal in dem ersten grussischen (georgischen) Dorfe, was ich nach längerer Abwesenheit in damals noch unabhängigen Gebirgsgauen des Kaukasus erreicht hatte, eine jener schönen, ich möchte sagen, Homerischen, Gestalten, wie man sie häufig dort findet, zu mir und brachte mich in nicht geringe Verlegenheit, denn es war mir ja hinlänglich bekannt, daß ein Kaukasier etwas ebenso rasch auszuführen weiß, als er es sich vorgenommen. Er hatte früher mich gastlich in seinem Hause aufgenommen und mir zu Ehren ein Paar Schweine geschlachtet. Hier erhielt ich aber nur ein Paar Hühner und Eier, nach seinem Gefühl von Ehre viel zu wenig für einen Gast, der aus dem fernen Firengistan (Europa) gekommen sei.

Als ich ein anderes Mal auf jähem Felsen einen seltenen Baum erblickte und eben im Begriffe war, von ihm mir einige Zweige zu holen, trat mir mein Führer keck entgegen und duldete auf keine Weise, daß ich mich irgend einer Gefahr aussetzte. „Du befehlst da über mich, wo irgend etwas zu deiner Freude geschehen kann, und willig erfülle ich alle deine Wünsche. Wo ich aber Gefahr für dich erblicke, schuldest du mir blinden Gehorsam, denn ich will nicht, daß man mir dereinst vorwerfe, ich hätte nicht die nöthige Sorgfalt für das Leben meines Gastfreundes gehabt.“ Bald darauf brachte man den ganzen Baum, von dem ich einige Zweige gewünscht hatte, abgehauen und legte ihn zu meinen Füßen. „Nun nimm, Herr, was dein Herz beliebt.“

Es mögen die wenigen Züge genügen. Aber auch die geschichtliche Wichtigkeit des Landes, was ich eben verließ, hatte von jeher

meine ganze Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Als noch in Asien die Cultur gehegt und gepflegt wurde, war der Kaukasus die gewichtige Mauer, über die die nahen Söhne des Nordens nur selten zu dringen vermochten. Jetzt aber pflegt der kalte Norden Kunst und Wissenschaft und von Europa aus werden die übrigen Erdtheile einer bessern Gesittung entgegengesührt. Wie jetzt die europäische Cultur bereits jenseits des kaukasischen Gebirges Wurzel gefaßt hat, so war die asiatische Civilisation vor fast eben so viel Jahren vor Christus, als wir nach Christus zählen, umgekehrt bis in die jenseitigen Ebenen vorgebrungen. Indische Cultur blühte vor 3000 und mehr Jahren auf dem nordwestlichsten Ende des Kaukasus.

Ein berühmter Reisender, Dubois de Montpéreur, versucht nicht ohne Glück, die Irrfahrten des Odysseus nach dem Schwarzen Meere zu versehen. Mag man einwenden, daß der Sängler der Odyssee gewiß dann auch die Dardanellen und den Bosphorus erwähnt haben würde, wenn die genannten Irrfahrten nicht westlich von dem Schauplatze des trojanischen Krieges, im Mittelländischen Meere, sondern zum Theil nördlich in dem Pontus Eurinus stattgefunden hätten, so ist doch keineswegs abzuleugnen, daß der Verfasser der Voyage autour du Caucase mit viel Glück versucht hat, seiner Meinung Geltung zu verschaffen. Ist doch bei der gewöhnlichen Annahme eben so wenig Italiens gedacht. Es ist auch gar sehr die Frage, ob der Sängler der Odyssee die Inseln und Länder, von denen er spricht, selber genauer kannte und demnach wußte, wie und wo sie lagen. Nimmt man mehre Sängler an, so würden selbst einander widersprechende geographische Verstöße ihre Erklärung darin finden.

Mit Bestimmtheit lassen sich eigentlich nur zwei Gegenden festsetzen: das Land der Lotophagen, wohin ein Nordwind trieb, und das Land des Gebietes der kimmerischen Männer. Das erstere ist Aegypten, das andere die Krim und die ganze Nordküste des Schwarzen Meeres. Wie bekannt, dachten sich die Alten Kimmerien als ein dunkles Land „ganz von Nebel umwölkt und Finsterniß, wo nimmer auf jen' auffchauet Helios her mit leuchtenden Sonnenstrahlen.“ Kimmerien konnten die Alten keineswegs etwa nach der Südküste

Frankreichs versetzen; und doch müßte es dort gelegen haben, wenn man Sicilien für die Insel Thrinakia hält. Daß die zuerst genannte Insel in der That dereinst den Namen Thrinakia führte, liegt allerdings außer allem Zweifel und möchte auch der einzige Grund sein, daß man den Odyssens vom Lande der Lotophagen, also von Aegypten aus, weit nach Westen hin in das Mittelländische Meer verschlagen sein läßt.

Aus dem Argonautenzuge wissen wir, daß den Alten das Schwarze Meer und seine Küsten bekannt waren, aber wir haben nirgends Kunde, daß sie zur Zeit des trojanischen Krieges oder kurz nachher mit Italien und Sicilien genauer vertraut gewesen wären. Es kommt noch dazu, daß Kirke, die Schwester des Aetes, Königs von Kolchis, in Aeäa wohnte und daß Odyssens von da aus nur einen Tag bedurfte, um nach dem Gebiete der kimmerischen Männer zu gelangen. Setzt man Aeäa in die Nähe Siciliens, wie es häufig geschieht, so müßte der Sänger des elften Gesanges auch nicht die oberflächlichste Kenntniß von der Lage Kimmeriens gehabt haben. Es kommt noch dazu, daß die Schwester des Aetes nicht mehre hundert Meilen weit von ihrem Bruder wohnen mochte, sondern wahrscheinlich in der unmittelbaren Nähe.

An Kimmeriens Küste war das Ende des tiefen Okeanosstromes und der Eingang in das unterirdische Reich des Hades. Auf Tamaa mochten vor 3000 Jahren die mit Feuer verbundenen Auswürfe der dortigen Schlammvulkane weit bedeutender als jetzt sein; diese konnten demnach leicht zur Erklärung des Pyriphlegeton, jenes Stromes der Unterwelt, in dem Feuer floß, Veranlassung geben. Ferner ist die Sage von zusammenschlagenden Felsen im Süden des Schwarzen Meeres und am Ausgang des Thrakischen Bosphorus, wie es scheint, älter als die von denen bei Sicilien. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß die älteren Sänger des Argonautenzuges unter ihren Symplegaden dieselben Felsen verstanden, die Homer mit dem Namen der Skylla und Charybdis belegt. Gewiß wurden sie erst später auf die Felsen der Meerenge von Sicilien übertragen. Wie gesagt, auf jeden Fall ist diese Erklärung, welche übrigens Dubois de Montpéroux

einem französischen Philologen entlehnt hat, interessant und verdient weitere Berücksichtigung.

Auf meinem Schiffe, was mich von Taman nach Kertsch, der östlichen Halbinsel der Krim, bringen sollte, befanden sich auch einige Kosaken, schöne junge Leute, welche vaterländische Lieder sangen. Die Kleinrussen, zu denen man die ächten Kosaken rechnet, sind in ganz Rußland nicht allein wegen ihrer Liebe zum Gesange, sondern auch wegen ihrer Fertigkeit im Singen und der eigenthümlichen melodischen Stimme bekannt. In allen Kirchen der größern Städte Rußlands sind es Kleinrussen, welche die Kapelle daselbst bilden und mit ihrem Gesange die Orgel vertreten. Es ist aber nicht immer die Stärke und das Metall, wodurch sich die Stimme des Kleinrussen auszeichnet, sondern mehr noch der eigenthümliche melancholische Ton, der zum Herzen spricht, und die Frömmigkeit, so wie die Pietät, die allen ihren Gesängen mehr oder weniger inwohnt.

Ich spreche nur von dem ächten Kosaken, der wenigstens, wenn er auch nicht direct von denen am Don oder am Dnjepr abstammt, doch aus der Ukraine, einem alten kosakischen Besizthume, seinen Ursprung ableitet. Die Kosaken der frühern und jezigen Zeit sind wesentlich von einander verschieden. Die des 16. und 17. Jahrhunderts spielten im Osten unseres vaterländischen Erdtheiles eine wichtige Rolle. Am Don und am Dnjepr hatten sich thatendurstige Männer zu gemeinschaftlichem Handeln vereinigt. Wie die Waräger und Wikinger im Norden zogen sie mit ihren leichten Fahrzeugen aus und beunruhigten selbst den stolzen Herrscher Stambul's in der nächsten Nähe seiner Residenz. Trebisond und Sinope (jezt Sinup genannt) unterlagen ihren Raubzügen mehr als einmal; Kosaken bedrohten das heilige Serai *) des damals allmächtigen Padischah und plünderten in Konstantinopel. Die stolzen Herrscher des Morgen- und Abendlandes, wie die Sultane sich selbst nennen, gingen aus allen Kämpfen siegreich hervor, sprachen allen christlichen Nationen Hohn

*) So, und zwar mit dem scharfen „s“, sprechen die Türken das Wort aus; die Schreibart Serail ist für uns falsch, obwohl von den Franzosen eingeführt. Eben so heißt es Trebisond und nicht Trebizonde, Erserum nicht Erzerum.

und — fürchteten sich vor einer Handvoll christlicher Abenteurer. Sie, die jeden Augenblick drohten, über Deutschland herzufallen, zwei Mal bis nach Wien vordrangen, vermochten den Räubereien der Kosaken im eigenen Lande nicht Einhalt zu thun. Nach einem solchen kühnen Einfalle, der den Sultan Murad sogar in den eigenen vier Pfählen bedrohte, soll dieser einstens ausgerufen haben: „Vor mir zittert die ganze Christenheit und ein Häuflein Kosaken verursacht mir schlaflose Nächte.“ Die Einfälle auf türkischem Gebiete dauerten selbst noch fort, als die Krim und die ganze Nordküste des Schwarzen Meeres, also auch der Ausfluß des Dnjepr, den Sultan als ihren Herrn anerkannten und man alle Vorkehrungen getroffen hatte, die Kosaken am eben genannten Flusse,*) die, weil sie jenseits der Wasserfälle desselben wohnten, den Namen Saporoger erhielten, abzuhalten. Kriegsschiffe verfolgten umsonst die kosakischen flachen Fahrzeuge nach den Mündungen der kleinen Flüsse, oder nach den sumpfigen Ufern des Nordens. Selbst die beiden Festen, Kinburn und Dtschakoff (Dzjakow), die an der Mündung des Dnjepr erbaut, den Aus- und Eingang bewachen sollten, vermochten eben so wenig, wie die große eiserne Kette, welche weiter oben quer über den Fluß gezogen wurde, die Kosaken von ihren Einfällen abzuhalten.

In dunkler Nacht vernahmen die Wächter der Kette die Ankunft ihrer Feinde, und von beiden Seiten erdröhnten die Kanonen, nach der bedrohten Stelle gerichtet. Es waren aber nicht die Tschaken, die Fahrzeuge der Kosaken, welche die Kette bewegt hatten, sondern große Baumstämme, die von den kühnen Abenteurern vorausgeschickt wurden und die ganze Ladung der Kanonen erhielten. Nun erst näherten sich allmählig und mit Vorsicht die Kosaken und überschritten die gefährliche Stelle. Am Tage verbargen sie sich in dem Schilf der morastigen Ufer oder besteckten ihre Fahrzeuge mit Schilf, um sich so den Blicken ihrer Feinde zu entziehen.

Noch schwieriger war die Rückfahrt, die bei der Wachsamkeit

*) Dieser Name des bekannten Flusses wird so ausgesprochen, wie er hier geschrieben ist, nicht Dnieper, wie er sonst sogar in Geographien heißt.

der Türken den Dnjepr aufwärts nur mit der aufersten Gefahr geschehen konnte. Um diese zu vermeiden, gingen die Kosaken gewöhnlich durch die Meerenge von Kertsch in das Asow'sche Meer und von da den Don aufwärts bis zum Einfluß der Doney. Wie weit sie diesen Nebenfluß aufwärts fuhren, hing von dem Wasserstande ab. Sobald die Schiffahrt nicht weiter möglich war, trugen die Kosaken ihre leichten Fahrzeuge, die oft nur aus ausgeholten Weiden oder Bappeln bestanden, auf den Schultern bis zur Samara, einem Nebenflue des Dnjepr und langten so, oft erst nach drei, vier und selbst sechs Monaten, wiederum in der Heimath an.

Ich setzte mich zu den Sängern und ließ mir von den Thaten ihrer Vorfahren erzählen. Der Kosak ist mit Recht stolz auf seine Geschichte, die wir leider zu wenig kennen. Es wäre wohl der Mühe werth, daß Jemand die Erzählungen, wie sie im Munde des Volkes sind, sammelte; es würde gewiß manche Lücke in der Geschichte ausgefüllt werden. In den langen Winterabenden erzählt der Hausvater gern von dem, was er erlebt, aber auch von dem, was ihm in seiner Jugend berichtet wurde; so erbt sich die Geschichte der Kosaken vom Vater auf den Sohn fort. Nicht weniger sind es die Gesänge und Lieder, welche die Helden der Vorzeit und ihre Thaten besingen und zahlreiches Material zur Geschichte des Landes geben. Der Kosak, der mir berichtete, wurde allmälig lebendiger; seine Erzählung geschah in der Weise, als hätte er das, was er mir mittheilte, selbst erlebt. Wenn er von der nächtlichen stillen Fahrt sprach, wurde seine Stimme leiser, als wenn die Wächter der Kette sie vernehmen könnten. Mit den Händen ahmte er und seine Gefährten das Plätschern der Ruder auf hohem Meere nach; seine Stimme wurde lauter, wenn ein Sturm die leichten Fahrzeuge ergriff und sie oft gerade dahin schleuderte, wo sie kurz vorher erst den Spahern der Türken entronnen waren. Aengstlich schien er nach dem Schilfe zu greifen, was jede Tschaike mit sich führte, um dieser das Ansehen eines Schilfwaldes zu geben. Wie er aber an den Ueberfall selbst kam, sprangen alle Kosaken mit Geschrei auf, als wollten sie noch einmal den Ort überfallen, dem es im Gesänge galt.

Jetzt sind die Kosaken Grenzwächter des weiten russischen Reiches geworden. In einem langen Streifen ziehen sie sich von der polnisch-deutschen Grenze und im Norden dreier großen Reiche: der Türkei, Persiens und China's, bis an das große stille Meer dahin und schützen im Süden ihr großes Vaterland gegen die Einfälle räuberischer Horden, im Westen aber versperrten sie den Culturerzeugnissen des übrigen Europa den weitem Weg. Die Nachkommen der frühern Kosaken reichten aber nicht aus, um solche weiläufige Grenzen zu bewachen; so hat man im Verlaufe der Zeit Bewohner aus andern Gegenden Rußlands und namentlich Kleinrussen dazu verwandt. Aber auch außerdem wurden sogar nichtchristliche, aber kriegerische Stämme, wie Baschkiren, Kirgisen und Kalmücken, zu Kosaken gemacht und verrichten nun mit den übrigen nicht allein dieselben Geschäfte, sondern haben auch dieselben Einrichtungen.

Es that mir leid, daß ich wegen geringer Kenntniß der russischen Sprache nicht alles selbst verstand; zum Glück war aber der Führer des Paketbotes ein Deutscher und ergänzte gern mir das, was mir entgangen. So verging die Zeit selbst rascher als mir lieb war. Allmählig traten die Conturen der gegenüberliegenden Küste deutlicher hervor und bald befanden wir uns in der halbmondsförmigen Bucht des Hafens von Kertsch. Da der Wind aber gerade entgegen war, gelang es uns erst nach langem Laviren im Hafen selbst einzulaufen. Es hatte die Ueberfahrt vier Stunden gedauert.

Zum ersten Male fand ich nach langer Entbehrung wieder ein deutsch eingerichtetes Wirthshaus. Ein deutscher Kellner nahm mir beim Eintritt den Mantel ab und führte mich in ein sauber ausgestattetes Zimmer. Nur der kann die Wohlthat der vaterländischen Wirthshäuser ganz erkennen, der eine lange Zeit unter Völkern sich herum bewegt hat, wo Wirthshäuser noch nicht existiren und wo man der freiwilligen oder unfreiwilligen Gastfreundschaft von Leuten, die oft kaum für sich genug hatten, überwiesen ist. Monate lang wußte ich oft nicht, wohin ich mein Haupt des Abends legen sollte; Wochen lang wurde mir manchmal keine andere Nahrung gereicht, als saure Milch oder eine Hirsenpolenta, in der weder Butter noch Salz war.

Kertsch ist eine neue Stadt, aber ein Gemisch von Italienischem und Russischem. Häuser mit flachen Dächern erinnern an das erstere, breite weitläufige Straßen und zum Theil ungepflasterte Wege an das letztere. Im Ganzen gewährt die Stadt einen freundlicheren Anblick, als sonst kleine russische Städte zu geben vermögen. Sie soll jetzt gegen 10,000 Einwohner besitzen, eine Zahl, die gewiß sich mit der Zeit vergrößern wird. Aber erst dann verspricht Kertsch eine Bedeutung zu erhalten, wenn die Länder am Don sich einer größern Cultur erfreuen. So ist Kertsch zwar jetzt schon die Vermittlerin zwischen diesen und dem Süden, aber die Erzeugnisse der Donländer sind noch so gering, daß die Ausfuhr gar nicht von Bedeutung ist. Die Don'schen Kosaken, die den wichtigeren untern Theil des Dongebietes einnehmen, bauen selbst nur so viel Getreide, als sie zum eigenen Haushalte bedürfen. Außerdem leben sie einfach und haben, wenigstens der gemeine Mann, wenig oder gar keine Bedürfnisse. Die Stoffe zu ihren Kleidern machen sie zum großen Theil selbst, oder erhalten diese aus russischen Fabriken.

So beschränkt sich denn der meiste Handel auf die Erzeugnisse der nächsten Umgegend, auf Fische und Salz, die beide in den Orten nördlich am Asow'schen Meere gegen Getreide eingetauscht werden. Großer Verkehr findet namentlich mit Taganrog statt, einer Stadt, die vor einigen zwanzig Jahren wichtig zu werden versprach, jetzt aber, seitdem Kertsch sich hebt, ihre Bedeutung verloren hat. Das Salz wird in kleinen Seen, welche sich südlich von Kertsch befinden und von denen die größeren Druk und Tschokrek heißen, gewonnen. Fische werden getrocknet und als Seringe eingesalzen. Mehre tausend Tonnen gehen von den letztern alljährig nach dem Süden Rußlands. Auch Caviar wird bereitet. Da die Störe hier keine so bedeutende Größe besitzen, wie die am Ausflusse der Wolga und des Kur = Araxes, so sind auch die Caviarkörner kleiner, geben aber an Geschmack den Astrachan'schen durchaus nichts nach.

Da, wo jetzt Kertsch steht, blühte einige hundert Jahre v. Chr. Pantikapäon, die Residenz der bosporanischen Könige. Die Bedeutung dieser griechischen Colonie hat man erst in der neueren Zeit

erkannt, wo man eine Menge Zeugen aus dem grauen Alterthume aufgefunden hat; sie wird noch gewinnen, je mehr man den Ueberbleibseln seine Aufmerksamkeit zuwendet. Leider hat man die kostbaren Zeugen jener alten Zeit, die man namentlich in Gräbern vorfand, zum großen Theil nach Petersburg gebracht und sie dort in der Eremitage aufgestellt. Ich für meinen Theil hätte eine vollständige Sammlung an Ort und Stelle passender gefunden. Ich habe die Sammlung in Petersburg zwei Mal gesehen und jedes Mal die Menge und den Reichthum bewundert. Es liegt nicht in meinem Zwecke über das, was man bereits gefunden, so wie über die Geschichte des bosporanischen Reiches genau zu berichten; ich will nur kurz mittheilen, was ich hier gesehen. Für mich war es von großem Werthe, daß der Director des archäologischen Cabinetes in Kertsch, Herr von Blaremburg, mir schon von früherer Zeit bekannt war und mit großer Freundlichkeit mich selbst mit allen Sehenswürdigkeiten bekannt machte. Er theilte mir seinen Plan mit, den er nach der Strabonischen Beschreibung des alten Pantikapäon für die Umgegend von Kertsch entworfen hatte und der mich, wegen der großen Uebereinstimmung der damaligen Angaben mit den jetzigen Zuständen, in hohem Grade interessirte.

Kertsch liegt dicht am Hafen, während das Pantikapäon des Strabo auf Hügeln erbaut war. Die Akropolis befand sich nach vorn, so ziemlich in der Mitte, während der Berg, wo sie stand, im Süden der heutigen Stadt sich hinzog und mit einem unbedeutenden Höhenzuge in Verbindung stand. Auf einer prächtigen steinernen Treppe erstiegen wir die erste Höhe, auf der das Museum für die geringern und schwieriger zu transportirenden Gegenstände des Alterthums liegt. Es nimmt sich von weitem sehr hübsch mit seinen Säulen aus; leider verwendet man aber nicht die gehörige Sorgfalt auf sein Aeußeres, was um so wünschenswerther wäre, als das Gebäude selbst seiner Lage halber den Einflüssen des Wetters sehr ausgesetzt ist. Man erfreut sich oben angekommen einer herrlichen Uebersicht der nächsten Umgebung. Zufällig hatten auch gegen funfzig Schiffe und unter andern ein preußisches, Anker geworfen und belebten das Bild.

Nach Süden und landeinwärts versperrten die Höhen selbst jede weitere Fernsicht, aber nach Norden breitete sich eine endlose graue Steppe aus, die nur durch uralte Grabhügel, (Tumuli, Kurgan) wenig unterbrochen wurde.

Eine Menge zerbrochener Bildsäulen und beschädigter Skulpturen lagen vor dem Gebäude; das Bessere hatte man in dem innern geräumigen Saale aufgestellt. Von vorzüglicher Schönheit erschien, trotz seiner Beschädigung, ein Apollokopf, an dessen Wangen ein röthlicher Schimmer bemerkbar war. Außerdem war der Marmor blendend weiß und in hohem Grade feinkörnig. Noch mehr interessirte mich ein großer Sarg, ebenfalls von Marmor, der wohl dereinst einem andern von Holz als Einschluß gedient hatte. Leider war er von den Türken, den frühern Herren dieser Gegend, so verstümmelt worden, daß man von den Skulpturen nur wenig noch deutlich erkannte. Auf dem Deckel befanden sich zwei riesige Figuren, denen man aber die Köpfe abgeschlagen hatte.

Daneben stand ein vorzüglich gearbeiteter Sarg aus Cedernholz, der hinsichtlich seines Schnitzwerkes mich lebhaft an die deutschen Truhen im Mittelalter erinnerte. Einige Zierrathen, die ich später durch einen Juden erhielt, habe ich dem archäologischen Museum in Berlin mitgetheilt. Ebenso Sandalen aus grauer Vorzeit. Die Masse einiger Vasen, die mehr oder weniger etrusische Formen besaßen, hatten Aehnlichkeit mit unserm Porzellan; ebenso interessirten mich eine Art gläserne Geschirre, die sich durch ihre Leichtigkeit auszeichneten.

Vor Allem jedoch nahm der ziemlich erhaltene Schädel eines zehnbis zwölfsjährigen Knaben meine volle Aufmerksamkeit in Anspruch. Die sämtlichen Knochen waren außerordentlich dünn, wie man sie sonst bei uns kaum bei einem ein- bis zweijährigen Kinde beobachtet. Das Merkwürdigste war aber die Länge der Stirnbeine, die ziemlich die Länge des ganzen Gesichtes hatten. Es erinnerte mich dieser Umstand einigermaßen an die Makrocephalen des Herodot. Wahrscheinlich mochte aber der Schädel von einem kranken Kinde sein.

Seltfam war es dann allerdings, daß die Ausdehnung des Schädels nicht auch zu gleicher Zeit in die Breite zugenommen hatte.

Unter den vielen Inschriften, die hier aufgestellt waren und, wenn ich nicht irre, zum großen Theil in dem Corpus inscriptionum von Bökh bekannt gemacht geworden sind, befand sich auch die, welche auf Taman aufgefunden wurde und mit Bestimmtheit nachwies, daß das russische Großfürstenthum Tmutorakan des 10. u. 11. Jahrhunderts seinen Hauptsitz auf der Halbinsel Taman hatte. Bis dahin kannte man dessen Lage gar nicht und identificirte Tmutorakan sogar mit Astrachan. Dieses Monument war das einzige mit altrussischen Buchstaben, denn alle übrigen hatten griechische Inschriften. Dieses russische Fürstenthum im äußersten Süden war von Bedeutung, indem es Zeugniß giebt, wie weit damals russischer Einfluß gegangen sein muß, wenn in dieser Entfernung die russische Macht nicht allein gedeihen, sondern sogar zur Blüthe kommen konnte. Ein Großfürst besiegte die Kasoghen (Kosaken d. i. Fischerkessen) und Iffen (Ossen oder Osethen) in einem entscheidenden Treffen und unterwarf sich diese beiden jetzt noch zum Theil widerstehenden Volksstämme.

Außer diesen Monumenten fanden sich in dem Kertscher Museum nur noch wenige Spangen, Ringe und Ketten vor. Was ich sah, hatte eine hellgoldgelbe Farbe und schien aus dem reinsten Gold verfertigt zu sein. Es giebt hier Juden, welche mehr geheim als öffentlich Handel mit Antiquitäten, namentlich mit Münzen, treiben. Früher war es ihnen streng untersagt; aber gerade dadurch wurde Vieles nach dem Auslande verkauft, was man gern besessen hätte und für die Bervollständigung der Petersburger Sammlung auch von sehr großem Nutzen sein mußte. Durch die Bemühungen des Herrn von Blaremburg ist aber jetzt der Handel unter der Bedingung frei gegeben, daß alle Antiquitäten erst dem hiesigen Museum zum Verkauf angeboten werden. Die Juden trauen aber noch nicht recht; diesem Umstande und meiner Bekanntschaft mit dem Director hatte ich es wohl zu verdanken, daß alle Verkäufer hoch und theuer mir versicherten, für den Augenblick nichts zu besitzen.

Aus verschiedenen minder werthvollen Steinen des Alterthums

hat man dicht am Hafen einen Brunnen gebaut, der, abgesehen von seinem alterthümlichen Interesse, sich auch sehr gut ausnimmt. Dicht bei ihm liegen aber noch eine Menge Inschriften herum, auf die man der größeren Verfümmelung und Unleserlichkeit halber keinen weiteren Werth legt. Es möchte aber doch Manches darunter sein, dessen Erhaltung man im Interesse der Wissenschaft wünschen könnte. Leider fehlt der nöthige Raum, um auch diese Gegenstände gegen Wind und Wetter hinlänglich zu sichern.

Von dem Museum aus bestieg ich die vordere Höhe nach dem Meere zu, wo einst die Akropolis gestanden haben mag. Man findet aber hier wenig Spuren alten Gemäuers, dagegen nimmt ein kleiner Tempel der neuesten Zeit die höchste Stelle ein. Dieser Tempel bedeckt das Grabmal eines früheren Gouverneurs von Kertsch, mit Namen Stamkoffsky. Durch ihn geschahen die meisten Ausgrabungen und Nachforschungen von Bedeutung. Die Wissenschaft verdankt diesem unterrichteten Manne manche wichtige Entdeckung. Es scheint aber, als wenn leider damals die russische Regierung noch nicht das Interesse wie jetzt an diesem Gegenstande gehabt hätte, denn eine Menge wichtiger Antiquitäten aus jener Zeit sind verschwunden. Stamkoffsky besaß selbst eine vorzügliche Münzensammlung, namentlich aus der Zeit der bosporanischen Könige und vermachte diese nach seinem Tode einem Freunde in Paris. Als auch dieser starb, ließ der Kaiser Nikolaus die ganze Sammlung um einen bedeutenden Preis ankaufen; so wanderte diese nach der Eremitage in Petersburg, um dort im Interesse der Wissenschaft aufgestellt zu werden.

Die erwähnten Spuren eines Gemäuers liegen hinter dem bezeichneten Tempel. Man erzählte mir, daß hier noch vor kurzer Zeit ein Thurm gestanden, und daß der große Mithridates daselbst ein Schloß, von dem aus er zu seinen versammelten Truppen gesprochen, besessen hätte. Man nennt den Berg deshalb noch heut zu Tage Berg des Mithridates. Das Gestein, aus dem der ganze Höhenzug hauptsächlich besteht, ist ein sehr weicher Kalk, aus der neuesten tertiären Zeit, der seiner Eigenthümlichkeit halber den Namen Kalk von Kertsch erhalten hat, meistens aber bei uns Steppenkalk genannt wird, und

sich auch außerdem auf der Halbinsel Krim häufig vorfindet. Er ist der leichten Bearbeitung halber ein vorzüglicher Baustein, und wird zu diesem Zwecke gewöhnlich in lange viereckige Stücke zersägt.

Da wo Kertsch jetzt steht, war ohne Zweifel ein uralter Begräbnisplatz. Ein Menge Grabhügel, sogenannte Tumuli, ziehen sich außerdem namentlich in nördlicher Richtung hin, sind aber zum größten Theil bereits von Genuesern, Tataren, Türken und Russen so durchwühlt, daß nur wenige noch die ursprüngliche Einrichtung zeigen. Nach Dubois des Montpéreur, der eine vorzügliche Beschreibung in dem oben genannten Werke geliefert, hat man in der ältesten milesischen Zeit die Gräber in den leichten Kalkstein gehauen. Später schloß man zuerst die Räume, in denen die Särge aufgestellt wurden, durch Mauerwerk, deren Steine jedoch durch keinen Mörtel mit einander verbunden waren, vollständig ein und überschüttete sie erst mit Erde, so daß ein kegelförmiger Hügel entstand. Ein solcher Grabhügel diente in der Regel einer ganzen Familie als Begräbnisplatz; wahrscheinlich wurde er um so höher erbaut, je vornehmer ein Besitzer war.

Wenn man die Menge der Grabhügel, die sich Stunden weit hinziehen, sieht und bedenkt, daß die ärmeren Leute weniger kostspielig begraben wurden, und ihre Grabhügel daher schon in der kürzesten Zeit wiederum verschwanden, daß daher alle noch zu unterscheidenden Grabhügel vornehmen Leuten angehörten, so muß man in der That über die Wohlhabenheit und den Reichtum des alten Pantikapäon, der nördlichsten Colonie der Milesier, erstaunen. Seit Jahrhunderten hat man die Hügel durchwühlt, um Gold und Silber oder sonstige Kostbarkeiten aufzusuchen; und doch findet man noch bis in die neueste Zeit fast alljährlich Münzen, Spangen, Ringe und dergl., deren Arbeit nicht weniger unsere Verwunderung in Anspruch nimmt. Ich sah in Petersburg Ohrringe und Armbänder, die mit einer Kunstfertigkeit gearbeitet waren, daß sie noch jetzt einen Vergleich mit den Arbeiten unserer anerkanntesten Goldschmiede aushalten. Die Menge der Gegenstände, welche man noch findet, deutet aber auch auf einen Luxus der Frauen hin, den man nicht vor zwei

und drittehalbtausend Jahren in diesem entfernten Winkel der damals civilisirten Welt gesucht hätte.

Herr von Blaremburg hatte den Tag, als ich die Gegend der Grabhügel besichtigte, Leute ausgesendet, um Nachgrabungen anzustellen. Leider war aber keine günstige Stelle ausgesucht worden, denn wo man grub, fand man nichts. Wie es schien, hatte man zu verschiedenen Zeiten hier die Erde schon durchwühlt. Man fand die innern Gräber verschüttet, ja selbst die Gebeine durcheinander geworfen. Die Mächtigen und Stolzen, die einst hier begraben wurden, gedachten ihr Andenken der spätern Zeit zu erhalten; sie ahndeten aber nicht, daß ihre Gebeine dereinst profanen Händen preisgegeben würden. Das sind Früchte eines überhebenden Stolzes und Hochmuthes. Den Armen stört Niemand in seinem einfachen Grabe; er wird zu Staub, aus dem er genommen, durch Gottes Werk, ohne erst menschlicher Habsucht zu verfallen.

Desto mehr interessirten mich die beiden großen Grabhügel, welche ohne Zweifel Königen ihren Ursprung verdankten und später deren Gebeine einschlossen. In dem größten stand der marmorne Sarg, von dem ich oben bereits gesprochen habe. Der Hügel mochte ungefähr eine Höhe von 100, am Grunde aber einem Durchmesser von 150 Fuß besitzen. Ein schmaler, 140 Fuß langer, 10 Fuß breiter und sehr hoher Gang führte zu dem innern viereckigen Raum von 15 Fuß im Durchmesser. Nach oben sind die Ecken abgerundet, das Ganze läuft aber kegelförmig zu. Die Höhe mochte ungefähr 40 Fuß betragen. Die Wände zeigten gar keine Spuren mehr von irgend einer Verschönerung. Da auch sonst der Raum sich keineswegs der Reinlichkeit erfreute, so machte das Grabmal einen höchst unangenehmen Eindruck auf mich.

Kertsch besitzt mit der ganzen kleinen Halbinsel, auf deren östlichem Ende die Stadt liegt, einen besondern Statthalter, und zwar, während meiner Anwesenheit, in der Person des grußischen Fürsten Herheulidse. Dieser besaß eine Vorliebe für Deutschland, dem Lande, wie er sich ausdrückte, aller Erfindungen und tiefen Denker. Mit großer Aufmerksamkeit verfolgte er alles, was die Wissenschaft dort zu

Tage förderte. Noch mehr war die Familie deutsch. Die Fürstin, in Dresden erzogen und selbst dadurch mehr oder weniger deutsch geworden, sprach mit ihren Kindern nur deutsch; der Unterricht fand ebenso in deutscher Sprache statt. Eine deutsche Erzieherin hatte die Heranbildung der noch jugendlichen Töchter übernommen.

Den Fürsten interessirten auch die eigenen Umgebungen, namentlich in naturhistorischer Hinsicht; ich sah bei ihm eine recht hübsche Sammlung von Mineralien, die hauptsächlich aus Versteinerungen des Kertscher Kalksteines, aus Polypenstücken, die hier kegelförmige Hügel, ähnlich den Grabhügeln, oft mitten auf freiem Felde bilden, u. m. A. bestanden. Mehr noch nahmen mich Muscheln, die zu *Unio* und *Anadonta* zu gehören schienen, in Anspruch, da sie zum Theil mit den schönsten Nadeln eines blausauren Eisensalzes angefüllt waren. Nach dem Fürsten sollen diese Muscheln sich keineswegs selten in dem Sande am Ufer des Meeres vorfinden, besonders nach Norden zu in der Nähe eines Vorwerkes, wo auch eine Schwefelquelle von 13° R. aus der Spitze eines Kalkhügels vorkommt. Wenn in der Reise des Herrn Anatol von Demidoff gesagt wird, daß von diesen Muscheln sich noch keine Exemplare in irgend einem europäischen Museum befänden, so ist dieses ein Irrthum, da ich dergleichen schon lange dem Berliner habe zukommen lassen und Dubois de Montpéreur bereits ebenfalls deren in seiner Sammlung besaß. Nicht weit von dieser Stelle ist auch ein Schlammvulkan, der sich von denen auf der Halbinsel Taman nicht im Geringsten unterscheidet. Er bildet einen sehr breiten, aber nicht hohen und oben abgestutzten Hügel.

Zweites Kapitel.

Theodosia (Kaffa) und Karasubasar.

Pampas und Steppe; die Halbinsel Kertsch und die Landzunge Arabat; Tataren; Theodosia; Herr v. Smitten; Kaffa; Türkische Grausamkeiten; Verödung der Krim; die Häuser und die Lage von Theodosia; ein deutsches Wirthshaus; Krim'sche Weine; buntes Völkergewirre; die Juden; Boden-Verhältnisse; Schafheerden; Kamele; Diligencen; Karasu-Basar; Handwerker; der Schirinfelsen.

Den 17. September verließ ich Kertsch und eilte nach dem 13 $\frac{1}{2}$ Meile entfernten Theodosia. Der Weg führt in rein westlicher Richtung über eine durch unbedeutende Hügel unterbrochene Steppe. Diese unterscheidet sich aber wesentlich von denen in Giskaukasien und nähert sich mehr den amerikanischen Pampas. Unter diesem Namen versteht man nämlich in Südamerika einen ebenen oder höchstens wellenförmigen Landstrich, dem zum großen Theil die Quellen fehlen. Aus dieser Ursache findet sich nur zur Regenzeit eine größere Vegetation vor, während zur heißen Sommerzeit sich die Gegend in völlige Wüste umgewandelt hat und kaum noch einige Kräuter und sparrige Sträucher, die beide sich nicht des gewöhnlichen Pflanzengrünes erfreuen, zu ernähren vermag. Der Boden besteht auf der ganzen Ostseite der Krim meistens aus Kalk und Mergel und gehört der neuern tertiären oder Diluvialzeit an. Es kommt noch dazu, daß wie in den ächten Wüsten, auch hier, ein nicht unbedeutender Salzgehalt dem Gedeihen der Pflanzen hinderlich ist.

Die hiesige Steppe hatte ebenfalls ein graues Ansehen. Alle Pflanzen, die auf ihr, aber ziemlich gedrängt, vorkamen, besaßen mehr oder weniger eine graue Farbe und durchschnittlich nur die Höhe eines Fußes. Es waren wenig Arten, die aber große Strecken einnahmen und dadurch die Einförmigkeit der Gegend noch unendlich vermehrten, wie Senecionen, Aftern, Skabiosen, Malven, Umbelliferen u. s. w.; Pflanzen die in Giskaukasien die größern Kräuter auf den

Steppen bildeten, fehlten hier ganz. Hauptsächlich sah ich weißen Andorn und zwar *Marrubium peregrinum* L. β . *creticum* Mill. Diese Pflanze ist es auch hauptsächlich, welche mit *Gypsophila* den sogenannten Burjan bildet, der in den Gefängen der Steppenbewohner und in den Erzählungen der kleinen Kinder daselbst eine große Rolle spielt. Ich werde später, wo ich Gelegenheit habe, specieller über die südrussische Steppe zu sprechen, des Burjan noch weiter gedenken. Nächst dem weißen Andorn ist es ein Beifuß, *Artemisia maritima* L. β . *taurica* Bieb., welche die am meisten verbreitete Steppenpflanze in der hiesigen Gegend ist. Seine Blüthenkörbchen besitzen einen intensiv = aromatischen Geruch und werden allgemein als Wurmsamen, *Semen Cinae*, von den Tataren benutzt. Was ich in russischen Apotheken als Wurmsamen gesehen habe, unterschied sich von dem unsrigen durch mehr rundliche Blüthenkörbchen, ich vermag aber nicht zu sagen, von welcher Pflanze er speciell gesammelt wird. Wahrscheinlich ist es ebenfalls eine von den vielen Varietäten der *A. maritima* L., welche dieses in Rußland viel benutzte Arzneimittel liefert.

Zu den übrigen Pflanzen, die ich hier in großer Verbreitung sah, gehört noch eine Flockenblume mit sparrigen Aesten und kleinen Blüthenkörbchen, *Centaurea diffusa* Lam. Sie trägt ebenfalls bisweilen zu der Bildung des Burjan bei. Endlich habe ich noch unsern rothen Ohrentrost: *Odontites rubra* Pers., zu nennen.

Die kegelförmigen Hügel ziehen sich noch einige Meilen über Kertsch hinaus; nach Dubois de Montpéreur sind es zum großen Theil nicht Grabhügel, sondern Polypenstöcke. Bei der ersten Station Sultanoffka beginnt das Land sanft wellenförmig zu werden und man nähert sich der unbedeutenden Erhebung, welche sich mehre Meilen weit westwärts hinzieht. Hier war in der spätern Zeit die Grenze des Reichs der bosporanischen Könige, deren Besitzungen sich in der Regel mehr auf der andern Seite des Bosporus ausbreiteten. Die Erhöhung zieht sich selbst noch in das Asoff'sche Meer hinein und bildet dort die schmale Landzunge von Arabat. Auf ihr führt eine Straße nach dem südrussischen Festlande, die hauptsächlich von Kert-

scher Kaufleuten benutzt wird. Zwischen der genannten Landzunge und der eigentlich Krim'schen Halbinsel liegt das Faule oder Todte Meer, so genannt, wegen seines morastigen, im Sommer übelriechenden und ungesundem Wassers. Große Schilfwälder ziehen sich in ihm dahin und dienen einer Menge Sumpfvögel zum Sommeraufenthalte.

Die Erhöhung ist fruchtbarer als die Ebene, welche ich eben durchfahren hatte, und dient hauptsächlich den Tataren als Weide für ihre zahlreichen Heerden. Die hiesigen Tataren oder Noghajer unterschieden sich wesentlich von denen der kaukasischen Nordseite, indem sie sich weit mehr ihr ursprüngliches Gepräge in Physiognomie und Körperbau erhalten haben. Sie besaßen ohne Ausnahme eine kurze und gedrungene Figur, ein rundes aufgedunsenes Gesicht und schlichtes, schwarzes, aber glanzloses Haupt-, jedoch wenig Barthaar. Die Augen waren geschligt und die Pupille konnte man fast gar nicht vom dunklen Augenringe unterscheiden; beide bildeten einen keineswegs angenehmen Contrast mit dem gelblichen Weiß des übrigen Auges. Die kurze und gedrungene Nase, zum Theil aufgeworfene Lippen und ein nur wenig hervorragendes Kinn trugen eben so wenig, wie der kurze Hals und die wulstigen Glieder, zur Verschönerung des wenig über 5 Fuß im Durchschnitte hohen Körpers bei. Und doch findet man, namentlich Mädchen von siebzehn bis zwanzig Jahren, die, trotzdem im Allgemeinen sie sich im Außern von ihren Landsleuten nicht unterscheiden, nicht allein den Anspruch auf Schönheit machen, sondern ihn selbst auch verdienen. Das gewöhnliche Gelb der Haut besitzt bei diesen einen so zarten Teint und scheint von leichtem Karmin wie angehaucht, so daß es gar nicht so sehr unangenehm auffällt, wie es sonst bei den ältern Frauen der Tataren der Fall ist. Selbst die geschligten Augen, wenn man einmal sich an sie gewöhnt hat, und die Milde, die sich in ihren Blicken ausspricht, vermögen wohl auch Männer Indoeuropäischen Stammes zu gewinnen. Wenn aber eine junge, früher noch so schöne Frau erst ein und zwei Kinder gehabt hat, so verlieren sich nicht allein schnell ihre Reize, sondern es macht sich allmählig auf dem Gesichte eine solche Häßlichkeit geltend, wie man diese bei uns fast nie findet. Frauen von dreißig Jahren haben

das Ansehen, als wären sie Matronen, die im Leben schon viel erduldet haben. Ein interessanter Umstand ist es, daß die hiesigen Tataren nicht den Dialekt ihrer Landsleute am Kaukasus sprechen, sondern eine Aussprache besitzen, die sich von der in Konstantinopel nur wenig unterscheidet.

Ueber die Stationen Arghin und Propatschkaja führte mich mein freundlicher Postillon nach Theodosia. Die Postanstalten sind in der Krim und allenthalben da, wo der Fürst Woronzoff einen Einfluß besitzt, vorzüglich. Anstatt der muldenförmigen Wagen erhält man hier eine kleine Art Holsteiner. Die Sitze fehlen aber doch; man ist gezwungen, sich auf Heu zu legen oder mit seinem Gepäck es sich so bequem zu machen, als es eben geht. Die Pferde wurden auch nicht so kurz angespannt, wie es im übrigen Rußland der Fall ist. Man sah, daß man hie und da etwas Gutes von den deutschen Colonien, die sich in der Krim vorfinden, angenommen hatte. Dadurch unterscheiden sich die Krim'schen Tataren wesentlich von den Bewohnern Transkaukasiens, wo Tataren und Grusier (Georgier) Jahre lang in elendem Schmutz und Armuth neben deutschen Colonisten wohnen, täglich deren Wohlstand sehen, und doch gar nichts von dem, was ihre Lage wesentlich verbessern könnte, annehmen.

Da man in der Regel allein reist, so ist das Reisen auf der Post in Rußland doch nicht so wohlfeil, als es scheint. Im Durchschnitt kommt die Meile acht Groschen zu stehen, einen Preis, den ich in Deutschland nur für die Schnellposten bezahle, aber dabei doch eine ganz andere Bequemlichkeit erhalte.

Die Sonne ging eben unter, als ich in Theodosia ankam und wiederum in einem deutschen Wirthshause ein recht gutes Unterkommen fand. Zum ersten Male nach langer Zeit sah ich endlich einmal auf meinem Lager ein weißes, linnenenes Tuch ausgebreitet und das Kopfkissen weiß überzogen. In Kertsch war es mir noch nicht so gut gegangen, obwohl ich bereits schon eine Matratze und ein mit Leder überzogenes Kopfkissen erhalten hatte. Was das für ein Genuß für Jemand ist, der diese Bequemlichkeit und Reinlichkeit so

lange entbehrt hat, kann der gar nicht fühlen, welcher die Marken unseres Vaterlandes nicht überschritten. In den Ländern dieser und der vorigen Reise, selbst in Tiflis in den Wirthshäusern und sonst in den Konaks, bietet man dem Gaste eine etwas erhöhte Stelle zum Lager an und überläßt es ihm, sich dieses außerdem nach seiner Bequemlichkeit zurechte zu machen.

Zu meiner großen Freude fand ich in Theodosia außer zwei Riga'schen Kaufleuten, noch einen Tifliser Bekannten, Herrn von Smitten. Wir vereinigten uns schnell zu gemeinschaftlicher Reise. Es war mir um so angenehmer, als ein langer Aufenthalt unter ganz fremden Menschen, von deren Sprache man kaum einige Brocken versteht, zuletzt doch langweilig, ja selbst unangenehm werden kann, zumal wenn, wie jetzt, der Hauptzweck kein anderer ist, als die große Strecke Weges zurückzulegen, um in die Heimath zu gelangen.

Theodosia oder Theodosia, wie die Russen, die das griechische „Th“ stets wie „S“ aussprechen, die Stadt nennen, ist, wie sie jetzt steht, neuern Ursprunges und verdankt den Russen ihre Erbauung. Aber schon 500 Jahre vor Christus existirte, wahrscheinlich auf der nämlichen Stelle eine miletische Colonie, die denselben Namen führte. Sie war bald den bosporanischen Königen oder dem Freistaat Cherson zinspflichtig, bald aber auch unabhängig, erhielt jedoch nie die Bedeutung, welche Pantikapäon besaß. In den ersten Jahrhunderten nach Christus kam die Stadt in Verfall und scheint in den ersten Zeiten der Völkerwanderung ganz und gar zu Grunde gegangen zu sein. Erst im 13. Jahrhundert, als die Mongolen sich der Krim bemächtigt hatten, wurde auf derselben Stelle eine Stadt, Kapha oder Kassa genannt, erbaut, die bald darauf die Genueser in Besitz nahmen. Unter diesem mächtigen Freistaate blühte Kassa rasch empor, so daß die Stadt schon ein Jahrhundert darauf mehr denn 100,000 Einwohner zählte und den Namen des zweiten Konstantinopel erhielt. Kaufleute von Kassa führten Handel bis tief in das kaukasische Gebirge und selbst bis jenseits des caspischen Meeres.

Im dreizehnten bis funfzehnten Jahrhundert scheint diese Colonie der Genueser selbst der Mutterstadt an Macht und Reichthum

nicht nachgestanden zu haben, aber trotzdem erhielt sie fortwährend aus Genua ihren Statthalter. Während dieses in innern Fehden seine schönsten Kräfte vergeudete, oder im Kampfe mit dem stolzen und gleich mächtigen Venedig nicht selten darniederlag, erweiterte Kaffa von Jahrhundert zu Jahrhundert seine Besitzungen, so daß allmählig die wichtigsten Hasenplätze an der ganzen Südküste des Schwarzen Meeres in seine Gewalt kamen. Doch die Eroberung Konstantinopels 1453 durch die Türken war für Kaffa das Vorzeichen des eigenen Unterganges. Neun Jahre später fiel Trebisond in die Hände desselben Eroberers, Mohamed II. Nachdem wiederum dreizehn Jahre verfloßen waren, übergab sich das reiche und mächtige Kaffa, ohne sich nur im Geringsten zu wehren, dem allgemeinen Feinde der Christenheit. Es giebt wohl außer dem macedonischen Alexander, den ersten Chalifen und den spätern Mongolen wenig Könige, die in der kurzen Zeit von zweiundzwanzig Jahren solche blühende und mächtige Städte, von denen zwei die Residenzen großer Reiche waren, so verwüsteten, wie der grausame Mohamed II.

Kaffa hatte sich freiwillig der Gnade übergeben. Seine Einwohner wollten dem Schicksale Konstantinopels und Trebisond's entgegen und trauten moslemitischen Worten. Als wenn nicht genug warnende Zeugen des schändlichsten Verrathes und der gemeinsten Treulosigkeit vorausgegangen wären! Die Stadt erhielt Gnade, aber 40,000 Einwohner mußten nach dem verwüsteten Konstantinopel übersiedeln und 1500 Knaben wurden ihren Müttern entrißen, um dem Großherrscher und den übrigen Mächtigen des Reiches zu gemeiner Wollust zu dienen. Alle Sklaven nahmen die neuen Herren in Anspruch. Es durfte nicht geplündert werden, aber man zwang die unglücklichen Bewohner, die Hälfte ihres Vermögens auszuliefern. Doch dieses alles war nur der kleine Anfang von dem, was in den nächsten drei Jahren geschehen sollte. Der Tatarherrscher Mengli Ghirei, derselbe, der erst durch die Macht der Genueser auf den Thron gehoben war, vollendete bald die Grausamkeiten, die die Türken in dieser Zeit schon gethan. Schilderungen aus der damaligen Zeit übertreffen Alles, was man sonst in der Weise vernehmen kann. Es

flossen im vollen Sinne des Wortes Ströme von Blut. Schiffe, gefüllt mit genuesischem Golde und genuesischen Kostbarkeiten gingen nach Konstantinopel. Doch was die thörichten Bewohner Kaffa's nicht gethan, das thaten die kleinern Orte und Besten. Sie wehrten sich mannhaft gegen die heranstürmenden Massen und fielen lieber im offenen, wenn auch hoffnungslosen Kampfe, als daß sie sich einer solchen Gnade Preis gaben. Die grausamen und treulosen Anhänger des Islam sollten von Neuem sehen, daß Christen auch todesmuthig für ihren Glauben sterben konnten. Wenige Mann trotzten in Mangup der Wuth eines sieggewohnten Tyrannen und der bedeutendsten Uebermacht.

Nachdem Alles geraubt und geplündert war und keine Schätze mehr aus dem früher reichen Kaffa nach Konstantinopel gingen, glaubte der stolze Padischah, daß es nur seines Winkes bedürfe, um von Neuem die Stadt zum Sammelplatz asiatischer Reichthümer zu machen. Doch mit der Ermordung und Vertreibung der Genueser war aller Handel verschwunden. Vergebens waren alle die Vergünstigungen, deren sich von neuem die Stadt Kaffa erfreute. Wo einmal Verfall sich geltend macht, da vermag am wenigsten des Menschen Wille ihn aufzuhalten. Binnen wenigen Jahren war bereits um Kaffa alle Cultur verschwunden. Eine traurige Dede trat an die Stelle des frühern regen Lebens. Anstatt der Menschen zogen alsbald Schafe längs der Küste hin und nährten sich von den Kräutern der neu entstandenen Steppe. Nun ist die Krim russisch geworden. Schon Katharina II. erkannte das große Gewicht der Halbinsel und glaubte sie heben zu können. Mit geringen Unterbrechungen versuchten auch die Kaiser Alexander und Nikolaus ihr den frühern Glanz wieder zu geben; weder Opfer noch Anstrengungen wurden gescheut. Aber nur sehr langsam geht es vorwärts. Die Geschichte sagt uns, daß Städte, einmal zu Grunde gerichtet, nie ihren alten Glanz wieder erreichen. Es können neue Orte an die Stelle der alten treten, aber diese scheinen von nun an verdammt, unbedeutend zu bleiben. Vor wenig Jahrzehnten wurde Odeffa erbaut; ihm scheint eine Zukunft bevor zu stehen. Odeffa hat bereits den ganzen

Handel mit Südrußland an sich gezogen; trotz der weniger vortheilhaften Lage vermag doch keine Stadt auf den weiten Küsten des Schwarzen Meeres jetzt nur einigermaßen zu rivalisiren, alle sind selbst mehr oder weniger von Odessa abhängig.

Theodosia hat dasselbe Geschick, wie Taganrog; man verwendete vor dreißig Jahren alle Sorgfalt auf seine merkantilische Entwicklung. Aber plötzlich hielt man Kertsch für einen günstigeren Stapelplatz; damit wurde auch die Sorgfalt auf diese Stadt übertragen.

Jetzt haben die Engländer in ihrem mit Franzosen und Türken gemeinschaftlichen Kampfe die Wichtigkeit der Krim in politischer und strategischer Hinsicht erkannt. Die Krim von dem russischen Reiche trennen, heißt, trotz ihres sonstigen geringen Gewichtes in merkantilischer und landwirthschaftlicher Hinsicht, doch so viel als diesem für sein Uebergewicht in Vorderasien die Pulsader durchschneiden. Rußlands Streben, was schon Peter der Große erkannte, ist nach Süden gerichtet. Um dort Boden zu gewinnen, unternahm Katharina II. kostspielige und gefährliche Kriege. Man weiß in Petersburg zu gut, daß einem russischen Großfürsten einmal das morgenländische Reich angetragen wurde. Die Zeit wird uns lehren, welche Erfolge die Verbündeten im Süden haben werden.

Für den Handel ist Theodosia unendlich wichtiger als Sebastopol. Eine bequeme Straße führt nach dem Innern der Halbinsel, die im Osten der Cultur auch zugänglicher ist, als im Westen. In das nahe Nioff'sche Meer mündet der Don; noch näher ist der Ausfluß des Kuban. Eine Verbindung mit den den Russen feindlichen Bergvölkern ist sehr leicht. Das alles sind Momente, die den Besitz Theodosia's namentlich für die Engländer außerordentlich wichtig machen, zumal auch Theodosia wegen der nahen Anhöhen sich auch weit leichter gegen ein Landheer vertheidigen ließ, als Sebastopol. Aber trotzdem würde die Behauptung der ganzen Krim, und auch nur eines Punktes, selbst für Engländer und Franzosen zu den größten Schwierigkeiten gehören.

Theodosia macht einen freundlicheren Eindruck als Kertsch, schon deshalb, weil es nicht so weitläufig gebaut ist. Die Häuser ziehen

sich, einem Halbmonde gleich, um den geräumigen Hafen herum und besitzen italienische Formen und Einrichtungen. Ohne Ausnahme fast sind sie sämmtlich mit überbauten Gängen oder mit Balkonen versehen und haben flache Dächer. Die Straßen erscheinen ziemlich breit und sind sämmtlich gepflastert.

Während auf der Innenseite des Häuser-Halbmondes das Meer begränzt, so zieht sich auf der äußern Seite eine zusammenhängende Reihe von Hügeln herum. Diese gehören der östlichen Abdachung des Krim'schen Küstengebirges an und bestehen aus Mergel und Kalk, ebenfalls tertiären Ursprunges. Leider boten sie sämmtlich ein nacktes graues Ansehen dar; und doch sagt uns die Geschichte von prächtigen Gärten der reichen Genueser. Das alte Kaffa kann übrigens auf keinem Fall auf den Raum, den jetzt Theodosia einnimmt, beschränkt gewesen sein, und zog sich gewiß noch über den Hügeln hin weit in die Steppe hinein.

Von Ueberbleibseln aus der alten griechischen Zeit sieht man gar nichts; nach den Berichten hiesiger Einwohner hat sich auch nichts vorgefunden. Was aus der Griechenzeit auf dem hiesigen Museum aufbewahrt wird, wurde bei Kertsch und anderswo gefunden. Wichtiger sind die Monumente, welche aus der Genueser Zeit stammen. Man fängt leider erst jetzt an, auch den nicht griechischen Alterthümern mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden. Sichtbar sind noch Ruinen auf den Hügeln, die das Horn des Halbmondes um den Hafen an seinen beiden Enden begränzen. Der Thurm, auf der Seite nach Kertsch zu, ist zwar klein und oben abgestutzt, besitzt aber außerordentlich feste Mauern. Auf der entgegengesetzten Seite sind die Ruinen weniger erhalten, scheinen aber von größerm Umfange gewesen zu sein.

Unser freundlicher Wirth setzte uns ein gutes deutsches Mittagessen vor. Ich hatte so viel von den Krim'schen Weinen gehört, daß ich wohl begierig war, den Rebensaft da, wo er in der nächsten Nähe bereitet wurde, kennen zu lernen. „Was befehlen die Herren für Wein?“ war die Antwort des Wirthes auf unsere Anfrage. „Wünschen Sie Forster-Traminer, Johannisberger, oder Reistenwein?“

Oder sind sie weniger patriotisch und geben dem Getränke aus französischen, spanischen oder capischen Reben erzielt, den Vorzug? Ich rathe Ihnen dann einen gräßlichen Bordeaux von ausgezeichnete Güte.“ „Nicht fremde Weine wollen wir, lieber Landsmann, sondern Krim'sches Getränk“ entgegneten wir. „Ich sehe, meine Herren,“ erwiderte wiederum der Wirth, „daß Sie zum ersten Male in der Krim sind, denn sonst würden Sie wissen, daß die sämtlichen Weine, die ich angeboten habe, aus Trauben bereitet werden, die in der Krim reifen. Unsere Weinbergbesitzer haben sich nämlich mit großen Kosten die bessern Rebensorten aus allen Ländern, selbst aus Amerika, kommen lassen, nennen aber fortwährend den gewonnenen Wein nach den Reben, die die Trauben geliefert haben. So ist mein Rheinwein nicht am Rheine bereitet, sondern auf der Südküste und zwar, wie gesagt, nur von Rebensorten, die vom Rheine bezogen wurden. Da der Graf Woronzoff — damals war er noch nicht Fürst — den besten Wein erzielt, so giebt man jedem guten Weine auch den Namen des gräßlichen, selbst wenn er nicht auf gräßlichen Weinbergen erzielt ist.“ So eines Bessern belehrt, tranken wir der Reihe nach die renommirtesten Sorten: Johannisberger, Steinwein, St. Julien, Champagner, Madera, Cap-Wein und fanden auch zum Theil, zumal für Jemand, der längere Zeit in Asien grade nicht in der Auswahl verwöhnt war, ein gar nicht übles Getränk, das aber jedoch nicht die geringste Aehnlichkeit mit den Sorten, deren Namen sie führten, besaß. Das Einzige, was sie gemein hatten, war der Preis, denn bei einem Preise von zwei Rubeln damaliger Assignaten (gegen 20 Sgr.) waren die Weine nicht einmal mittelmäßig zu nennen. Für die etwas bessern zahlten wir einen Silberrubel und mehr, also über 1 Thaler.

Wenn in der Krim die Zahl der verschiedenen Völkerschaften auch nicht so groß ist, als auf dem kaukasischen Isthmus, so würden gewiß jedem Fremden die verschiedenen Trachten, die man in Theodossia sieht, auffallen. In den Städten, demnach auch hier, sind die Beamten mit wenigen Ausnahmen Russen, die reichern Kaufleute aber Griechen und Armenier, bisweilen Italiener, die ärmeren hingegen Juden, die Handwerker endlich meistens Deutsche. Außerdem

sieht man auch hier und da einige Zigeuner. Die ursprünglichen Bewohner der Krim, die Tataren, die auch in der Umgegend von Theodosia, so wie in der ganzen Ebene dieselbe Physiognomie und Körperconstitution besitzen, wie ich sie früher beschrieb, ziehen mit wenigen, alsbald zu erwähnenden Ausnahmen, mit ihren Schaf- und Rinderheerden, so lange als möglich herum und bringen den Winter in elenden Dörfern zu. Seitdem die Russen von der Krim Besitz genommen, haben die Tataren einen Theil ihres Grundes und Bodens, und zwar in der Regel den bessern, den Ansiedelungen anderer Völker abgetreten. So hat man unter Andern aus dem Innern Rußlands eine Menge Juden übergesiedelt und diese armen Leute, die nur für den Handel geboren zu sein glauben und in Rußland noch mehr als bei uns alle Arbeit scheuen, gezwungen, grade eine Beschäftigung, gegen die sie die größte Abneigung besitzen, die Landwirthschaft, zu treiben. Man hoffte russischerseits, sie am Ersten von ihrem vagabondirenden Treiben durch eine bestimmte Lebensart abzubringen; allein die Nachkommen Abrahams ziehen sich allmählig in die Städte und werden dort bald dieselbe unerträgliche Last, wie sie im westlichen Rußland allenthalben da sind, wo sie sich einmal eingemischt haben. In der Umgegend von Theodosia existiren einige deutsche Colonien, die damals erst anfangen, etwas zu gedeihen. Man erkennt die Deutschen immer schon von Weitem an ihren Wagen, die gegen die plumben einheimischen ein wahrhaft zierliches Ansehen haben.

Nach Tische setzten wir unsere Reise nach Sympheropol, dem Hauptorte des taurischen Gouvernements, fort und legten die ganze Strecke von Hundertundacht Werst, also von $15\frac{1}{2}$ M., in nicht weniger als acht Stunden zurück. Sympheropol liegt im Norden des Krimischen Gebirges. Auf unserm Wege dahin ließen wir das letztere zur Linken liegen und betraten alsbald wiederum die offene Steppe. Ich hatte von der Fruchtbarkeit der Krim so viel gelesen und noch mehr gehört, daß ich in der That mich gar nicht zu Recht finden konnte, auf dem Wege mitten durch die Halbinsel nach genannter Hauptstadt anstatt eines fruchtbaren, cultivirten Bodens zum großen Theil

traurige Pampas zu sehen. Den Namen Steppe verdienen in der That die Landstriche zwischen Theodosia und Sympheropol, wenigstens im Herbst, nicht. Wenn schon der Boden der Halbinsel von Kertsch ein fahlgraues, unfreundliches Ansehen hatte, so erschien dieses in noch weit höherem Grade mitten in der Krim. Zwar sah ich hier noch dieselben Pflanzen wie dort vorherrschend, aber sie hatten ein ärmllicheres Ansehen und standen nicht so gedrängt. Es kam noch dazu, daß je mehr wir uns Sympheropol näherten, der Boden aus blendend weißem und leicht zerreiblichem Kalk bestand und nur hier und da von einer schwachen Ackerkrume bedeckt erschien. Durch Wind und Wetter war die Oberfläche schnell verwittert und ein feiner Staub wurde vom Winde uns entgegen getragen. Wenn nun schon der Anblick einer solchen blendend weißen Kalkfläche auf das Auge sehr unangenehm einwirkt, so ist aber der in der Luft herumfliegende Kalkstaub noch um so peinlicher, als er sehr leicht langanhaltende Augenentzündungen hervorruft. Selbst die mehr daran gewöhnten Bewohner der Steppe leiden nicht selten, und zwar selbst epidemisch, an der sogenannten ägyptischen Augenentzündung.

Wo eine Quelle dem Boden entfloß, sah es auch freundlicher und grüner aus. Dergleichen fruchtbare Stellen, wahre Dasen, kamen aber nicht den Tataren, den ursprünglichen Besitzern der Krim, zu Statten, sondern, da diese keine feststehenden Wohnungen darauf besaßen, hatte man sie für herrenloses Land erklärt und russischerseits in Besitz genommen. Russische Edelleute benutzen dergleichen Dasen jetzt zu Gütern oder auch nur zu Vorwerken.

Hier und da begegneten uns Schafheerden oft von 1000 und mehr Stück; die Schafe hatten jedoch keineswegs das gute Ansehen, wie ich es in Giskaukasien bei den dortigen Moghaiern gefunden, und schienen mehr oder weniger ausgeartet zu sein. Sie standen auch hinsichtlich ihrer Gestalt zwischen den sogenannten Fettschwänzen und den jetzigen russischen Steppenschafen Mitte inne. Der Schwanz war nur an der Basis mit Fett umlagert und verschmälerte sich nach der Spitze zu, so daß er ein pyramidenförmiges Ansehen hatte. Die meisten Schafe besaßen eine schmutzig-gelbliche Farbe; viele waren

aber auch schwarz gefleckt und selbst ganz schwarz. Von den früher so berühmten Krim'schen Schafen, die das Krimmer Pelzwerk liefern, habe ich leider nirgends etwas gesehen. Ein besseres Ansehen besaß schon das Rindvieh. Es war zwar etwas kleiner, als das am Kuban, hatte aber in der Regel dieselbe hellbraune Farbe.

Eine große Freude gewährte mir der Anblick der in der That hier schönen Kamele. Die Exemplare, welche ich bis dahin in Grusien (Georgien) und auch in Ciskaukasien gesehen hatte, waren mehr oder weniger häßlich gewesen. So oft ich Karawanen, aus Kamelen und Dromedaren bestehend, sah, fiel mir immer die Fabel mit dem unzufriedenen Pferde ein, das in ein Kamel verwandelt wurde. Man scheint aber auch hier die Kamele mit besonderer Sorgfalt zu pflegen. Dromedare, d. h. einbuckelige Kamele, von denen Anatol Demidoff und seine Naturforscher nur sprechen, sah ich weder hier noch in der Folge; ich möchte daher vermuthen, daß die Angabe auf einem Irrthum beruht. Ihre Hautfarbe war ein gleichförmiges, mattes Braun; eine schöne Mähne zog sich unter dem Halse bis zwischen die Vorderfüße hin und wurde ohne Zweifel mit noch mehr Sorgfalt behandelt. Das Haar besaß ein krauseres Ansehen und fühlte sich auch weit weicher an als das, was ich bis daher gesehen. Es wird allgemein als Wolle benutzt. Die Frauen spinnen es nicht allein, sondern weben auch Tuche und andere Zeuge, denen man die Urfarbe läßt, daraus.

Man gebraucht in der Krim die Kamele fast nur zum Ziehen. Die Sitte der Kalmücken, ihnen auf beiden Seiten Körbe anzuhängen, in denen man bei Wanderungen die Kinder und Effekten thut, habe ich in der Krim nicht gesehen. Ohne Zweifel liegt der Grund des guten Aussehens hauptsächlich in dem Umstande, daß die nützlichen Thiere nicht schwere Lasten tragen, durch die schon an und für sich die Haare abgenutzt werden, und im Allgemeinen auch eine bessere Nahrung erhalten. Die Wagen (Madgiars) sind wie bei den übrigen Noghaiern zweiräderig und haben die Form eines gleichmäßigen Oblongums. Die Räder besitzen nicht selten einen Durchmesser von 6 und 7 Fuß und drehen sich um die Achse, nicht, wie es sonst in Vorder-

asten der Fall ist, mit dieser herum. Leider schmieren die Tataren die Räder eben so wenig, wie die nomadisirenden Völker Asiens. Ein für unsere Ohren unaussetzliches Knarren ertönt in der endlosen Ebene, wenn die Wagen in Bewegung gesetzt werden. Die Ursache liegt in religiösem Aberglauben, wornach einestheils rechtschaffene Leute nicht Ursache haben, still einherzuwandern und sich vor dem eigenen Geräusche zu fürchten, anderntheils dürfen Mohamedaner sich nicht des Schweinesettes bedienen; Hammel- oder Rinderfett würde aber nicht dieselben Dienste thun.

Die hiesigen Tataren scheinen industriöser als ihre Landsleute jenseits des Kaukasus zu sein. Sie haben sich nämlich nach Art der Deutschen eine Art überdeckter Rollwagen erbaut und unterhalten mit diesen eine fortwährende Verbindung zwischen Theodosia, Karasubasar und Sympheropol. Für wenige Groschen macht man auf ihnen große Strecken.

Auf dem ganzen Wege von 15 1/2 Meile liegt ein großes Tarendorf, was 15,000 Einwohner haben soll. Es führt den Namen nach dem Flüsschen, an dem es liegt, Schwarzwasser-Markt (und nicht Rothwasser-Markt, wie Kohl meint,) denn dieses bedeutet das tatarische Wort Karasubasar. Man sieht sich hier auf einmal wiederum mitten in den Orient versetzt, ja selbst mehr als fast in allen grufischen und sonst transkaukasischen Ortschaften. Katharina II. überließ den Tataren nur zwei Orte, Karasubasar und Baktischisaraï, in denen diese ungehindert in ihrer Weise leben konnten. Bis jetzt hat man das Versprechen der großen Kaiserin heilig gehalten und fortwährend dürfen nur Tataren die beiden Orte bewohnen. Es erinnerte mich in der That auch Karasubasar an Trebisond, wenigstens an die eigentliche innere Stadt. Enge und krumme Straßen, durch die man aber doch zum Theil fahren konnte, finden sich auch hier vor. Hohe weiße Mauern schließen den Hofraum gegen die Straße ab; hinter ihnen liegt das Wohnhaus der Familie und ein Garten, in dem die weiblichen Glieder, ohne von fremden männlichen Augen erschaut zu werden, sich der freien Natur erfreuen können.

Karafubasar ist reich an Moscheen, deren zwei und zwanzig vorhanden sein sollen, und an Minarehs, von denen ich sieben zählte. Die erstern stellten meistens große viereckige Räume dar und zeigten, wenigstens von außen, nur weiße Wände, die letztern hingegen waren außerordentlich schmal und zierlich und nahmen sich zwischen dem Häusergewirre und dem frischen Grün der Gärten ganz eigenthümlich aus. Malerischer ist unbedingt ein solches tatarisches Dorf, als eine russische Stadt, wo leider die nicht selten großen und sonst hübschen Kirchen und Thürme durch ihre bunten Farben keinen angenehmen Eindruck hinterlassen.

Wie in Tiflis und sonst im Oriente führt das männliche Geschlecht auch in der kleinen Tatarei, denn so nannte man noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts die Krim und einen Theil der Nordküste des Asoff'schen Meeres, ein öffentliches Leben. Alle Handwerker arbeiten auf der Straße oder wenigstens in ihren offenen Läden; die ein Gleiches arbeiten, sitzen neben einander, so daß einmal die Schuhmacher, dann die Schneider u. s. w. eine Reihe bilden. Berühmt sind die erstern und ihre Schuhe werden besonders von den Mohamedanern gesucht. Aber auch andere Lederarbeiten werden hier vorzüglich bereitet. Nächstdem hat Karafubasar gute Scheiden für Kindshals (Ghandschar der Türken) und Messer, die im vorigen Jahrhunderte tief nach Asien hinein verkauft wurden.

Karafubasar liegt am Südfuße des Krim'schen Küstengebirges, was nach Norden zu zum großen Theil allmählig verläuft, so daß man von hier aus fast unbemerkt den Rücken des Gebirges ersteigen kann. Außer einer unbedeutenden Erhebung, von ungefähr 4—500 Fuß Höhe und einer Stunde Länge, sieht man aber nur kleine Hügel oder vielmehr wenig wellenförmigen Boden. Die erwähnte Höhe fällt aber, wie das Hauptgebirge, nur auf der einen Seite jäh ab, während sie von der andern aus sehr leicht erstiegen werden kann. Die Tataren nennen sie wegen des Kalkgesteines, aus dem sie besteht, den weißen Felsen, Akkaja, bei den Russen hingegen führt sie den Namen „Schirinfelsen.“ Die angesehenste und reichste Tatarenfamilie nämlich, die allein eheliche Verbindungen mit den Töchtern des Ta-

tarchanes eingehen konnte, hatte den Namen Schirin und besaß alles Land im Osten der Krim'schen Halbinsel. Die mächtigen Häupter dieser Familie trotzten nicht selten, auf ihre Macht gestützt, ihren Herren, den Tatararchanen. Dann rief der Schirin seine Vasallen und Mannen zusammen und auf demselben weißen Felsen, der hier emporragt, wurde berathen.

Drittes Kapitel.

Symphheropol.

Taurisches Hotel; das Gouvernement; die Tataren; Sultan-Kalga; Sahinghirei; Alkmetshed; die Neustadt; die Kathedrale; der Basar; ein kurländischer Jude; Vieh; Obst und Obstgärten; das Thal des Salgir; Aepfel; Herr von Steven; Herr von Hübner; ein russischer Arbeiter; tatarische Ordnung; Abreise; Charakter der Gegend.

Nach kurzem Aufenthalte in Karasubasar traten wir unsere Weiterreise an und gelangten alsbald nach Sympheropol. In einem der vier Wirthshäuser, was den stolzen Namen des „Taurischen Hotels“ führte, stiegen wir ab. Ich weiß nicht, ob es dasselbe ist, in dem Herr Kohl, der geistreiche Verfasser der Reisen in Südrussland und vieler anderen ähnlichen Werke, ebenfalls darin seine Wohnung aufgeschlagen hatte; der Beschreibung nach muß es allerdings dasselbe gewesen sein. So gut sich auch das Hotel von außen ausnahm und so ein stattliches Gebäude es darstellte, so stimmte doch die innere Einrichtung nicht im geringsten damit überein. Wir bekamen ein Zimmer angewiesen, in dem wohl seit vielen Wochen der Stubenmensch — Stubenmädchen giebt es hier nicht, wie in Deutschland — keine Ordnung gemacht hatte. Auf dem Tische lag so dichter Staub, daß man mit einem Griffel die Geschichte mehrerer Reisetage hätte eintragen können. Es fiel dem Kellner auch gar nicht ein, den Schmutz

zu entfernen; auf unser freundliches Ersuchen erwiderte er ganz naiv, daß er sich um dergleichen Dinge nicht bekümmern könne, denn diese Art Ordnung zu halten, läge dem Stubenmenschen ob. Anstatt der Betten erhielten wir zwar eine Matratze, jedoch ohne alle leinenen Ueberzüge und Lächer. Es mochten viele Menschen schon da geschlafen haben, aber wiederum die Zeit lange her sein, wo man die Schlafstellen einigermaßen gereinigt hatte.

Auch in Betreff der Speisen vermischten wir unsern Wirth in Theodosia. Alles war herzlich schlecht und theuer. Für die Portion schlechten Kaffee zahlten wir nicht weniger als (nach damaligem Gelde) 1 Rubel 40 Kopeken, also ungefähr 14 Sgr. Es ist eine Eigenthümlichkeit nicht allein der russischen, sondern auch der deutschen Wirthshäuser, daß die Preise zu der Güte der Speisen und Getränke in der Regel im umgekehrten Verhältnisse stehen.

Symphheropol ist die Hauptstadt des taurischen Gouvernements, zu dem außer der Halbinsel Krim (jedoch, wie oben bereits erwähnt, mit Ausnahme des im Osten sich besonders abtrennenden Theiles, der Halbinsel von Kertsch und Zenikaleh,) noch die Nordküste des Assoff'schen Meeres gehört. Es umfaßt die sogenannte Kleine Tatarei oder die Besitzungen der Tatarhane im letzten Jahrhunderte ihrer Existenz. Die meisten Tataren verließen jedoch nach der Besiznahme des Landes durch die Russen im Jahre 1783 ihr Vaterland und fanden einestheils bei den Tscherkessen, die häufig früher ihre Oberherrschaft anerkannt hatten, andernteils bei ihren Landsleuten in Bessarabien eine Zufluchtsstätte. Kaum ein Drittel der frühern Einwohner ist zurückgeblieben, hat aber trotz der Bemühungen von Seiten der Russen nur zum Theil ihr herumziehendes Leben aufgegeben. Wenn man diese Leute auf die Vortheile der Landwirthschaft aufmerksam macht, antworten sie gewöhnlich. „mein Vater hat ein Nomadenleben geführt und ist glücklich gewesen; so will auch ich dasselbe thun,“ oder „wie Gott den Franken Verstand, den Russen den Pflug, den Armeniern das Zählbret gegeben, so hat er uns auf den Wagen angewiesen.“

Symphheropol hieß früher Alkmetshed, d. i. Weißkirchen. Ich

weiß nicht, warum die Russen den Namen nicht lieber übersetzt und dafür die griechische Benennung Sympheropolis, was nützliche, nach andern Doppel-Stadt bedeuten soll, gewählt haben. In der frühern tatarischen Zeit war hier der Sitz des Majordomus, des Sultan-Kalga, während der Tatarchan selbst in Baktchisarai seine Wohnung aufgeschlagen hatte. Der Sultan-Kalga stellte eine wichtige Person dar, der, wenn der Chan verreist oder krank war, die Zügel der Regierung ergriff, aber auch außerdem, da er unter alle Befehle und Anordnungen des Chan's das Siegel zu setzen hatte, eine große Macht in den Händen besaß, sie jedoch nie mißbrauchte. Dadurch unterschied sich der tatarische Majordomus wesentlich von dem der ältern fränkischen Könige, dem es so lange nach der Herrschaft gelüftete, bis er sie endlich ohne weitem Widerspruch auch in Besitz nahm. Wenn der Kalga-Sultan krank oder verreist war, so hatte er wiederum in dem Sultan Nureddin seinen Stellvertreter. Mit dem Namen der Sultane oder eigentlich Esultane wurden nämlich die Prinzen und Prinzessinnen der herrschenden Familie belegt.

Von dieser, die ihre Abstammung von Dschingiß-Chan selbst ableitet und den Namen Ghirei führt, lebt nur noch ein Glied in der Krim. Sahin-Ghirei, der letzte von den Russen eingesetzte und in seiner Stellung erhaltene Chan, war endlich der innern Streitigkeiten, die dem Lande und Volke großes Unheil brachten, müde und übergab seine Herrschaft auf gleiche Weise, wie später Georg XIII. in Rußien sein Königreich, mehr durch die Umstände gezwungen als freiwillig, der Katharina II.; aber trotzdem mußten die Russen das Land Schritt vor Schritt erobern. Der arme Sahin-Ghirei fand keine Ruhe mehr im eigenen Lande und zog sich nach Konstantinopel zurück. Dort wurde natürlich der frühere Vasall sehr ungnädig empfangen und nach der Insel Rhodus, wohin gewöhnlich in Ungnade gefallene hohe Würdenträger gehen, verwiesen. Nach kurzer Zeit erhielt der Unglückliche als besondere Gnade die seidene Schnur, d. h. nach türkischem Ritus war er gezwungen, sich damit selbst das Leben zu nehmen. Der frühere Gegenchan Selim-Ghirei, floh mit allen Großen des Reiches nach Tcherkessen und trug viel

dazu bei, die alte Feindschaft und den Haß der Bewohner dieses Landes gegen Rußland zu erhalten. Nur ein Glied der herrschenden Familie blieb, wie bereits gesagt, zurück; dessen Sohn lebt noch daselbst, aber in großer Zurückgezogenheit. Er ist an eine Engländerin verheirathet und läßt nun seine Kinder in der protestantischen Religion erziehen. Eine seiner Töchter war 1844 in Begriff, sich mit einem Herrn von Gersdorf, wenn ich nicht irre, einem gebornen Schlesier, aber in russischen Diensten, zu verheirathen.

Sonderbares Geschick! Die letzte der fanatischen Dschingiß-Chaniden, der Erbfeinde der Christenheit, die mehr als einmal allen Christen Vernichtung drohten, selbst Christin und zwar, umgeben von Anhängern der allein seligmachenden russisch-griechischen Kirche, Protestantin und verheirathet an einen Protestanten! Möchten die verbündeten Mächte das alte Tatarenreich in neuer christlicher Gestalt wieder aufrichten und einem der jetzigen protestantischen Nachkommen Dschingiß-Chans ihr Erbe zurückgeben! Das wäre wenigstens eine Ausgleichung, bei der die Herrscher Frankreichs und Englands deutlich an den Tag legen könnten, daß nur das allgemeine Wohl und nicht Sonderinteressen sie zu diesem Kampfe bestimmt hätten. Da einmal ein griechisches Reich in Konstantinopel keine Lebensdauer haben soll, dem ich übrigens meinerseits nicht beipflichten kann, so vermöchte wohl ein protestantisches Königthum, dem man aber nicht, wie dem heutigen Griechenland, absichtlich die Flügel verschneiden darf, dem russischen Einfluß im Süden am besten entgegen zu steuern und vielleicht auch dem altersschwachen Islam neue Kräfte zu verleihen.

Symphheropol besitzt jetzt 8000 Einwohner und 300 Häuser. Es hat als Sitz der obersten Regierungsbehörde eine Bedeutung erhalten, der es auch sein schnelles Wachsen verdankt. Es besteht aus zwei Theilen, der alten Tatarenstadt, die noch fortwährend den Namen Weißkirchen, Akmetshed, führt, und der russischen Neustadt. Beide stehen im grellsten Gegensatze zu einander. Enge krumme Straßen durchziehen die erstere. Das Haus ist entweder mit der Rückseite an die Straße gelehnt oder steht mitten im Hofraume, der

unmittelbar in den mit Buschwerk und Bäumen bepflanzten Garten übergeht. Mit Ausnahme des Theiles, wo die Handwerker sitzen, arbeiten und verkaufen, ist es still und ruhig. Nur selten begegnet man einem Tataren oder einem Kinde, noch weniger einem weiblichen Wesen, welches aber in einem weißen Tuche, das die ganze Figur einhüllt, einhergeht, in der Regel aber gern nach dem Fremden lugt, der sich in ihren einsamen Straßen verirrt.

Die Neustadt hingegen besitzt große breite Straßen, die, wenn auch nicht durchaus gepflastert, doch wenigstens chauffirt sind, und meist einstöckige Häuser. Die Breite der Straßen steht leider zu der Höhe der Häuser in keinem Verhältniß. Es kommt noch dazu, daß, so viel und so gern sich auch die Russen außerhalb ihres Hauses herumtreiben, die Straßen doch im Allgemeinen öde und leer erscheinen. Außerdem vermehren noch die großen Plätze, die für Städte mit hohen Häusern eine Bedeutung haben, die Weiträumigkeit.

Von besonders schönen Gebäuden ist mir in Sympheropol außer der neuen Kathedrale keins aufgefallen. Diese besteht aber aus einem gleichschenkeligen Kreuze und besitzt in der Mitte eine gewölbte Kuppel. Die Gemälde, welche die Kirche besitzt, sind sämmtlich sehr mittelmäßig und demnach ohne weitem künstlerischen Werth. In der Nähe befindet sich auch der viereckige Obelisk des Helden der Krim, des Fürsten Dolgoruki-Krimskoi. Auf der einen Seite trägt der Obelisk in Marmor gehauen das Bild des Fürsten, auf der andern sein Wappen und auf der dritten den russischen Adler. Auf der vierten ist der Sieg des Christenthumes über den Islam durch eine Tatarentaufe dargestellt. Das Gestein, aus dem der Obelisk besteht, ist Grünstein, eine auf der Südküste gewöhnliche Steinart.

Es war grade, als wir die Straßen durchwanderten, Freitag, einer der beiden Tage in der Woche, an denen Markt gehalten wird. Sympheropol ist der eigentliche Sammelplatz nicht allein für alle Erzeugnisse der Krim, sondern auch für auswärtige Waaren. Die günstige Lage, so ziemlich in der Mitte, doch mehr gegen den Süden hin, macht es zur natürlichen Vermittlerin für alle Bewohner der Ebene sowohl als des Gebirges. Eine schöne Straße führt von da

nach der Südküste, mit der die Stadt nothwendiger Weise auch wegen der dort zahlreich sich vorfindenden Landhäuser und Gärten in beständigem Verkehr stehen muß. Erzeugnisse werden gebracht und gegen andere eingetauscht. Die Tataren hatten Kamele, Pferde, Schafe und Rinder zum Verkaufe ausgestellt, die Deutschen boten Gemüse, Butter und Käse feil, die Russen hingegen Getreide und Brot. Eine Menge Juden trieben sich außerdem herum und suchten sich durch allerhand Dienstleistungen einen, wenn auch noch so geringen, Unterhalt zu verschaffen. Ein junger Kerl von einigen zwanzig Jahren wurde unser Führer. Er war vor wenig Jahren mit vielen andern seines Volkes aus Kurland nach der Krim versetzt worden. Man hatte ihn, wie die Anderen, zum Ackerbau gezwungen. Die Zeit, die er da durchlebt, schilderte er mit den grellsten Farben. Er zeigte mir die Hände, damit ich noch die Schwielen sehen sollte, die er durch die harte Arbeit bekommen. Zuletzt konnte er es, wie er meinte, nicht mehr aushalten. So sei er in diesem Frühjahr, als die Feldarbeit wieder begonnen, davon gelaufen, und suche sich nun in Sympheropol sein Brot zu verdienen. Wie gewöhnlich bei seinen Glaubensgenossen, so war es ebenfalls hier die Arbeitscheu, welche ihn zum Bagabunden machte. Wenn auch bei uns in Preußen und in Deutschland sehr häufig die Klagen gegen die Juden ungerecht sind, so ist es doch leider wahr, daß die Nachkommen Abrahams für die polnischen und südlichen Provinzen Rußlands der Fluch des Landes sind. Bevor nicht diesem Unfug und zwar von der Wurzel aus gesteuert wird, sind alle Bemühungen der Regierung, dieselben zu heben, umsonst. Die Juden werden nur dann Ackerbauer, wenn man sie in eine Gegend, wo sie nur auf sich angewiesen sind und ihnen gar keine Gelegenheit gegeben ist, Handel zu treiben, versetzt werden. Daß Juden sogar gute Landwirthe werden können, habe ich mehr als einmal in Kaukasien gesehen.

Man hat der russischen Regierung bei uns oft den Vorwurf der Härte und Grausamkeit gemacht, daß sie die Juden zwang, ihre alten Sitten und Gebräuche abzulegen, und später sie selbst in unwirthbare Gegenden übersiedelte. Ich kann meinerseits durchaus

nicht in den Vorwurf einstimmen, so hart auch eine unfreiwillige Verfezung sein mag. Wer in Polen, Litthauen und den übrigen russischen Provinzen, wo Juden sich aufhalten, eine längere Zeit gewesen ist und ihr Treiben beobachtet hat, wird mir sicher beistimmen. Die russische Regierung ist den nicht jüdischen Bewohnern jener Provinzen schuldig, sie gegen die vielseitigen Quälereien und Bedrückungen von Seiten der Juden in Schutz zu nehmen. Man findet in genannten Provinzen höchst selten eine jüdische Familie, die sich durch ihrer Hände Arbeit und durch ihren Fleiß ernährt, denn mit wenigen rühmlichen Ausnahmen scheuen sie die Arbeit wie das Feuer und hängen sich wie Blutegel den übrigen bessern Bewohnern an, um von deren Fleiße sich auf leichtere Art zu ernähren. In der Regel treiben sie irgend einen vortheilhaften Handel mit allerhand Kleinigkeiten und machen bei dem gemeinen Manne, der sich in Polen und Rußland, wie fast allenthalben, leider noch auf tiefer Stufe befindet, den Unterhändler. Es ist aber kein ehrliches Geschäft, was sie mit den armen, nicht grade sehr befähigten Bauern treiben, sie sich aller Mittel bedienen, um möglichst viel Vortheil zu ziehen. Betrügereien sind bei ihnen ganz gewöhnliche Dinge. Da die Juden die einzigen sind, die baares Geld haben, so sind die Bauern, wenn sie dieses bedürfen, auch gezwungen, zu einem Juden ihre Zuflucht zu nehmen. Sie müssen Zinsen zahlen, die an das Unglaubliche gehen, oder treten schon auf mehre Jahre hin ihren Ertrag an Getreide oder Vieh ab. Dabei sind die Juden gewöhnlich auch die Pächter der Branntweinschenken und tragen durch diese wiederum direct zur Entsittlichung des Volkes bei.

Das Vieh, was auf dem großen Marktplatze zum Verkauf ausgestellt war, erschien mir nur mittelmäßig; die Pferde waren sogar schlecht und ziemlich hoch im Preise. Ein besseres Ansehen hatten die Schafe. Auch Kamele fanden sich vor und wurde das Stück mit 4—500 Rubel Assignaten, also 120—150 Thlr. angeboten.

Vor Allem interessirte mich das Obst, was hauptsächlich Tataren zu Markte gebracht hatten. Man rühmt zwar in ganz Rußland Krim'sches Obst, was ich aber hier sah, stand keineswegs mit

dem Rufe im Einklange. Das Aussehen, besonders der Aepfel, war mit dem innern Gehalte in keinem Verhältnisse; schon bei dem ersten Durchschneiden fiel mir gleich das gröbere Fleisch auf. Ohne Ausnahme ging der zarte und feine Geschmack allen Sorten, die ich hier untersuchte, ab; auch fehlte das Aroma, was unsere Aepfel mehr oder weniger besitzen. Es schien mir, als wenn man den Bäumen nicht die gehörige Sorgfalt gewidmet. Ich muß jedoch gleich hinzufügen, daß dieser Vorwurf keineswegs alle Garten- und Obstplantagenbesitzer trifft, denn ich hatte später oft genug Gelegenheit, auch sehr gutes Obst zu sehen und zu kosten. Noch schlechter als die Aepfel waren die Birnen, die mir in der That zum Theil nicht besser erschienen, als unsere wilden oder sogenannten Holzbirnen. Um desto vorzüglicher fand ich dagegen, wie immer im Osten Europa's, die Arbusen oder Wasser-, weniger die Zucker-Melonen. Von den erstern haben die besten ein rosafarbenes Fleisch und werden hauptsächlich in der Nähe von Taganrog gebaut. Von da aus führt man sie nach allen Gegenden, selbst nach Petersburg, Moskau, Konstantinopel und Smyrna.

So wenig mich das Krim'sche Obst auf dem Markte zufrieden stellte, so vorzüglich fand ich es in den Obstgärten der Herren von Steven, Mühlhausen und Hübner. Es war in der That eine Freude, in den großartigen Anlagen herum zu wandern. Nirgends erblickte man auch nur das kleinste dürre Reis an einem Baume oder das Durcheinanderwachsen der Aeste. Die Stämme waren sämmtlich gut gezogen und schienen mir zum großen Theil nur ein Alter von funfzehn bis zwanzig Jahren zu haben. Die Obstgärten ziehen sich namentlich im Süden der Stadt an dem Salgir hin, dem größten und fast einzigen Flusse der Krim, der aus dem Hochgebirge und zwar hauptsächlich vom Zeltberge (Tschatyrdagh) seine ersten Wasser erhält und in das Faule Meer sich ergießt. Der genannte Fluß bildet hier einen tiefen Einschnitt in den Nummulitenkalk, welcher den Boden bedeckt, während die Stadt Sympheropol auf der nordwärts sich hinziehenden Terrasse sich ausbreitet. Es giebt hier Obstgärten von so

bedeutendem Umfange, daß sie jährlich in guten Jahren mehre Tausend Thaler einbringen.

Die Krim scheint die einzige Landschaft in dem großen Rußland zu sein, wo die Obst- und Weincultur einigermaßen gedeiht; und hier selbst sind es wiederum nur wenige Striche. Außer dem obern Thale des Salgir werden nur noch in der Nähe von Sudak, von Sebastopol und auf der Südküste Obst und hauptsächlich Aepfel gebaut. Die Südfrüchte sind in Petersburg, Odessa und den meisten an der See gelegenen größern Städten im Durchschnitt wohlfeiler als die guten Sorten der Birnen und Aepfel. Ich glaube aber doch nicht, daß unser Obst dem hiesigen nachsteht, im Gegentheil fehlen in der Krim mehre Sorten, die bei uns zu den vorzüglichsten gehören. Eine so große Sorgfalt, wie man sie bei eifrigen Obstzüchtern in Deutschland nur irgend finden kann, widmen namentlich die deutschen Besizer in der Krim der Obstcultur. Freilich ist ihr Ertrag dort weit bedeutender. Wie man in der Champagne, wie bekannt, nur schlechten Wein zu trinken bekommt, während der gute ausgeführt wird, so geht es auch hier mit dem Obste. Jeder gute Aepfel wird bei den eigentlichen Obstzüchtern sorgfältig in weiches Papier gewickelt und in Kisten gepackt, die den schwerfälligen Steppenwagen übergeben werden. So wandert das Obst dreihundert und mehr Meilen meist nordwärts. Eben so sorgfältig wickelt man es wiederum in Moskau und Petersburg heraus. Man kann sich den Preis selbst denken, den ein Borsdorfer Aepfel oder ein guter Galvill in den genannten Städten haben muß, wenn schon in der Krim das Stück mit einem Silbergroschen bezahlt wird. Leider vermochte ich über die Ausfuhr nichts Bestimmtes zu erfahren; auf keinen Fall ist sie aber so bedeutend, als man gewöhnlich glaubt. Im Saalthale von Rudolstadt bis Naumburg wird gewiß mehr Obst gewonnen, als in der ganzen Krim.

Es that mir unendlich leid, daß der Staatsrath von Steven, einer der ausgezeichnetsten Botaniker und Entomologen, grade auf seiner jährlichen Inspectionsreise sich befand. Ich hätte mich vor Allem gefreut, einige Tage der Durchsicht seines ausgezeichneten

Herbariums mich widmen zu können. Herr von Steven kennt namentlich die Pflanzen des südlichen Rußlands und des Kaukasus, den er selbst mehrmals bereist hat, sehr genau. Ihm verdanken wir nächst dem verstorbenen Professor der Botanik in Charkoff, Marschall von Bieberstein, die erste Kenntniß der Flora der bis dahin völlig unbekanntem Länderstriche. Herr von Steven ist aber nicht allein Botaniker, denn nicht weniger Verdienste hat er sich um die russische Fauna und hauptsächlich um die Kenntniß der Insekten erworben. Dazu kommt noch der Ruf eines lebenswürdigen Mannes, der allen Reisenden, die nach dem Süden Rußlands ihre Schritte gelenkt haben, mit Rath und That an die Hand geht; aber auch außerdem steht er mit den meisten Gelehrten Europa's in literarischer Verbindung und führt mit der größten Bereitwilligkeit alle Aufträge aus, um die man ihn ersucht.

Um desto angenehmer war mir eine andere Familie, an die ich empfohlen war, und zwar um so mehr, als das Haupt derselben, Herr von Hübner, die größte Zeit seiner Studien in Deutschland und grade in Jena zugebracht und eine Thüringerin geheirathet hatte. Ich weiß in der That nicht, wer von uns über den gegenseitigen Besitz glücklicher war. Die ganze Zeit des kurzen Aufenthaltes auf seinem in der Nähe Sympheropols liegenden Gute wurde fast nur mit Erzählungen und Berichten über das deutsche Vaterland hingebacht. Herr v. Hübner besaß ebenfalls einen Obstgarten, den er sechs Jahre vor meinem Besuche angelegt hatte und der sichtlich zu gedeihen schien. Seine Arbeiter bestanden aus einem Russen und mehreren Tataren. Der Erstere führte eine so eigenthümliche Lebensart, daß sie wohl verdient bekannt zu werden. Während man sich bei uns für Miethe u. s. w. der vierteljährigen Zeit bedient, wird in Rußland fast alles W'trät, d. i. auf vier Monate oder auf ein Dritteljahr, abgemacht. Der russische Gärtner des Herrn von Hübner war in der Regel vier Monate außerordentlich fleißig und lebte dabei so frugal, daß er kaum ein Wodka (Schnäpschen) des Tages über trank. Brot und eine schlechte Schtschi (Gemengsuppe) oder Borschtsch (Kohlsuppe) war alles, was er zu sich nahm. Sobald aber das Drittel-

jahr sein Ende erreichte, ging auch die Arbeit nicht mehr von Stat-
ten. Er erbat sich seinen Lohn, der im Sommer aus fünfzig und
mehr Thalern bestand, und ging mit diesem von dannen. Die
schönste Carosse mit zwei Pferden (mit mehr darf der Bauer nicht
fahren) wurde sogleich für einige Tage gemiethet und ein Bedienter
angenommen. Mit der Geliebten seines Herzens oder einem guten
Freunde, an dem es ihm bei dergleichen Umständen nie mangelte, fuhr
er zuerst spazieren. Im Anfange ging Alles in der größten Ordnung
ab; der Arbeiter spielte den Grand-seigneur. Er bewirthete seine
Freundin und seine Freunde mit den besten Speisen, denen jedoch
nie Zwiebeln fehlen durften, und mit den feinsten Getränken; vor
Allem mußte Champagner vorhanden sein. Wie die Nacht einbrach
und die Zahl der Freunde sich vermehrte, ging es auch toller zu;
um Mitternacht befand er sich gewöhnlich im trunkenen Zustande,
der damit allen übrigen Festlichkeiten ein Ende machte. Am andern
Morgen, wenn er ausgeschlafen, ging dasselbe Leben von Neuem an,
bis auch wiederum die späte Zeit herangekommen war, wo er nichts
mehr von sich wußte. Auf diese Weise trieb er es so lange, als er
nur noch einen Kopeken in der Tasche hatte. War aber endlich
alles Geld ausgegeben, so erschien er am andern Morgen wiederum
zur bestimmten Stunde im Obstgarten, ging wie gewöhnlich an
seine Arbeit und war so fleißig, wie früher.

Im grellen Gegensatze mit dem Leben dieses gemeinen Russen
stand das der Tataren. Das verdiente Geld brachten sie heim zur
Familie, mit der sie außer der Arbeitszeit ihre müßigen Stunden
verlebten. Kein Kopeken wurde außerhalb des Hauses verzehrt. Das
Familienleben der Krim'schen Tataren soll überhaupt vorzüglich sein.
Ich habe Mehre gesprochen, die sich längere Zeit in tatarischen Dör-
fern, besonders auf der Südküste, aufgehalten und Gelegenheit ge-
habt hatten, dasselbe kennen zu lernen. Man konnte mir die Eintracht
der Glieder unter einander, die Ordnungsliebe und die Thätigkeit
der weiblichen und den Fleiß der männlichen Glieder nicht genug
rühmen. Herr von Hübnert erzählte mir, daß ein Tatar im Durch-
schnitt eben so viel arbeitet, als zwei Russen. Kommt man in ein

tatarisches Dorf auf der Südküste, so fällt schon beim ersten Schritte die Keuschheit in den Straßen und an den Häusern auf. Nirgends laufen, wie es besonders in Asien bei Christen und Mohamedanern der Fall ist, nackte oder mit Lumpen behangene Kinder umher. An der Küste verbergen sich die Frauen auch gar nicht so ängstlich vor den Blicken der Fremden und die Männer behandeln sie besser, nicht als Waare, wie es bei ihren übrigen Landsleuten und Glaubensgenossen in Asien der Fall ist.

Es war ein schöner Sonntag = Morgen, als wir wiederum in einem Postwagen saßen und rasch, von einem Dreigespann geführt, der frühern Residenz der Krim'schen Herrscher zufuhren. Baghischesarai, oder hier vielmehr Baktshisarai ausgesprochen, liegt dreißig Werst, also ungefähr $4\frac{1}{3}$ Meile von Sympheropol entfernt. Der Weg führt in süd-südwestlicher Richtung auf dem schrägen Nordabhange des Krim'schen Küstengebirges nach der Westküste zu. Im Anfange geht es über eine gleichförmige Ebene mit wenig Pflanzen besetzt; jemehr man sich aber dem Orte seiner Bestimmung nähert, um so wellenförmiger wird der Boden. Selbst kleine Hügelreihen ziehen sich hie und da hin. An die Stelle des Nummuliten-Kalkes tritt alsbald ein Kreidegebilde, was aber in seinem äußern Erscheinen sich auch nicht im geringsten von dem frühern Gesteine unterscheidet. Die oft blendend weiße Fläche thut dem Auge keineswegs wohl, doch ist dieser Kalk fester als die jüngere Formation und verwittert nicht so leicht zu jenem schädlichen Pulver, was bei Karaşubasar so unerträglich wurde. So hatte ich von Kertsch an bis hierher alle die verschiedenen Niederschläge von der neuesten bis zur Kreidezeit verfolgt. Dort bildete der Steppenalkal mit Polypenstöcken, der neuesten tertiären oder quaternären Formation angehörig, die Felsen; bei Karaşubasar waren es die gewöhnlichen tertiären Gebilde, die wiederum bei Sympheropol durch den Nummulitenkalk, der ältesten Tertiär- oder nach andern Geologen der jüngsten Sekundärzeit angehörig, vertreten wurden. Hier nun war wiederum ein älteres Gestein, Kreide an die Reihe gekommen; bald werden wir Juragebilde kennen lernen und sehen, daß diese wiederum von Thonschiefer bedeckt werden.

Auf der zweiten Hälfte des Weges kamen wir auch durch kleine Thäler, welche von unbedeutenden Bächen bewässert wurden. Damit erschien wiederum eine andere Vegetation. Es war weder die der Krim'schen Pampas, noch die der später mehr zu berücksichtigenden Steppen, sondern eine Vegetation, wie sie auch in Deutschland, hauptsächlich in Kalkgegenden, vorhanden ist und sich nicht durch einen bestimmten Charakter ausspricht. Die Pflanzen sind mannigfaltiger; keine bestimmte Art nimmt eine große Strecke ein. Gräser stehen hier allerdings den fußhohen, meist buschigen Staudengewächsen an Menge nach; aber einjährige Pflanzen kamen nicht wenige vor. Namentlich waren die Ränder an den Wegen ziemlich wie bei uns bewachsen. An den Hügeln erschien, da der Regen, wie bei uns, unter gleichen Umständen das Ansetzen von Humus unmöglich macht, die Vegetation außerordentlich gering. Es kommt freilich noch dazu, daß es Herbst war, wo auch fruchtbare Gegenden nicht mehr das frische Grün des Frühlings und der ersten Sommermonate besäßen.

Die Tataren bethätigten hier in der That das, was ich oben von ihnen gesagt hatte. Der Boden war zum Theil bebaut oder wenigstens vortheilhaft benutzt. Man sah, daß die Bewohner sich keine Mühe verdrießen ließen, um ihren Feldern auch im Sommer wo es hier fast gar nicht regnet, die nöthige Feuchtigkeit zu geben.

Viertes Kapitel.

Baktchisarai und Dschuffuthkaleh.

Die Spalte des Tschurukfu; Kleidung der Tataren; Kebabdschi; Gmebdschi; das Chanschloß; Gerichtssaal; Harem; Marie Potokta; furchtbare Rache; Thränenquelle; Mausoleum; ein tatarischer Begräbnißplatz; Zigeuner; eine Felsenkirche; die Judenveste; Rabbi Salomon Weim; Karaim; Talmud-Anhänger; Geschichtliches; die Synagoge; Josaphat=Thal.

Man sieht Baktchisarai nicht eher, bis man an den Ausgang des engen Thales kommt, in dem es liegt. Dieser Hauptort der

Krim'schen Tataren bietet seiner eigenthümlichen Lage halber einen ganz andern Anblick dar, als das in der Ebene liegende Karasubasar, zumal es in der Bauart und Einrichtung der Häuser ebenfalls abweicht. Der Kreidekalk besitzt nämlich hier eine tiefe Spalte, in der ein frischer Bach, Tschurukſu, fließt. Die Ränder der Spalte fallen gegen den Ausgang derselben schräg, weiter oben hingegen sehr steil ab. Da die Breite des Thales ungefähr 500 — 1000 Schritte beträgt, so bleibt gerade so viel Raum übrig, daß eine Straße und zwei Reihen Häuser Platz haben. Es versteht sich von selbst, daß die letztern keine große Ausdehnung, wenigstens nicht in die Breite haben können, sondern eine bescheidene Größe besitzen. Sie lehnen sich mit ihrer Rückseite an den Berg, dessen hier weniger abschüssige untere Theil den Bewohnern als Garten dient und auch mit allerhand Gesträuch, hauptsächlich aber mit Obstbäumen, bepflanzt ist. Oft ist vorn noch ein Hofraum, der aber dann durch eine hohe Mauer abgesperrt wird. Die Häuser selbst besitzen keine flachen Dächer, sondern diese haben einen Giebel, von dem aus die beiden Seiten in einem rechten Winkel abfallen. Zum Decken des Daches hat man sich der Hohlziegel bedient. Recht hübsch nehmen sich die hohen Feueressen aus, da sie, von weitem aus betrachtet, mit den höhern und zahlreichen Minarehs im Einklange stehen und nicht wenig an die gothische Bauart erinnern.

Auch die Tataren im Baktſchisarai unterscheiden sich wesentlich von ihren Landsleuten in Karasubasar und noch mehr von denen in der Steppe, deren Beschreibung ich weiter oben gegeben habe. Ihre Kleidung ähnelt der armenischen. Sie besteht zunächst aus einem langen, meist aus braunem oder blauem Tuche angefertigten Kaftan, der nach unten und an den Seiten geschlitzt ist und eng anliegende Ärmel besitzt. Die Beinkleider haben zwar im Allgemeinen den alttürkischen Schnitt, sind aber durchaus nicht so weit und mehr für das Gehen und Arbeiten berechnet. Zur Kopfbedeckung besitzen die Tataren eine kurze cylindrische Pelzmütze von der Höhe eines Fußes. Oben wird der Cylinder durch meist rothes Tuch, was mit Gold oder Silbertreffen besetzt erscheint, geschlossen.

Baktſchifarai zieht ſich wohl eine Stunde weit im faſt gleich engen Thale hin. Auf beiden Seiten ſtehen in der Regel vor den Häuſern Buden, in denen die Handwerker arbeiten und verkaufen. Berühmt ſind die Lederarbeiten; Schuhe, Kindshalsſcheiden, Pletken oder Reitpeitschen u. ſ. w. werden nicht allein in der Krim verbraucht, ſondern gehen auch auswärts. Vieles erinnerte mich an acht türkiſche Städte, ſo namentlich die Kebabdſhi, jene Gartböche, welche die Speiſen auf öffentlicher Straße zubereiten. Ein großer kupferner Keffel ſteht auf einer Art von Herde und ſchließt das Hammelfleiſch ein, was mit allerhand Gewürzen, hauptſächlich mit Zwiebeln, pikant gemacht wird. Wenn es gar iſt, wird es auf flache Schüſſeln gelegt und verkauft. Wie ein Stück heraus iſt, kommt ein anderes hinein. Während man in Konſtantinopel und ſonſt die Suppe nicht liebt, ſcheint ſie hier gern geſſen zu werden. Ich ſah Tataren, die mit kleinen hölzernen Schüſſeln in der Hand, ſich den Inhalt, den ſie wiederum mit hölzernen Löffeln zu ſich nahmen, wohlſchmecken ließen. Für wenige Pfennige, höchſtens für ein Paar Groschen, erhält man hier ſo viel, um ſelbſt den begierigſten Magen zufrieden zu ſtellen. Auch den Spießbraten, Schiſchlik, fand ich hier eben ſo zubereitet wie im Oriente. Knaben drehten den hölzernen Spieß, der über und über mit kleinen Fleiſchſtücken beſetzt war, über nicht rauchendem Kohlenfeuer.

Auch die Ekmekdſhi, Bäcker, bereiteten ihre verſchiedenen Sorten von Brot vor den Augen der Zuſchauer. Wie in Konſtantinopel beſtreute man gewöhnlich die kleinen Brote mit Schwarzkümmel, hie und da auch mit Anis, und ertheilte ihnen dadurch einen aromatiſchen Geſchmack. Endlich waren auch die Kaffeehäuſer dieſelben. Das Gaſtzimmer fand ſich in der Regel in der erſten Etage, da Parterre ein Laden war; eine Galerie, die ſich außerhalb des erſtern hinzog, geſtattete den Rauchern ihre Pfeife in freier Luſt zu genießen.

So ziemlich in der Mitte von Baktſchifarai mündet auf der rechten Seite ein keſſelartiges Thal ein. In ihm erbauten ſich die frühern Herrſcher der Kleinen Tatarei einen Palaſt, der noch in ſeiner ganzen Integrität beſteht und ſorgfältig von der ruſſiſchen Regierung

erhalten wird. Ein viereckiger Gedächtnisstein von geringer Höhe steht vor dem Eingange und sagte uns, daß die große Katharina am 14. (alten oder 26. neueres Styles) Mai 1787 sich hier befand. Die Bauart ist eigenthümlich und weicht von ähnlichen Gebäuden, die ich im Oriente gesehen, ab. Ein bestimmter Plan ist keineswegs überall herauszufinden. Die Zimmer sind zum Theil unregelmäßig, und stehen nicht immer in ordentlichem Zusammenhange. Von Raumersparniß, wie sie hauptsächlich bei uns in den neuern Gebäuden vorherrscht, ist in diesem Chans-Schlosse gar keine Rede; allenthalben findet man unbenutzte Stellen. Schnitzwerk herrscht besonders an den Fenstern, weniger an den Decken und Thüren vor; leider hatte man Alles mit einer grellen rothen oder grünen Farbe angestrichen. Die Gemälde, die man an den Wänden und sonst wo angebracht hatte, waren roh und ohne allen künstlerischen Werth. Früher, als die Tatarhane hier noch wohnten, die Fußböden auch mit prächtigen Teppichen belegt waren und an den Seiten sich kostbare Divans hinzogen, mag allerdings das Ganze einen andern Eindruck gemacht haben.

Es fielen mir die Stühle und Tische auf, welche sich in vielen Zimmern vorfanden und in der That von dem letzten Tatarhane Sahin-Shirei benutzt waren. Aber gerade diese Nachahmung der europäischen Moden zog ihn den Haß seiner Unterthanen zu und rief hauptsächlich die häufigen Empörungen hervor, gegen die er sich nur durch russische Hilfe behaupten konnte.

Das Sarai hatte einen bedeutenden Umfang und bildete ein unregelmäßiges, wenig geschobenes Viereck. Früher soll es noch größer gewesen sein, bevor die russische Regierung einen Theil, der haufällig war, abbrechen ließ. Wenn man durch das enge Thor in den Hofraum tritt, so hat man rechts die Zimmer des Chans und seiner Familie, links die Moschee und die Mausoleen, und hinter sich die Räume für die Dienerschaft, die jetzt aber jedem Fremden, der irgend ein gewichtiges Empfehlungsschreiben vorzeigen kann, für seine Aufnahme zu Geböte stehen. Die Zimmer hatten eine verschiedene Größe und Form; in den größeren befanden sich Fontainen.

Mehr nach hinten liegt der Gerichtssaal. Er bildet ein rundliches, hohes Zimmer und besitzt eine vergoldete Decke. Wenige Fenster führen ihm Licht zu; wenn aber die Richter eine gewichtige Sache entscheiden mußten, so hatte man auch diese verschlossen und den Raum durch Lichter schwach erleuchtet, damit nichts den Lauf der Gerechtigkeit hemmen oder auch nur stören könnte. Der Angeklagte wurde vernommen und, wenn er für schuldig befunden, links abgeführt, um sogleich die Strafe abzubüßen. War er aber für unschuldig erklärt, so ging er rechts ab und gelangte alsbald in den freien Hofraum, um sich wiederum seiner Freiheit zu erfreuen. Bisweilen fiel es dem Chane ein, selbst sich zu überzeugen, ob die Richter gerecht wären. Zu diesem Zwecke war zur Seite des Gerichtssaales nach oben ein kleines Gemach, eine Art Galerie, angebracht, welches aber durch ein Gitterwerk so verschlossen werden konnte, daß Niemand im Saale wußte, ob der Chan anwesend wäre oder nicht. Wehe dem Richter, der nicht nach seiner Ueberzeugung Recht sprach!

Der Harem war im hintern Theile des Hofes und durch eine hohe Mauer von dem vordern Raume abgeschlossen. Er bestand aus einem nicht sehr großen Garten, in dem ein ziemlich einfaches Haus mit fünf an einander liegenden Zimmern befindlich war. Hier lebten die vier Frauen des Chanes, meist in stiller Zurückgezogenheit. In der Regel befolgte nämlich der Herrscher der Kleinen Tatarei die Vorschrift des Korans mehr als der Padischah und die Großen des Reiches in der Türkei, wornach ein Gläubiger höchstens vier Frauen haben soll. Außer diesem eingeschlossenen Raume gehörte noch ein kleines Gärtchen mit einem Bade auf der einen Seite des Hauptflügels zum Harem. Ein schmaler Gang führte zu diesem Bade-gärtchen direct von den Zimmern des Chanes. Endlich war noch ein kleines Zimmer vorhanden, von dem aus ein Fenster die Aussicht auf das Bad gestattete. Der stolze Herrscher der Krim liebte nämlich seine badenden Frauen bisweilen zu belauschen.

In dem obern Theile der Chanes-Wohnung zeigte man uns die Zimmer, in denen die durch den unglücklichen russischen Dichter Puschkın besungene Marie Podozka (Podozka) gelebt haben soll. Es

geht nämlich die Sage, von der jedoch die Geschichte nichts weiß, daß gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts hin der Tatarchan einen Einfall nach Polen gemacht und die schöne Tochter des reichen Grafen Potocky (Potocky) gefangen mit sich genommen habe. Geblendet von deren Reizen, versuchte er jedoch umsonst, ihre Liebe sich zu erwerben. Alle Anträge scheiterten an dem festen Sinne der Polin, die nur der Ihrigen daheim gedachte und keiner Freude sich mehr hingab. Die besten Gemächer im ganzen Schlosse bekam Marie, die schönsten Kleider und was sonst der Orient Vorzügliches besaß, wurden herbeigeschafft, um der Trauernden auch nur ein Lächeln abzugewinnen. Im Palaste eines Nachkommen Dshingischans wurde eine christliche Kapelle erbaut und christliche Priester lasen die Messe. Alles war umsonst, Marie blieb still und zurückhaltend. Je mehr der stolze Chan sich zurückgewiesen sah, um so heftiger wurde seine Liebe. Er, der früher sich nur in Raubzügen gefallen, dem der wilde Krieg zur zweiten Natur geworden, der Ströme Blutes, ohne eine Miene zu verziehen, vergießen konnte, war jetzt kleinlaut und durchschritt still und in sich versenkt die weiten Räume seines großen Schlosses. Da half kein Reden und kein Mahnen; er buhlte fort und fort um die Liebe Mariens. Wenn auch immer von Neuem zurückgewiesen, vermochte er doch nie und nimmer ohne dem Gegenstande seiner Liebe zu sein. Alles that der mächtige Herr der weit und breit gefürchteten Tataren, was nur irgend seiner geliebten Marie eine Freude machen konnte. An ihren Augen suchte er ihre kleinsten Wünsche zu errathen und versäumte keine Gelegenheit, wo er, der Anhänger von Mohammeds stolzer Lehre, der Christin eine Aufmerksamkeit, eine zarte Rücksicht erweisen konnte. Marie sah das und war tief ergriffen. Der Haß wandelte sich allmählig in Achtung um. Aber immer vermochte sie nicht dem Feinde ihrer Religion und dem Manne, der sie ihren geliebten Eltern und dem theuern Vaterlande entriß, ihre Hand zu reichen. Und doch war der Tatarchan schon glücklich; allmählig verschwanden die düstern Züge seines schönen männlichen Gesichtes. Er gab sich einer Hoffnung hin, die ihn seinem endlichen, heiß erwarteten Ziele näher bringen sollte.



Ruhe kehrte in seinem Innern wieder ein. Da entriß ihm plötzlich die unglückliche That einer Eifersüchtigen den Himmel, in dem er bald zu schwelgen geglaubt.

Der Chan hatte früher seine ganze Gunst einer Grusinerin (Georgierin) geschenkt. Diese, eifersüchtig auf ihre neue und glückliche Nebenbuhlerin, dachte ob der Zurücksetzung mit den übrigen Frauen des Harems nur daran, sich von der gehassten Favoritin zu befreien. Leicht war es ihr durch Verstellungen, deren Gunst zu gewinnen; doch all ihr Sinnen war vergebens, die schöne Marie zu verderben. Da vermochte die Morgenländerin nicht länger ihren Haß zurückzuhalten, und stieß eines Tages den Dolch in die Brust der Unschuldigen, die lautlos darniedersank.

Raum hatte der Tatarchan die entsetzliche That vernommen, als er auch furchtbare Strafe über die Schuldigen verhängte. Einem Wahnsinnigen gleich durchirrte er die weiten Gemächer seines Schlosses und rief vergebens nach seiner geliebten Marie, die ihm bald ganz anzugehören schien.

Alle Frauen des Harems wurden hingerichtet, die Mörderin aber von Pferden zerrissen. Ueber dem Grabe seiner Geliebten wurde ein prächtiges Mausoleum erbaut, an dessen Stufen, so oft der Morgen und der Abend wiederkehrte, der Chan heiße Thränen der Wehmuth vergoß. So verging ein Tag nach dem andern, eine Woche nach der andern. Seine Ruhe war dahin. Doch plötzlich raffte er sich auf und stürzte sich von Neuem in das Kriegsgetümmel. Verwüstung folgte seinen Schritten. Dörfer und Städte wurden in ihren Trümmern begraben, bis der Unglückliche den Tod fand, den er suchte.

Dieser Erzählung scheint eine Verwechslung mit der schönen Grusinerin, Dilara = Befe, zu Grunde zu liegen, da, wie schon oben angedeutet ist, die Geschichte, namentlich Polens, keine Gräfin Marie Potocka kennt, die von dem Tatarchan geraubt wäre. Fortwährend erzählt man aber in Baktshi = Sarai von der unglücklichen Polin und zeigt ein Mausoleum, was ihr der Chan zu Ehren errichten ließ. Es befindet sich dieses nicht innerhalb des Schloßraumes, sondern in dem großen, zum Schlosse gehörigen Garten, und besteht aus

einer schönen gewölbten Kuppel ohne alle Inschrift. Außer diesem Mausoleum ließ aber auch der tiefbetrübte Chan noch eine Fontaine in einem seiner Lieblingszimmer erbauen, die den Zustand seines Herzens darstellen sollte und den Namen der Thränenquelle, *Selsebil*, erhielt. Sie besteht nämlich aus mehreren pyramidenartig übereinander liegenden Cascaden. Das Wasser fließt aus dem obersten Becken über den ganzen Rand desselben in ein anderes und weiteres ab, was sich gerade darunter befindet. Da dieses größer ist, aber nur dieselbe Menge Wasser wie das darüber liegende erhält, so fließt dieses hier etwas spärlicher über und zwar wiederum in ein weiteres Becken. So wiederholt sich dasselbe noch einige Mal bis das unterste Becken endlich einen so großen Umfang besitzt, daß das Wasser nur in Form von Tropfen überfließen kann. Diese Tropfen sollen aber die Thränen darstellen, die der stets trauernde Chan des Nachts vergoß. Nach andern Reisenden soll sich eine Inschrift auf dieser Fontaine vorfinden, die allerdings mit der eben erzählten Geschichte keinen Zusammenhang hätte. Sie lautet nämlich:

„das Angesicht von Baghd-Scharai freut sich über die wohlthätige Sorgfalt des Krim Sberai, des Erleuchteten. Seine schützende Hand hat den Durst des Landes gestillt.

„Wenn es einen Brunnen giebt, wie dieser, so zeige er sich.

„Damaskus und Bagdad haben viele Dinge gesehen, aber keinen so schönen Brunnen. Im Jahre 1167 (nach Mohammeds Flucht).“

Der Begräbnißplatz im Hofraume neben der Moschee ist klein, bietet aber einen freundlichen Anblick dar, da allerhand Buschwerk mit frischem Laubwerk und selbst Obstbäume, wenigstens Pflirsichen, darauf stehen. Nicht gerade die wichtigsten Tatarthane liegen aber hier begraben. Außer den beiden hohen Mausoleen, die ebenfalls eine Kuppelartige Form besitzen, ist der Raum mit einfachen Gräbern bedeckt. Grabsteine mit arabischen und türkischen Inschriften nannten denen, die der Sprachen mächtig waren, die Namen derer, die hier begraben liegen. Die meisten goldenen Inschriften an den beiden Mausoleen mochten wohl Sprüche aus dem Koran sein.

Als wir den Herrichersitz der Tatarthane besichtigt hatten, miethete

ten wir ein Paar Pferde und ritten durch den übrigen Theil des aus einer Straße bestehenden Baktshisarai, um einestheils den obern enger und pittoreskeren Theil der Spalte, anderntheils aber auch eine berühmte Judenveste näher kennen zu lernen. Erst nach $\frac{3}{4}$ Stunden erreichten wir das Ende der beiden Häuserreihen und gelangten von den Wohnungen der Lebenden an die Grabstätten der Todten. Ein Begräbnißplatz hat bei den Mohammedanern immer etwas Freundliches und besißt nie den melancholischen Anstrich wie bei uns häufig die christlichen Gottesäcker. Anstatt des Memento mori und dergleichen grausen Nachahmungen des menschlichen Skelettes, sieht man neben andern fröhlichen Menschen Freunde und Verwandte der Verstorbenen und hier Begrabenen, die sich aber keineswegs der Wehmuth und Trauer überlassen, sondern in Freude der Vorangegangenen, die nun all dem irdischen Ungemach überhoben sind und paradiesische Freuden genießen, gedenken. Keine hohe Mauer umschließt den geheiligten Raum, um ihn gegen Beschädigungen und sonstigen Frevel zu schützen; der ungebildete Anhänger des Islam trägt in seinem Herzen, auch wenn er noch so wenige Jahre zählt, für Gräber eine Ehrfurcht, die er nie aus dem Auge setzt.

Das Thal war allmählig enger geworden und wir kamen zu einem Zigeunerborse. Einen so traurigen und selbst ekelhaften Anblick diese verwaehrlosten Menschen allenthalben, hier aber fast mehr als anderwärts darbieten, so hat doch das hartnäckige Festhalten an Sitten und Gebräuchen nicht weniger als die Liebe zum freien und ungebundenen Leben, so wie die Abneigung gegen die Fesseln unserer Cultur, die leider auch oft mehr Schein als Wahrheit ist, etwas Eigenthümliches, ich möchte selbst sagen, Achtungsgebietendes. Man darf in der That den Zigeuner nicht mit der Geringschätzung betrachten, als es leider nur zu häufig bei uns geschieht. Ihre frühere Geschichte nicht weniger, als die neueste in Spanien und Ungarn erzählt uns von Zigeunern mehr als ein Beispiel eines Edelmutheß und einer natürlichen, gesunden und nicht so oft verschrobenen Denkungsweise, welches unsere volle Anerkennung verdient. Unsere staatlichen Verhältnisse machen es allerdings nothwendig, dem Zigeuner-

leben entgegen zu treten, aber ich will darauf hinweisen, daß selbst die nach unsern Begriffen noch so elenden und erbärmlichen Menschen auch eine achtungwerthe Seite haben können. Lebt etwa der wilde Beduine in seinen Wüsten anders als der Zigeuner bei uns? Wir kennen meist das Leben des ersteren nur von der poetischen Seite, während das des letztern uns in seiner nackten Seite bekannt wurde. Den Beduinen hindert nichts in seinem Gange nach zügelloser Freiheit, der Zigeuner muß sich allenthalben nach den Sitten des Landes richten, in dem er sein herumschweifendes Leben führt. Er lebt nicht allein von Igel, Ratten und Mäusen, denn auch in Arabien fangen die Beduinen der Wüste dergleichen Thiere lebendig und verzehren sie ohne alle Zubereitung. Eine Wüstenratte hat schon mehr als einmal heftigen Streit in Arabien wegen ihres Besitzes, selbst unter den Bewohnern eines und desselben Zeltes, hervorgerufen.

Die Thalspalte theilt sich alsbald, wird aber um desto enger. Die Felsen fallen steil herab und eine scharfe, ja selbst bisweilen überhängende Kante bildet den Rand der obersten Terrasse. Ueberall sieht man in dem leicht zu bearbeitenden Kalkgesteine Höhlen, die in uralten Zeiten, ehe die Menschen sich Häuser zu bauen lernten, bewohnt wurden. In ihnen waren damals die Bewohner des Thales gegen die Ueberfälle der unter Zelten lebenden Steppenbewohner gesichert. In einer solchen Höhle fand man vor mehrern Jahrzehnten, nachdem in der Krim das christliche Kreuz wiederum den Halbmond verdrängt hatte, ein Marienbild. Der glückliche Fund war bald rings herum bekannt und es ging seine Kunde von Jahr zu Jahr weiter. Viele Menschen kamen, um es zu erschauen. Es geschahen Wunder und damit wurde der jährliche Andrang der Menschen auch größer. Fromme Menschen ließen sich in der Höhle nieder und reiche Spenden gläubiger Christen gestatteten schon bald darauf die Höhle in eine mehr wohnliche Kapelle umzugestalten. Aber auch so wurde sie in kurzer Zeit zu klein und vermochte nicht mehr all die Wallfahrer in sich aufzunehmen, die sich, besonders an gewissen Festen, einsanden. Man sah sich bald gezwungen einen Anbau anzubringen; einem Schwalbenneste gleich hängt dieser nun jetzt kühn an dem Felsen und ein

vergoldetes, weit hin glänzendes Kreuz sagt dem Wanderer, der unten im Thale einhergeht, daß hier oben ein heiliger Ort sei. Wer ihn aber besuchen will, darf nicht schwindelig werden, denn Treppen sind in das Gestein der gerade abfallenden Wand gehauen und Leitern vermitteln die verschiedenen Absätze. Wehe dem, dessen Fuß nur einmal strauchelt. Für mich ist es das größte Wunder, daß hier noch kein Unglück geschehen sein soll. Obwohl nur ein Paar Priester vorhanden sind, die in der Kapelle regelmäßig Gottesdienst halten, so führt doch der Ort den Namen eines Klosters. Uspenskoj Monastir bedeutet übrigens nicht, wie meistens gesagt wird, „Felsenkloster“, sondern vielmehr „Kloster zur Himmelfahrt Mariä“.

Wir ritten weiter und erschauten bald auf der entgegengesetzten Seite des Klosters, die hart am Rande stehenden Häuser der Juden-veste, denn dieses bedeutet das tatarische Dshuffuth = Kaleh. Ein eigenthümlicher Anblick, der mich aber an das, was ich in Asien bisweilen gesehen, erinnerte; oben Häuser, darunter Höhlen, die ältesten Wohnungen der Menschen. Die Spalte verliert sich allmählig; von nun an wurde der Weg so steil, daß wir von unsern Pferden absitzen und zu Fuß gehen mußten. Oben angekommen, sah ich wiederum dieselben kleinen Häuser oder Sakly, wie ich sie so häufig in Rußien und sonst gesehen. Durch einfache übereinandergelegte und von keinem Mörtel verbundene Steine schlossen die Bewohner Dshuffuth = Kaleh's einen viereckigen Raum ab, den sie ihre Wohnung nannten, und deckten diesen nach oben zu mit Stangen und Flechtwerk, auf das wiederum eine Schicht Lehm kam. Die Wohlhabenderen, deren es hier mehr als sonst im Oriente giebt, hatten zwar im Allgemeinen dieselbe Bauart für ihre Häuser angewendet, den abgeschlossenen und größeren Raum jedoch in einige Zimmer abgetheilt. Die Häuser der Reichsten besaßen sogar ein Stockwerk, in dem die Familie lebte und zu dem man durch eine hölzerne Treppe von Außen aufstieg; die untern Räume dienten in diesem Falle zur Aufbewahrung der Geräthe und hier und da zur Aufnahme des Viehes. In der Regel hatte dieses aber seine Ställe in zugänglichen Felsenhöhlen. Das Haus selbst stand meist in dem hinteren Theile des kleinen Hof-

raumes, der nach vorn gegen die enge krumme Straße durch eine Mauer abgesperrt war.

Es war uns so vielerlei Gutes über den hiesigen Geistlichen, den Rabbi Salomon Beim, zu Ohren gekommen, daß wir gar kein Bedenken trugen, ihn aufzusuchen und durch ihn Manches über seine Landsleute, die eine besondere Secte bilden und den Namen der Karaiten oder eigentlich Karaim haben, zu erfahren. Wir hatten uns nicht getäuscht, denn der Rabbiner nahm uns nicht allein mit der größten Freundlichkeit auf, sondern wurde selbst unser liebenswürdiger Führer. Die Kenntniß mehrerer Sprachen ist im Oriente keineswegs eine Seltenheit. Auch der Rabbiner Salomon Beim bewegte sich mit Leichtigkeit in acht Sprachen und unterhielt sich mit uns deutsch. Obwohl noch jung, (er mochte kaum 30 Jahre zählen,) so gilt er doch unter seinen Glaubensgenossen und auch sonst für einen Gelehrten; auch uns wurde es schon in der ersten Viertelstunde klar, daß wir keinen gewöhnlichen Juden vor uns hatten.

Die Bewohner Dshuffuth-Kaleh's fielen mir durch ihr Aussehen auf, denn sie unterschieden sich in Physiognomie und Körperconstitution wesentlich von unseren Juden. Obwohl von kleinerer Statur, hatten sie doch keinen gedrungenen Körper. Der Kopf war nicht in die Länge gezogen, sondern mehr rundlich. Auch das volle und ebenfalls rundliche Gesicht, auf dem keineswegs scharfe Züge ausgeprägt waren, hatte nichts Jüdisches. Im Durchschnitt haben die Juden bei uns und überhaupt eine große Nase, bei den Karaim hingegen ist sie eher klein als mittelmäßig zu nennen, geht aber wie in der griechischen Physiognomie von der Stirn ziemlich gerade herab. In den ebenfalls rundlichen Augen ist ein dunkler Ring vorhanden, der sich wenig von der Pupille abscheidet. Der Mund erscheint außerordentlich klein und das Kinn steht nur sehr wenig vor. Das Kopfhaar ist zwar schwarz, aber nicht so hart als das unserer Juden, besitzt jedoch ebenfalls keinen Glanz. Der Bart scheint sich bei den Karaim nur mäßig zu entwickeln.

In der Kleidung weichen die hiesigen Juden nur wenig oder gar nicht von den Tataren in Baktschisarai ab; nur hinsichtlich

des Haupthaares unterscheiden sie sich seit der Zeit von ihnen, wo die Krim Rußlands Oberhoheit anerkannte, indem sie dieses nicht mehr nach mohammedanischen Sitten scheren. Ebenso haben sie mit Ausnahme derer, welche die Religion vorschreibt, auch alle Gebräuche mit ihnen gemein und bedienen sich auch der tatarischen Sprache. Sie leben meist vom Handel und besitzen im Baktischisarai ihre Arbeits- und Handelsbuden. An jedem frühen Morgen wandern sie hinab und des Abends vor einbrechender Nacht kehren sie wieder heim. Nach Herrn von Harthausen, dessen vorzügliches Werk, „Studien über die innern Zustände Rußlands“, nicht genug zu empfehlen ist, bedienen sich die Karaim in der Familie eines tatarischen Dialektes, der mehr im Osten gesprochen wird, nämlich des Dshagatai.

Die Karaim haben in der neuesten Zeit das Interesse der Gelehrten sowohl, als auch der russischen Regierung in Anspruch genommen. Da ich auf meinen Reisen in den Kaukasusländern und in Armenien während meiner beiden Reisen mir es angelegen sein ließ, über die daselbst wohnenden Juden Auskunft zu erhalten, so möchte es vielleicht von einigem Werthe sein, wenn ich meine Ansichten nicht zurückhalte und zwar um so mehr als sie mit den Angaben des von der russischen Regierung mit der Untersuchung über die Abstammung der Karaim besonders beauftragten Anhängers dieser Secte, Abraham Birkowitsch, so ziemlich übereinstimmen.

Die Karaim unterscheiden sich zunächst dadurch wesentlich von den übrigen Juden, den sogenannten Talmudisten, daß sie den Talmud d. h. die spätern Ueberlieferungen nicht als heiliges Buch anerkennen. In den meisten Stücken stimmen sie zwar überein, aber doch haben sie auch Gebräuche, die wiederum wesentlich abweichen. Wie den Mohammedanern vier Frauen erlaubt sind, so auch den Karaim; die Fälle jedoch, wo Jemand unter ihnen von diesem Rechte Gebrauch macht, sind außerordentlich selten. Ferner schneiden sie bei der Beschneidung nicht die ganze Vorhaut durch. Im Heumonate haben sie nur einen Festtag, während die Talmudisten deren zwei besitzen. Beim Schlachten des Viehes bedienen sie sich endlich, nament-

lich beim Herausnehmen der Eingeweide, nicht derselben formellen Vorschriften u. s. w.

Nach den neuesten Untersuchungen ist es wahrscheinlich, daß die Karaim von den Juden abstammen, die in die babylonische Gefangenschaft geführt wurden und nicht wieder heimkehrten. Daß sich Juden in Armenien und in den transkaukasischen Ländern, so wie im Osten des kaukasischen Gebirges, hauptsächlich in Daghestan, schon lange vor der Zerstörung Jerusalems niedergelassen hatten, und daß viele Anzeichen vorhanden sind, wornach diese fortwährend mit ihren wieder zurückgekehrten Landsleuten in Palästina in Verbindung standen, habe ich schon mehrmals in meinen frühern Reiseberichten Gelegenheit gehabt, weitläufiger zu besprechen. Ich muß daher, wer sich speciell für diesen Gegenstand interessirt, dorthin (Reise durch Rußland nach dem kaukasischen Isthmus 2. Bd. und Wanderungen im Oriente 3. Bd.) verweisen.

Wenn die Juden Armeniens und des kaukasischen Isthmus schon lange vor Christus von ihrem frühern Vaterlande fern gewesen waren, so mußten doch die Bande, die schon vorher allmählig locker geworden sein mögen, nach der Zerstörung Jerusalems ganz und gar zerreißen. Es scheint in der That in der spätern Zeit alle Verbindung aufgehört zu haben. Die armenischen und kaukasischen Juden erhielten sich die Lehre Moses um so reiner, als sie zum großen Theil, namentlich in Daghestan, ungestört ihrem vom Vater auf den Sohn vererbten Cultus huldigen konnten. Ganz anders aber verhält es sich mit denen, die in Palästina zurückgeblieben und später vertrieben oder von selbst geflüchtet waren, denn bei ihrer allenthalben sehr untergeordneten Stellung nahmen sie von andern Völkern, unter denen sie lebten, wenn auch oft nur durch die Verhältnisse bestimmt, manches in ihrem Cultus auf. Die cabbalistischen Streitigkeiten unter den Christen gingen, wenn auch auf andere Weise, ebenfalls auf die unter ihnen lebenden Juden über. Die talmudistische Lehre wurde hauptsächlich in den Schulen von Librias und Babylon im fünften bis achten Jahrhundert im Judenthume ausgebildet. Von Jahr zu Jahr faßte sie festere Wurzel und verschaffte sich endlich volle Gel-

tung. Natürlicherweise hatte sich auch der talmudistische Gottesdienst um so mehr von dem der in Armenien und im Kaukasus wohnenden Juden entfremdet, je treuer die letztern dem Urjudenthume geblieben waren. Es gilt ein Gleiches für alle Anhänger des alten Testaments, die vor Einführung des Talmud mit ihren Landsleuten nicht mehr in Berührung standen. So sollen namentlich in China zahlreiche Juden wohnen, die ebenfalls nichts vom Talmud wissen.

Ein Theil der Juden in Armenien und am Kaukasus lernten erst sehr spät den Talmud kennen und erhielten ihn nach vielseitigen Bemühungen ihrer Glaubensgenossen in Konstantinopel. Im dritten Bande meiner Wanderungen im Oriente habe ich ebenfalls weitläufiger darüber berichtet. Ueber die Einführung des Talmud entstand unter den kaukasischen Juden ein heftiger Streit; diejenigen, welche ihrem Glauben treu blieben, waren gezwungen, auszuwandern und begaben sich nach der Krim. Hier fanden sie Glaubensgenossen vor. Aber nach den historischen Documenten des oben genannten Abraham Firkowitsch läßt sich die Anwesenheit von Juden in Dshuffuth = Kaleb bis in das Jahr 640 v. Chr. zurückführen. Nach genanntem Gelehrten leben jedoch auch fortwährend im Kaukasus Juden, die den Talmud nicht anerkennen; ihre Zahl soll aber sehr gering sein. Außerdem finden sich wenige Karaim in mehreren westlichen und südlichen Gouvernements von Rußland.

Nach allem diesem kann man die Karaim keineswegs als eine jüdische Secte ansehen, die sich von der Mutterkirche getrennt hat. Im Gegentheil sind sie gerade die Juden, welche sich die reine Lehre erhalten haben, während die Talmudisten umgekehrt bedeutend abgewichen sind. Die jetzige Reformpartei unter den deutschen Juden suchte auch, zum Theil wenigstens, den Cultus auf das Urjudenthum zurückzuführen und nähert sich dadurch wesentlich den Karaim.

Die Karaim sind in ihrem Urtheile über Andersgläubige bei Weitem milder als die Talmudisten. Dieser Umstand mag hauptsächlich die Ursache sein, warum ihrem Aufenthalte unter Mohammedanern und Christen weniger Schwierigkeiten entgegen gesetzt wurden, als jenen. So viel man weiß, haben die Karaim nirgends Ber-

folgungen wegen ihres Glaubens erlitten. Sie sind auch weit arbeit-
samer und deshalb wohlhabender. Keineswegs stehen sie wie die Tal-
mudisten in Betreff der Treue und Ehrlichkeit in gleich schlechtem
Rufe. Aus dieser Ursache bemerken Handwerker in Sebastopol ab-
sichtlich auf ihren Aushängeschildern, daß sie zu den Karaim gehören.

Ueber den Ursprung des Wortes Karaim ist man verschiedener
Meinung. Am Wahrscheinlichsten ist die, wornach die Juden, welche
nach Armenien aus Assyrien und Babylonien versetzt wurden, den
Namen Karaim besaßen. Nach andern wäre die Bezeichnung Karaim
oder Karäer ursprünglich für die Anhänger des Rabbi Aman, der
den Talmudisten in Syrien entgegentrat und eine besondere Secte ge-
stiftet haben soll, gebraucht worden.

Die Anwesenheit von Juden im Kaukasus mag in dem ersten
Jahrhunderte nach Chr. bedeutender gewesen sein. Vielleicht hatten
sie einen wesentlichen Einfluß auf die Annahme der jüdischen Reli-
gion durch die Chasaren. Es ist auf jeden Fall eine eigenthümliche
Erscheinung, daß ein ganzes Volk auf einmal eine Religion an-
nimmt, deren Anhänger auch nicht den geringsten Einfluß ausübten
und bereits mehr oder weniger der Verachtung Preis gegeben waren.
Ebenso unerklärbar ist es, wohin die jüdischen Chasaren nach ihrer
Vertreibung gekommen sind. Da deren Herrscher in der Krim ihren
Hauptsiß hatten, so ist es ferner nicht unwahrscheinlich, daß eine
Menge Juden aus dem Kaukasus veranlaßt wurden, sich unter ihren
neuen Glaubensgenossen in der Krim niederzulassen. Das älteste
Document der Karaim in Dshuffuth-Kaleh stammt auch in der
That aus der Blüthezeit der jüdischen Chasaren in der Krim, näm-
lich aus dem 7. Jahrhundert. Mein Gewährsmann aus Kuba mag
demnach doch nicht so Unrecht haben, wenn seiner Behauptung
nach die Krim'schen Karaim ursprünglich aus dem Kaukasus stamm-
ten, nur daß er die Auswanderung weit später geschehen läßt. Auch
unser lebenswürdiger Wirth Rabbi Salomon Beim stimmte, als
ich das, was ich in Kuba vernommen, ihm mittheilte, bei, zumal
auch unter seinen Landsleuten sich die Sage vorfände, daß ihre Vor-
fahren aus der Umgegend von Derbend gekommen seien.

Wir besahen uns die neuerbaute Synagoge. Sie ist von Außen zwar unansehnlich, desto mehr besitz sie aber im Innern allerhand kostbare Geschirre, die zum großen Theil, selbst die vielen Leuchter, aus dem reinsten Silber gefertigt sind. Mehr interessirte mich eine Pergamentrolle, auf welcher das alte Testament höchst sauber und zierlich in hebräischer Sprache geschrieben war. Von den vielen andern Manuscripten, die der Freiherr von Harthausen gesehen hat, und von denen er sich für die Verbesserung des Bibeltextes und für die Geschichte so viel verspricht, habe ich leider keins gesehen.

Es ist wahrscheinlich, daß in den ersten Zeiten der Tatarenherrschaft in der Krim die Chane ihre Residenz in dem festen Dshuffuth-Kaleh besaßen. Mehrere Grabmäler von Tataren deuten wenigstens darauf hin. Unter andern zeigte uns der freundliche Rabbi ein zwar kleines, aber sonst hübsches Mausoleum, was nur aus einer Kuppel bestand. Hier soll die schöne Tochter eines Tatarhans, der Tochtamysch genannt wird, begraben liegen. Wer dieser Tochtamysch gewesen? ob der unglückliche Herrscher von Kiptschak, der in einer Schlacht gegen Timur Krone und Leben verlor, oder irgend ein anderer, wußte mir Salomon Wein ebenso wenig zu sagen, als was es für eine Bewandniß mit dem Gatten der schönen Chanstochter, dem Genueser Jerosin, gehabt habe.

Spät am Abende traten wir unsern Rückweg an. Der freundliche Priester führte uns noch zu dem Gottesacker. Er liegt weiter unten gegen den Anfang der Schlucht, die hier den Namen des Josaphat-Thales führt. Die jüdischen Begräbnißplätze haben sonst, namentlich in Konstantinopel und überhaupt in Asien, einen sehr traurigen Eindruck auf mich gemacht; ganz anders war es hier. Ich sah zwar wiederum blendend weiße Kalksteine; aber in größter Ordnung standen die dicht oft mit goldenen Inschriften besetzten Grabmäler neben einander und Eichen, weniger Ulmen und Weibuchen, beschatteten die heiligen Stellen. Das grelle Weiß wurde durch das liebliche Grün des Baumlaubes unendlich gemildert. Ein Grabmal hatte aber genau die Form des andern.

Die Sonne war bereits untergegangen, als wir uns wiederum

in der Nähe des Klosters zur Himmelfahrt Mariä befanden, zum Glück leuchtete der ziemlich volle Mond mit seinem matten Lichte. Ich weiß nicht, warum ich schon von meiner Kindheit an, Felsenpartien gern im Mondscheine gesehen habe. Ich erinnere mich noch genau der Zeit, wo ich als Gymnasiast auf einer Reise in der sächsischen Schweiz die ganze Mondscheinzeit benutzte, um die interessantesten Punkte derselben, besonders die Umgegend der Bastei, zu beschauen. Die Felsen nehmen sich bei Mondschein ganz anders aus als bei hellem Sonnenlichte. Wildes bizarres Gestein wird gemildert, da die Conturen sich nicht so scharf abschneiden, andere Partien hingegen durch Mondschlagschatten romantischer. Das Dunkel hinter den beleuchteten Vorsprüngen giebt der Phantasie Gelegenheit, sich neue Bilder zu schaffen, die selbst lebendig zu werden scheinen, wenn zufällig von Wind bewegte Bäume auf dem Schatten werfenden Vorsprunge stehen.

Wiederum kamen wir zu den Zigeunern, sahen die glühenden Defen und vernahmten den lauten Ton des schwingenden Hammers, denn alle Zigeuner sind, wie bekannt, geborne Schmiede. Die gerad aufgerichteten und an der Spitze mit einem Turban versehenen Grabsteine des tatarischen Gottesackers warfen lange Schatten, die, den Geistern gleich, ruhigen Schrittes einher zu wandeln schienen, in der Weise, wie wir uns selbst zu Pferde weiter bewegten. Die Straßen der Tarenstadt waren still und leer. Das laute Geräusch des Tages war verschwunden. Nur in den Kaffeehäusern brannte ein mattes Licht; sonst war es dunkel, denn die Häuser haben hier ihre Rückseite der Straße zugewendet oder lagen versteckt im Hofraume. Endlich kamen wir wiederum zu der Poststation, die außerhalb der Thalspalte auf freiem Felde liegt und von der wir ausgegangen, und beschloffen, die helle Mondnacht auch weiter zu benutzen und noch eine Station zurückzulegen.

Fünftes Kapitel.

Sebastopol.

Die Landzunge; Bodenverhältnisse; Chersones; die Gothen; der Name Sebastopol; Hafen; Nikolaus-Bastei; Dogs; Kai; Bibliothek; Kirche; Kosarsky; Katharina II.; Boulevard; Flotte des Schwarzen Meeres; Tschernoratschka; Injerman; Wasserleitung; Tunnel; Krypten; Uschafoff'sche Schlacht; ein Invalide.

Bald saßen wir wiederum auf dem kleinen Postwagen und wurden von dem Dreigespann rasch dahingeführt. Auf der Hälfte des 23 Werst langen Weges kamen wir in das hübsche muldenförmige Thal des Belbeck, was ein einziger Obst- und Weingarten zu sein schien. Von Seiten der Tataren sollen hier die besten Äpfel gezogen werden. Das Dorf, was darin liegt und sich weit dahin zieht, führt den Namen Duwanköi, d. i. Duwan-Dorf und hat eine außerordentlich freundliche Lage, denn in jedem Obstgarten liegt ein Haus. An der Poststation hielten wir an, ließen unsere Sachen hinein schaffen und beschloßen hier zu übernachten, um am andern Morgen in aller Frühe dem kaum 1 $\frac{1}{2}$ Meile entfernten Sebastopol zuzufahren. Der Tag graute und wir saßen wiederum im Wagen. Nach einer Stunde hatten wir bereits die Hasenbucht von Sebastopol erreicht und fuhren auf einem Kahne nach der auf der andern Seite liegenden Stadt. Wiederum war es ein deutsches Wirthshaus, in dem wir ein gutes Unterkommen fanden. Wir gönnten uns kaum so viel Zeit, um ein Glas Kaffee — in Rußland trinkt man, wie in Süddeutschland, Kaffee und Thee gewöhnlich aus Gläsern — zu trinken und wanderten durch die eigenthümliche Stadt. Unser freundlicher Wirth, der gewöhnlich in der ganzen Stadt mit seinem Vornamen Johann (oder da die Russen das „h“ nicht haben und sonderbarer Weise nicht dafür sich des ähnlicheren „ch,“ sondern des harten „g“ bedienen, Jogann) bekannt ist, hatte uns das Nöthige mitgetheilt, um uns zunächst eine gute Uebersicht zu verschaffen.

Der Boden, auf dem Sebastopol liegt, ist in jeglicher Hinsicht ein so interessanter, daß er wohl eine nähere Beschreibung verdient. Wie der Kaukasus an seinen beiden Enden in schmale Landzungen ausläuft, so nicht weniger das Krim'sche Küstengebirge, wenigstens auf seinem Westende. Es hat sich auf diese Weise eine Landzunge gebildet, die sich von Ost nach West zieht und in dieser Richtung eine Länge von ungefähr 3 Meilen besitzt. Die Breite mag gegen $1\frac{3}{4}$, der ganze Umfang hingegen 8—9 Meilen betragen. Sie bildet ein durch Schluchten vielfach zerrissenes Plateau, was sich auch nach Ost noch eine Strecke fortsetzt und dort gegen das feste Land durch eine Thalspalte, in deren oberm Ende ein Bach fließt, getrennt wird, während der untere sehr tiefe Theil durch das Meer ausgefüllt ist. Es hat sich dadurch ein schmaler Meerbusen gebildet, der einen der besten Häfen der ganzen Welt bildet und seiner Vorzüglichkeit halber von der russischen Regierung auch als Kriegshafen für die Flotte im Schwarzen Meere benutzt und fortwährend dazu eingerichtet wird. Es kommt noch dazu, daß die Landzunge wiederum auf seiner Nordseite vier Spalten besitzt, die ebenfalls sehr tief sind und sich mit Wasser aus der großen Hafensbucht angefüllt haben.

Nach Dubois de Montpéreur sind diese Vertiefungen nicht neptunische Auswaschungen, sondern vulkanischen Ursprunges. Durch Ausbrüche ist das darüber liegende sehr neue Gestein, das nach ihm dem Steppenkalk angehört, vielfach verändert worden. Versteinerungen findet man jedoch nur sehr selten und die wenigen sind so verändert worden, daß sich, wenigstens in der Bucht von Sebastopol, keine mit Bestimmtheit mehr erkennen läßt. Je mehr man sich aber weiter nach Osten wendet, also dahin, wo die vulkanischen Einflüsse geringer waren, häufen sich die Muschelschalen; man hat bald die höchst interessante Thatsache, daß die Muscheln im Anfange dem Meere, später jedoch süßen Gewässern angehört haben, daß beide aber auch zum Theil bunt durcheinander liegen. Das Gestein wird übrigens nach Süden zu älter; während im Norden es der neuesten Tertiärzeit angehört, wird die Landzunge im Süden durch Juragebilde begrenzt.

Das Plateau ist sehr unfruchtbar, zumal noch Wasser-Mangel dazu kommt. Seine Oberfläche stellt einen ächten Pampas dar, der nur im ersten Frühlinge und im Herbst sich mit geringer Vegetation bedeckt. Als ich hier verweilte, sah ich nur wenige Flockenblumen mit kleinen Blüthenkörbchen (*Centaurea diffusa* Lam. und *C. alba* L.), Andorn mit graufilzigen Blättern (*Marrabium peregrinum* L.), Vermuth (*Artemisia pontica* L. und *maritima* L. β . *taurica* Bieb, gabelästige Sefeli's (*Seseli dichotomum* Pall. und *S. tortuosum* L.) und unscheinliche Melidenblüthler (*Chenopodium urbicum* L., *album* Koch, *Atriplex roseum* L. u. s. w.). Nur da, wo die Landzunge mit dem Festlande zusammenhängt, wuchs Eichengebüsch.

Wahrscheinlich schon im 6. Jahrhunderte v. Chr. siedelten sich an der nördlichen Hasenbucht Handeltreibende Bewohner der pontischen Herakleia an und gaben der neuen Colonie den Namen ihrer Vaterstadt. Der dürre, unfruchtbare Boden der Halbinsel erinnerte sie aber keineswegs an die grünen und bewachsenen Landschaften ihrer Heimath und veranlaßte später die Griechen sie Cherronesos oder Chersonesos, d. h. unfruchtbare Insel, zu nennen. Zur Unterscheidung von andern Halbinseln — denn Chersonesos bedeutet bei den Griechen auch eine in das Meer sich hineinziehende Landzunge — bekam diese noch den Beinamen des herakleotischen Chersonesos. Mit der Zeit erhielt die Stadt, welche den Namen Cherson annahm, um so mehr Gewicht, als ihre Bewohner den ganzen Handel mit der Nord- und Westküste des Schwarzen Meeres an sich zu reißen vermochten und dadurch zu Wohlhabenheit und Macht gelangten. Eifersüchtig auf ihre Blüthe versuchten die bosporanischen Könige auf der andern Seite der Krim vergebens, sie zu demüthigen. Im Gegentheile zogen sie häufig die kürzern. In den Zeiten der Völkerwanderung ging Pantikapäon unter und alle Reiche und Völker im Norden des Schwarzen Meeres verloren sich aus dem Buche der Geschichte, nur Cherson erhielt sich, wenn auch nicht mit der frühern Bedeutung, gegen alle Stürme. Als die Gothen die Krim bewohnten, scheinen sie sich auch Chersons bemächtigt zu haben, denn Prokop nennt sie bestimmt eine gothische Stadt.

Die Geschichte der Gothen in der Krim ist, so wichtig und interessant sie auch sein müßte, noch keineswegs hinlänglich erforscht. Um so mehr müssen wir dem Professor Masmann, der sich überhaupt schon um deutsche Alterthumskunde sehr verdient gemacht hat, Dank wissen, daß er jetzt die Zeit ihres Aufenthaltes in der Krim zum Gegenstande besonderer Untersuchungen macht. In einem besondern Vortrage, welchen er in der geographischen Gesellschaft zu Berlin hielt und der bereits auch in den Monatsberichten abgedruckt ist, hat er die Wichtigkeit des Gegenstandes verdienstermaßen hervorgehoben. In der ersten Zeit der Völkerwanderung zogen sich die Gothen in das wilde und wenig zugängliche Küstengebirge zurück und erhielten sich in demselben wenigstens bis in das sechzehnte Jahrhundert. Als die Chasaren Herrn der Halbinsel Krim wurden, erhielt diese den Namen Chasarien; fortwährend wurde aber die Südküste und namentlich der westliche Theil mit der oben bezeichneten Landzunge Gothien genannt. Der Name Chasarien verschwand aus der Geschichte, während die Bezeichnung Gothien für denselben Umfang blieb. In einem Vertrage zwischen dem Herrscher der goldenen Horde und den Genuesern von Kassa, der im Jahre 1380 abgeschlossen wurde, wird Gothien den letztern zugesprochen.

Es müssen demnach in dieser Zeit noch Gothen in der Krim existirt haben. Die bekannte und viel besprochene Erzählung des Holländers Rubruquis, der im Jahre 1253 hier noch gothisch sprechen hörte, ist gewiß keine Fabel, sondern eine Thatsache. Erst die rohen Horden der Türken fielen mit wahrer Tigerwuth, von der zu sprechen ich schon oben Gelegenheit hatte, über die unglücklichen christlichen Bewohner und demnach auch über die Gothen her und megelten sie nieder oder zwangen sie doch wenigstens, ihren Glauben abzuschwören und den Islam anzunehmen. Ein Zeitgenosse erzählt die heldenmüthige Vertheidigung der beiden Herzöge von Manguy, einer jetzt in Trümmern liegenden Burg, und nennt diese die letzten Reste des gothischen Volkes und der gothischen Sprache. Nach einem andern Schriftsteller, der freilich hundert Jahre später lebte, sollen jedoch diese beiden Herzöge Griechen gewesen sein.

Während meines längern Aufenthaltes auf der Südküste hatte ich vielfach Gelegenheit mich mit den dortigen Bewohnern bekannt zu machen. Sie führen zwar ebenfalls den Namen der Tataren, unterscheiden sich aber wesentlich von denen der nördlichen Ebenen. Es ist gar keine Frage, daß sie eines ganz andern Ursprungs sind und vielleicht keinen Tropfen mongolisch-tatarischen Blutes in sich haben. In der Größe stimmen sie noch am Meisten mit ihren Glaubensgenossen überein, aber in Physiognomie und Körperconstitution weichen sie so sehr ab, daß ihre Verschiedenheit schon allen und selbst den oberflächlichsten Reisenden aufgefallen ist. Ich weiß freilich nicht, wie die Gothen ausgesehen haben, und will auch gar nicht mit Bestimmtheit aussprechen, daß die Tataren des Gebirges gothischen Ursprunges sind. Viel Ähnlichkeit besitzen allerdings die letztern mit den Griechen. Es ist wohl auch gar kein Zweifel, daß griechisches Blut, zum Theil wenigstens, in den Tataren der Südküste fließt. Die Männer sind im Allgemeinen zwar klein, wie auch die Griechen, aber sonst recht hübsch, nur etwas untersezt und besitzen stets eine edle Physiognomie. Frauen und Mädchen sieht man nicht selten unverschleiert.

Nach dieser gewiß nicht uninteressanten Abschweifung kehre ich zu der Beschreibung des heutigen Sebastopols zurück. Die Russen, welche das griechische Beta nicht, wie wir, unserm deutschen „b“ ähnlich, sondern wie „w“ aussprechen, nennen die Stadt Sewastopolis. Es giebt wenige Städte, in deren Namen auch ihre Bedeutung liegt. Zu ihnen gehört aber Sebastopol, denn das Wort bedeutet eine Ehrfurcht gebietende oder kaiserliche Stadt. Man braucht nur die drei Paar Bastionen, welche den Eingang zum Hafen bewachen, oder die Riesnarbeiten der Admiralität, die Docks u. s. w. anzusehen, welche die russische Regierung seit mehreren Jahrzehnten aufführen läßt und von denen ich alsbald weiter sprechen werde, und man wird gewiß den nöthigen Respekt bekommen. Den Namen Sebastopolis erhielt in den ersten Jahrhunderten nach Christus Dioskurias, noch früher das wichtigste Emporium auf der Ostküste des Schwarzen Meeres, von seinen damaligen Herren, den byzantinischen

Kaisern. Aber grade seitdem die Stadt den stolzen Namen trug, kam sie in Verfall.

Nicht so verhält es sich mit dem heutigen Sebastopolis, das mit jedem Jahrzehent an Bedeutung gewonnen hat. Kein Ort im Schwarzen Meere scheint so berufen zu sein eine wichtige Rolle zu spielen, als Sebastopol. Während der Name Sebastopol von der Ostküste des Schwarzen Meeres auf den russischen Kriegshafen übertragen wurde, hat man die Bezeichnung des hier in uralter Zeit liegenden Cherson einer Handelsstadt gegeben, die am Ausflusse des Dnjepr liegt und zu großen Erwartungen berechtigen sollte, aber, bis jetzt wenigstens, keineswegs diesem entsprochen hat.

Ich beginne bei der Beschreibung von Sebastopol mit dem Hafen. Er zieht sich ungefähr eine Stunde landeinwärts und wird allmählig flacher. Am Ausgange mag die Breite eine Viertelstunde und etwas mehr betragen. Nach Norden zu wird die Bucht durch ein hohes Ufer begränzt, südlich hingegen laufen, wie schon oben erwähnt, vier kleinere Buchten in die Landzunge hinein und sind allenthalben von ziemlich hohen Ufern umgeben. Von ihnen werden die beiden mittlern als Kriegshäfen benutzt. Diese besitzen selbst gegen ihr oberes Ende noch eine Tiefe von fast vierzig Fuß, also hinlänglich, um die größten Schiffe zu tragen. Nur die erste Bucht unweit des Einganges, die den Namen der Artilleriebucht führt, dürfen allein Kauffarthenschiffe benutzen, während die letzte, die sogenannte Schiffwerftsbucht, nicht gebraucht wird. Obwohl auch außerhalb der Hafenbucht das Meer allenthalben eine nicht unbedeutende Tiefe besitzt — denn am Ausgange derselben beträgt diese siebenzig, achtzig und mehr Fuß — so ist doch zur Sicherung der Einfahrt die nöthige Vorsicht dadurch getroffen, daß in der Ferne zwei Leuchtthürme erbaut und so zu einander gestellt sind, daß, wenn man ohne Gefahr in den Hafen einlaufen will, der eine Leuchtthurm den andern vollständig decken muß, so daß man nur den einen sehen darf. Die Räume des ganzen Hafens sind so groß, daß in ihnen nicht allein die russische Flotte des Schwarzen Meeres eine sichere Zuflucht finden kann, sondern daß auch sämmtliche Kauffarthenschiffe, selbst wenn

ihre jetzige Zahl sich verdoppeln sollte, sich darin den Nachstellungen ihrer Feinde entziehen können.

Man kann sich wohl denken, daß die russische Regierung auch die nöthige Sorgfalt getragen hat, um die eigenen Schiffe im Hafen zu sichern, jedem fremden hingegen den Eingang zu verwehren. Vier starke Basteien, auf jeder Seite zwei, stehen zu diesem Zwecke gleich am Anfange der Hafensbucht und vermögen mit ihren Kanonen das furchtbarste Kreuzfeuer zu unterhalten. Die beiden äußersten führen den Namen der Alexanders- und Konstantins-Bastei. Von den beiden innern war, als ich mich hier befand, die eine auf der Südseite im Osten der Artilleriebucht, welche den Namen Nikolaus-Bastei besitzt, so ziemlich fertig, während die gegenüberliegende erst in Angriff genommen war.

Es wurde uns erlaubt, die Nikolaus-Bastei näher zu besichtigen. Mir war das Herz ganz wehmüthig, als ich hier nichts als Mordinstrumente sah. Die genannte Bastei bildet einen etwas flachen Halbmond und besitzt drei über einander liegende Stagen. Wie man sich denken kann, war das ganze Gebäude bombenfest. Ich wunderte mich, daß man den weichen Steppenkalk von Injermann zum Bau benutzt hatte, da dieser, Wind und Wetter ausgesetzt, schneller verwittert als Granit und anderes plutonisches Gestein, was man, namentlich außerordentlich harten Grünstein (Diorit), in der Nähe hätte haben können. Vielleicht ist aber grade weiches Gestein am besten geeignet, Bomben zu widerstehen. Daß Granit unsern jetzigen Wurfgeschossen keineswegs auf die Länge der Dauer widersteht, haben wir in diesen Tagen erst bei der Eroberung von Bomarsund gesehen.

Im Erdgeschosse lagen die Bomben und Granaten; ich sah die Defen, in denen die Kugeln bis zum Rothglühen erhitzt wurden, ehe man sie wirft. In den Stagen waren drei Batterien, eine jede mit 196 Kanonen, aufgestellt. Die größern Kanonen, welche vierundsechszigpfündige Kugeln werfen, hatte man von den übrigen getrennt und standen in besondern kleinen Zimmern, hinter denen der Raum wiederum für die Kanzlei und zu ähnlichen Erfordernissen benutzt

war. Die größern Räume enthielten zwanzig und mehr Kanonen und dienten zu gleicher Zeit den Soldaten zur Kaserne. Ich habe schon mehrmals Gelegenheit gehabt, der großen Ordnung und Reinlichkeit in den russischen Kasernen rühmend zu gedenken, hier schien mir aber alles noch weit sauberer und netter. Man erzählte mir, daß später eine vierte Batterie auf das Dach kommen würde. Bei den beiden vordern Basteien ist es bereits der Fall. Diese sind übrigens kleiner und haben eine jede nur im Ganzen 360 Kanonen.

Die eigentliche ziemlich unregelmäßige und weitläufige, aber im Allgemeinen doch freundliche Stadt, liegt auf der äußersten Landzunge nach dem Meere zu und zieht sich einerseits bis an das Meer hin, andererseits ersteigt sie auch die Höhe der ganzen Halbinsel und breitet sich hinter den vier Buchten noch weiter aus. Die kleinen Landzungen selbst zwischen den oben genannten Buchten sind zu verschiedenen Zwecken, hauptsächlich zu Kasernen, benutzt. Ein kleiner Vorsprung, der in den Kriegshafen sich erstreckt, wurde bis auf die Sohle abgetragen, um einer neuen Admiralität oder einer Schiffswerft Platz zu machen. Es ist dieses in der That eine gigantische Arbeit, an der bereits seit mehreren Jahren viele Hundert Menschen unausgesetzt arbeiten. Ein früherer Officier hat die Abtragung in Afford genommen und erhält dafür über eine Million Thaler. Man erzählte mir, daß im Jahre 1851 der Bergvorsprung abgetragen sein müsse; demnach wäre er jetzt ganz verschwunden. Zur schnellern Wegschaffung des Luffes und der Erde hatte man eiserne Schienen gelegt; mit Leichtigkeit schoben wenige Menschen ungeheure Lasten vor sich hin.

Ein nicht minder großartiges Werk sind die Docks, die erst vor Kurzem vollendet worden waren. Hier werden die neuen Schiffe gebaut und der Reparatur unterworfen. Bis dahin war man fast ganz und gar außer Stande, Linienchiffe auszubessern. Diese Ausbesserung geschieht nun einfach durch die Docks, die aus drei hinter und übereinander liegenden Bassins bestehen. Jedes Bassin war so geräumig, daß man in jedes zu gleicher Zeit zwei Linienchiffe transportiren konnte. Soll ein Schiff ausgebessert werden, so bringt man es aus

dem Hafen in das erste Bassin, dessen Wasser mit dem des Hafens in gleichem Niveau steht, und schließt dieses durch wasserdichte Schleusen ab. Der Boden der beiden andern Bassins ist trocken, da er höher als das Niveau des Hafens liegt. Durch eine höher liegende Wasserleitung, von der ich alsbald mehr berichten werde, wird so viel Wasser in das unterste Bassin gelassen, bis dieses in so weit angefüllt ist, daß es in gleichem Niveau mit dem zweiten, was sich ebenfalls anfüllt, steht. Wie das Wasser steigt, hebt sich natürlich auch das Schiff und befindet sich alsbald über dem Spiegel des Hafens. Man bringt es nun in das zweite und mittlere Bassin und eine zweite Schleuse sperrt das untere Bassin von dem mittlern ab. Während man das Wasser in dem untern Bassin wiederum in den Hafen abfließen läßt, füllt man hingegen aus der Wasserleitung das mittlere noch mit so viel Wasser an, daß es mit dem obersten gleiches Niveau hat und dieses nun das Schiff aufnehmen kann. Nun sperrt man auch dieses durch eine Schleuse ab und entläßt zuerst aus dem mittlern, dann aber auch, indem man die Schleuse wieder öffnet, das Wasser aus dem obern Bassin. Auf diese Weise bringt man das Schiff, ohne daß es eine Beschädigung erhält, auf das trockene Land und kann es mit leichter Mühe einer Reparatur unterwerfen. Die Höhe der Docks, wo die Schiffe ausgebeffert werden, liegt vierzig Fuß über dem Spiegel des Hafens. Der Raum ist so bedeutend, daß zu gleicher Zeit drei Linienschiffe, zwei Fregatten und noch andere kleinere Fahrzeuge in Angriff genommen werden können. Denn mit dem großen und ersten Bassin, in das sich das Wasser aus der Leitung unmittelbar ergießt, stehen noch auf der Seite sieben kleinere Behälter in Verbindung. Was ein solcher Schiffsdock kostet, davon haben Bewohner des Festlandes gar keinen Begriff. So wurden unter Andern nur die Schleusen für eine Summe von 270,000 Silberrubel von England bezogen.

In der Nähe der Docks wurde auch ein Gling erbaut. Unter diesem Namen, der dem des Erfinders entnommen ist, versteht man eine Vorrichtung, durch die kleinere Schiffe einer Ausbesserung unterworfen werden können. Das Schiff erhält hier nämlich einen

Mantel und wird so durch Maschinen aus dem Wasser auf das Trockne gebracht. Trotz des Mantels und bei aller Vorsicht leidet aber doch ein Schiff mehr oder weniger dabei. Der Eling sollte schon im nächsten Jahre fertig werden und wird demnach schon seit geraumer Zeit der Benutzung übergeben sein.

Nicht weniger nahm der Kai meine volle Bewunderung in Anspruch. Auch er war noch nicht vollendet; was ich aber sah, erschien schön. Die Einfassungen, Pfeiler u. s. w. hatte man von Granit, den man mit großen Kosten an den Ufern des Bug brach und hierher schaffte, den Boden hingegen von Grünstein aus Alupka und andern Orten der Südküste verfertigt. Wie mir erzählt wurde, sind Kalkquadern zum Unterbau benutzt worden. Auf jedem Fall wird dieser Kalk aber ein festeres Gestein sein, als das, was man in der Nähe bricht.

Die eigentliche Stadt besitzt einen um so freundlicheren Anblick als man vor vielen Häusern Bäume sieht, und selbst Lauben, am häufigsten aus Weinreben bestehend, angebracht sind. In dieser Hinsicht verdient vor Allem die Katharinenstraße einer Erwähnung, zumal sie auch nicht, wie gewöhnlich sonst in Rußland, eine übermäßige Breite besitzt. Nach dem Kriegshafen zu wohnen die Officiere und höhern Beamten, nach dem Meere zu hingegen die verheiratheten Matrosen, Unterofficiere und Subalternen. Auf einem hohen Punkt der Stadt steht das thurmähnliche Bibliotheks-Gebäude, das man eher für eine Sternwarte halten möchte. Ohne Zweifel würde die Höhe sich mildern, wenn andere hohe Gebäude in der Nähe ständen. Eine schöne, breite Treppe führt zu den innern Räumen und ist auf jeder Seite mit einer Sphinx geschmückt. Das Innere erscheint geschmackvoll, aber auch praktisch eingerichtet. An den Wänden sind allerlei Schiffe in Form von Basreliefs angebracht. Von besonderer Schönheit ist das Modell eines Schiffes, was mitten im Lesezimmer steht.

Nicht weit von dem Bibliothekgebäude steht eine neue Kirche, zu der man sich den Theseus-Tempel in Athen als Muster genommen hat. Es ist eine Basilika von dorischen Säulen umgeben. Vor allen

andern russischen Kirchen zeichnet sie sich dadurch zu ihrem Vortheile aus, daß sie im Innern eine ansprechende Einfachheit besitzt und nicht, wie es gewöhnlich der Fall ist, mit mittelmäßigen oder gar schlechten Bildern überladen wurde.

Von hier aus besuchten wir das Denkmal, was dem tapfern Kosarsky gesetzt ist und sich ebenfalls durch seine Einfachheit auszeichnet. Kosarsky gerieth nämlich im letzten türkisch-russischen Kriege zwischen drei feindliche Linienfahrzeuge. Als man entern wollte, erklärte er fest, sich und damit auch das feindliche Schiff in die Luft zu sprengen. So versuchte man seine Brigg „Merkur“ zusammen zu schießen, war aber dabei so ungeschickt, daß Kosarsky die Flucht ergreifen und, wenn auch beschädigt, doch glücklich die Seinigen erreichen konnte.

Am Ende der Katharinenstraße nach dem Hasen zu liegt das kleine Häuschen, in welchem Katharina II. während ihrer kurzen Anwesenheit gewohnt hat. Tataren hatten sich verschworen, die Kaiserin zu ermorden. Zum Glück wurde das Vorhaben verrathen und schnell entfloh die Kaiserin der großen Gefahr, die ihr drohte. Leider hatte man in dem netten Häuschen, was nur aus einem Parterre besteht, nicht alles in dem Zustande gelassen, in dem es zur Zeit der Anwesenheit der Kaiserin gewesen ist.

Im Süden der Stadt, wo die Landzungen mit der Halbinsel zusammenhängen, liegt der freundliche Boulevard, der besuchteste Spaziergang der Bewohner Sebastopols. Man übersteht von hier aus einen Theil der Stadt, den ganzen Hasen, die gegenüberliegende Küste und außerdem auf eine weite Strecke das offene Meer. Mehr nach Osten zu, also dem Meere abgewendet und da wo das schon früher erwähnte Sickingenbüsch beginnt, hat man Spitäler und Kasernen erbaut. Wie man sich denken kann, ist die Zahl der Matrosen und Soldaten, die hier namentlich die Winterszeit zubringen, nicht unbedeutend. Es wurde mir die Summe verschieden, einmal zu 15,000 und das andere Mal zu 20,000 genannt. Zu ihrer Aufnahme befinden sich auch auf der andern Seite des Hafens einige Kasernen. Die Zahl der festen Bewohner, die Jahr aus, Jahr ein

in Sebastopol zubringen, mag nicht die Zahl von 8—10,000 übersteigen.

Am Nachmittage benutzten wir das schöne Wetter, um die interessante Wasserleitung, die den Docks das Wasser zuführt, bis zu ihrem Ursprunge zu besichtigen und zu gleicher Zeit die berühmten Höhlen von Injermann, von denen wir sehr viel gehört hatten, in Augenschein zu nehmen. Zu diesem Zwecke mietheten wir uns ein Boot und ein alter Matrose wurde unser Führer.

Ich will hier gleich die Gelegenheit ergreifen, um einige Worte über die Kriegsflotte des Schwarzen Meeres zu sagen. Mit wenigen Ausnahmen waren alle Schiffe bereits im Hafen eingelaufen; man hatte selbst schon mehre abgetakelt. Die Besichtigung einer Fregatte machte mir eine große Freude. Zu der Zeit als ich mich in Sebastopol befand, also im Herbst 1844, bestand die Flotte des Schwarzen Meeres aus:

- 15 Linien Schiffen,
- 6 Fregatten; 2 waren noch in Arbeit,
- 5 Corvetten,
- 11 Briggs,
- 7 Kutter,
- 6 Tender,
- 2 Jachten,
- 18 Transportschiffen,
- 14 gewöhnlichen Dampfschiffen,
- 2 Branttwachtbriggs und aus
- 1 Bombardirschiff mit drei Masten.

Demnach aus 87 Fahrzeugen. Diese bilden zwei Divisionen, von denen eine jede aus drei Brigaden oder neun Equipagen besteht. Die letztern haben nicht immer eine gleiche Stärke, denn es giebt sogar zwei, die weder ein Linien Schiff noch eine Fregatte besitzen und deren jede nur aus einer Corvette und mehrern kleinern Fahrzeugen besteht. Die eine Division besitz bloß acht Equipagen im Schwarzen Meere, da die neunte, aus 4 Briggs, 1 Tender, 2 kleinern Dampfbooten und

15 andern kleinern Fahrzeugen zusammengesetzt, die Flotille des Kaspiſchen Meeres bildet.

Als wir an das äußerſte Ende des Hafens gelangt waren, fuhren wir in dem dort einmündenden Fluſſe aufwärts. Die Tataren nennen ihn, da ringsherum nur unſcheinliche Bäche vorhanden ſind, das große Waſſer, Bbük Uſen, die Ruſſen hingegen Tſchernorjätſchka d. i. Schwarzbach. Dieſe haben nämlich mit den türkiſch redenden und wahrſcheinlich auch mit andern Völkern des Orientes den Gebrauch gemein, langſam fließende Waſſer ſchwarze, raſch dahin eilende aber weiße Flüſſe oder Bäche zu nennen. So iſt Karafu d. i. Schwarzwaſſer, im Oriente eine ganz gewöhnliche Benennung für alle langſam fließenden und auch trüben Gewäſſer. Auf gleiche Weiſe nennen die Ruſſen mehre Gebirgswäſſer des Kaukaſus Belaja Rjätſchka d. i. weißen Bach. Die Tſchernorjätſchka, in der wir einfuhren, verdiente auch in der That ihren Namen, denn ſie enthielt ein ſumpfiges, morattiſches Waſſer und war über und über mit Schilf, Rohrbomben und andern Sumpfpflanzen beſetzt.

Die Thalspalte ſetzt ſich faſt mit derſelben Breite auch da, wo die Tſchernorjätſchka in breitem Bette fließt, noch über eine Meile fort; ſie iſt aber durch Alluvium allmählig ſo ausgefüllt, daß jezt ihr Grund und Boden über dem Waſſerſpiegel des Hafens liegt. Am Ende bietet ſie einen freundlichen Anblick dar, da der Boden mit den ſchönſten Raſen bedeckt iſt und auch einige Bäume und zwar hauptſächlich ſpizblättrige Eſchen (*Fraxinus oxyphylla* Bieb.) mit hübschen Kronen das Bild verſchönern. Die Anhöhen, welche auf drei Seiten ſich rings herum ziehen, ſchienen auch mehr bewachſen zu ſein, als es außerdem auf der Landzunge der Fall iſt.

Auf der Seite rechts mündet ein kleinerer Keſſel ein; ſeinen obern Theil hat man zu einem Baſſin benutzt, um das wenige Duellwaſſer, namentlich aber das, was während der Regenzeit und ſonſt fällt, oder durch das Schneefchmelzen ſich bildet, zu ſammeln. Die ganze Einrichtung erinnerte mich lebhaft an die berühmten Waſſerleitungen von Konſtantinopel. In einem neun Fuß breiten Canale wird das Waſſer aus dem Sammelkeſſel rings um die Berge, welche

auf der einen Seite jenen einschließen, nach dem großen Thale geleitet. Um eine Schlucht zu vermeiden und dadurch für den weitem Lauf an Fülle zu gewinnen, hat man über diese einen Aquädukt geführt, der von sechs Bogen getragen wird und eine Länge von circa 200 Fuß besitzt. Die Anhöhen am vordern Ausgange machen ferner einen bedeutenden Vorsprung und man sah sich genöthigt, diesen zu durchgraben. Auf diese Weise ist ein Tunnel entstanden, der zu den vorzüglichsten gehört, die ich gesehen habe. Achtzig Matrosen, die der 42. Equipage zugetheilt waren, arbeiteten, alle vier Stunden sich ablösend, Tag und Nacht und bedurften doch einer Zeit von funfzehn Monaten, um das große Werk zu Stande zu bringen. Den 19/31. Juli 1832 wurde er begonnen und erst den 19/31. October des nächsten Jahres war er fertig. Zum Glück war das Gestein, namentlich im Anfange, wo es aus einem grau-grünlichem Mergel bestand, nicht hart und ließ sich leicht bearbeiten. Mehr Schwierigkeit mag schon der Mummulitenkalk, der später den Mergel ersetzt, dargeboten haben.

Innerhalb des zwölf Fuß breiten und sechs Fuß hohen Tunnels fließt das Wasser in einem besondern Bette von vier Fuß Tiefe und neun Fuß Breite. Bei dieser Einrichtung bleibt ein Raum von drei Fuß übrig, der zu einem Fußpfade auf beiden Seiten des eigentlichen Canales benutzt ist. Wir scheuten nicht die Mühe, den ganzen langen Tunnel, der zu 133 Saschenen oder russischen Klaftern, also ungefähr zu 900 preussischen Fuß mir angegeben wurde, durchzuwandern und uns von der Vorzüglichkeit dieses interessanten Bauwerkes selbst zu überzeugen.

Dicht am Eingange des Aquäduktes in den Tunnel befindet sich eine interessante Krypte neben andern kleinen. Sie soll dereinst einer Kirche angehört haben und früher weit größer gewesen sein. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts, so erzählte unser geschwägiger Matrose, sei plötzlich ein Theil zusammengebrochen und den Berg hereingestürzt. Das weiche Gestein — es ist wiederum derselbe grau-grünliche Mergel, durch den ein Theil des Tunnels gehauen ist — ist leider gar nicht dazu geschaffen, Skulpturen und überhaupt Ver-

zierungen auf die Länge der Zeit zu erhalten. Dieses mag auch die Ursache sein, warum ich keine Spuren vorfand. In einigen Zellen, die wahrscheinlich in alter Zeit von Mönchen bewohnt wurden, hatten jetzt Matrosen, die die Aufsicht über die ganze Leitung führen, ihr Lager aufgeschlagen und brachten die ganze Zeit des Sommers darin zu.

Weit größer als diese Krypten schienen mir andere Felsen-Aus-
höhlungen zu sein, die auf der entgegengesetzten Seite der Thalspalte, aber ebenfalls gegen den Ausgang hin, sichtbar waren. Ich hatte nicht Lust, zumal der tiefe Stand der Sonne uns an den Rückweg mahnte, die Thalspalte quer zu durchwandern und auch die jenseitigen Krypten zu besichtigen, da ich von der Ansicht der diesseitigen so wenig befriedigt war. Sie führen nach einer frühern Burg, die auf der Höhe liegt, den Namen der Krypten von Infjermann und sind bereits von einigen Reisenden erwähnt und auch beschrieben worden.

Der Führer brachte uns endlich auf demselben Bote wiederum zurück. Wir verfolgten die ganze Zeit über mit unsern Augen die in der That großartige Wasserleitung, wie sie sich an den Bergen und durch alle Schluchten windend hinzog. Ueber die größte, die nach ihrem Besitzer, die Uschakoff'sche Bucht heißt und eine ziemliche Breite und Länge besitzt, hat man wiederum einen Aquädukt gebaut. Dieser ist bedeutend größer als der erste und ruht auf sechzehn Bogen. Die Länge mag gegen 300 Schritte betragen. Man hat auch hier den leichten Kalkstein benützt.

Die Schlucht besitzt ein sehr freundliches Ansehen und war zu einem Park umgeschaffen. Mitten darin sah ich auch ein nettes Landhaus. Unter den Gehölzen, die hier des Menschen Hand angepflanzt hatte, befand sich auch neben der spitzblättrigen Esche, die ihr sehr ähnliche Terpenthin-Bistazie. Weniger gefiel mir der große Pavillon, da er nicht in rein chinesischem Geschmacke erbaut war und die bunten grellen Farben, mit denen man ihn angestrichen hatte, einen unangenehmen Eindruck machten. Sonderbar, aber keineswegs unschön, nahm sich ein hoher Mastbaum aus, der mitten aus dem Pavillon emporragte.

Es wurde Nacht. Unser gutmüthiger Fährmann erzählte uns aus seinem vielfach bewegten Leben. Seit vierzig Jahren diente er auf der Flotte. Endlich sei er seines hohen Alters wegen aus dem activen Dienste entlassen und beziehe eine Pension, von der er aber leider nicht leben könne. Für den Augenblick habe er bei einem Schiffer Beschäftigung gefunden, der, gegen die bestimmte Abgabe von 5000 Rubel, das Recht erhalten hat, zweiunddreißig Bötte zur Verfügung der Bewohner, versteht sich gegen eine bestimmte Vergütung, zu stellen und die Verbindung zwischen den einzelnen Landzungen und der gegenüberliegenden Küste zu vermitteln. Die Boote waren zwar einfach, schienen aber recht dauerhaft zu sein. Im Durchschnitt kostete ein jedes 110 — 130 Rubel (120 — 150 Thaler).

Ehe ich die Beschreibung meiner weitem Reise beginne, möchte es vielleicht von Interesse sein, einige Worte über die Möglichkeit einer Eroberung und eventuellen Besetzung Sebastopols durch die Westmächte zu sagen. Ich habe schon oben bei der Beschreibung Kassa's diesen Ort als den bezeichnet, der wegen seiner Lage und möglichen Befestigung alle Aufmerksamkeit der Westmächte verdient, und auf jeden Fall eine größere Wichtigkeit besitzt als Sebastopol. Das alte Cherson war zu einer Zeit sehr bedeutend, hat aber doch nie den Glanz wie Kassa, das heutige Theodosiopol, erreicht. Es ist nicht zu leugnen, daß Sebastopol für Rußland eine Bedeutung von großer Tragweite besitzt, daß, so lange nicht ein kräftiger Thron, der im Fall der Noth sich selbst erhalten kann, in Konstantinopol errichtet ist, Rußland bei dem unausbleiblichen und ohne Zweifel bald eintretenden Falle des türkischen Reiches vor allen übrigen Mächten und selbst vor Oesterreich in bedeutendem Vortheile ist. Daß Rußlands Kaiser sich als die rechtmäßigen Nachfolger des morgenländischen Reiches betrachten und nicht ohne Ursache den byzantinischen Doppel-Adler in ihrem Wappen aufgenommen haben, spricht man selbst russischer Seits ganz offen aus. Nicht erst durch den Frieden von Hunkjar = Skelessi, sondern schon weit früher durch den Frieden von Kutschuk = Kainardshi (1774) erhielt der Kaiser von Rußland eine Art Beaufsichtigungsrecht über alle Anhänger der mor-

genländischen Kirche und faßte damit einen festen Fuß inmitten des türkischen Reiches, als ihm alle die in Europa und Asien abgetretenen Provinzen verschaffen konnten. Eifersüchtig auf dieses Vorrecht, suchte Rußland zunächst die Forderungen der Lateiner in Betreff der heiligen Stätten zu vereiteln, und als ihm dieses nicht in der gewünschten Weise gelang, sich dadurch zu entschädigen, daß es von dem Sultan verlangte, das bis dahin beanspruchte Aufsichtsrecht über die Anhänger der morgenländischen Kirche zu einem förmlichen Schutzrecht umzuwandeln. Die türkische Regierung erkannte die Gefahren, welche seiner an und für sich schwachen Selbstständigkeit dadurch drohten, und wußte, daß alle christlichen Stämme, namentlich aber die Griechen und Armenier, nie die Drangsale und Unbilden, die man ihnen seit mehreren Jahrhunderten angethan, vergessen und jede Gelegenheit ergreifen würden, um sich an ihren Unterdrückern zu rächen. Der Sultan widerstand und hat in der That gezeigt, daß trotz der Renegaten und sonstigen mächtigen Unterstützungen doch noch einige Lebenskraft in seinem Reiche sein muß, um so zu widerstehen.

Aber trotzdem verhehlen sich die Westmächte doch nicht, daß die Stunde nicht mehr fern sein möchte, wo, um mich des jetzt häufig gebrauchten Ausdruckes zu bedienen, der franke Mann bei allen Versuchen seine noch einmal auslodernnden Kräfte zu erhalten, doch stirbt. Ehe irgend eine der Westmächte und selbst Oesterreich herbeieilen kann, vermag Rußland von Sebastopol aus rasch hintereinander eine Anzahl von Truppen nach Konstantinopel zu werfen, die, einmal im Besitze der Hauptstadt, nicht so leicht herausgeworfen werden möchten, auch wenn sie nicht durch die Sympathien der Griechen unterstützt würden. Wie schwierig es ist und welcher Zeit es bedarf, ehe von Frankreich und England aus bedeutende Heere nach dem Oriente gebracht werden können, haben wir jetzt gesehen. Und man muß in der That noch die Schnelligkeit bewundern, mit der hauptsächlich die Franzosen Truppen nach der Türkei schafften. Man muß bedenken, daß Rußland zwei Depots in der Nähe besitzt, von denen aus rasch Verstärkungen nachfolgen könnten. Wosnesensk, diese

größte Militaircolonie Rußlands, liegt am Bug, also an einem schiffbaren Flusse und nicht fern von seinem Ausflusse. Am Kaukasus standen bis daher 160 — 180000 Mann zur Bekämpfung der Gebirgsvölker. Auch hier könnten, wie wir es ja bereits gesehen, 60 — 80000 Mann, ohne gerade die russischen Provinzen jenseits und dießseits des Gebirges einer Gefahr Preis zu geben, rasch in Pott oder Suchumkaleh eingeschifft oder zu gleichzeitigen Operationen in Armenien und Kleinasien benutzt werden.

Man sieht also, daß die Nachteile für die Westmächte und Oesterreich sehr bedeutend sind, und daß sie demnach auch jetzt Alles aufbieten müssen, um bei gewissen Eventualitäten bereit zu sein. Die Zerstörung Sebastopols und die Vernichtung der keineswegs, wie man glaubt, zu verachtenden russischen Flotte im Schwarzen Meere würde allerdings in der nächsten Zeit von der Furcht befreien. Ich glaube auch, daß dieses das einzige Ziel der Westmächte ist und daß man ihrerseits nicht an eine dauernde Besetzung der Krim oder nur Sebastopols denkt. Daß der zuletzt genannte Ort von der See aus zu nehmen ist, bezweifelt man jetzt allenthalben. Wohl liegt aber die Möglichkeit von der Landseite her. Als ich vor nun zehn Jahren in Sebastopol war, baute man noch an den Hasenbefestigungen, die Stadt war aber offen und für gar keine Vertheidigung von der Landseite eingerichtet. Ob man in letzterer Hinsicht später Fürsorge getroffen hat, weiß ich nicht, bezweifle es aber, daß in der Weise etwas Bedeutendes geschehen ist.

Sebastopol hat allerdings auch hinsichtlich seiner Befestigung eine günstige Lage, da es im Norden einer Landzunge liegt, die sehr leicht nach der Landseite zu abgesperrt werden könnte, denn sie bildet eine Art Plateau, was nur in Süd-Ost mit dem eigentlichen Küstengebirge zusammenhängt. Dieses Plateau hat eine Länge von vier und eine Breite von nicht ganz drei Stunden. In der alten Zeit des Cherson'schen Freistaates wurde am östlichen Abfalle des Plateaus eine Mauer gegen die Einfälle der Scythen und der bosporanischen Könige errichtet, die in ihrer einfachen Zusammensetzung wohl der damaligen Kriegführung widerstand, jetzt hingegen ganz anders er-

baut werden mußte, wenn man siegreich aus einem ungleichen Kampfe hervorgehen wollte. Diese Mauer, von der man noch zu Anfange dieses Jahrhunderts nicht unbedeutende Reste sah, begann in der Nähe von Inkjermann und dem oben erwähnten Sammelplatze für die Wässer zur Speisung der Werfte oder Docks und zog sich in gerader südlicher Richtung bis nach Balaklawa hinab.

Wegen der allenthalben hohen Lage der Landzunge und wegen Mangels eines nur einigermaßen passenden Landungsplatzes vermögen an dieser selbst gar keine Truppen ausgeschifft werden. Die Landung der Franzosen und Engländer mußte entweder bei dem Städtchen Balaklawa oder im Norden Sebastopols, am Ausflusse des Belbek oder bei Eupatoria geschehen. Der zuerst erwähnte Fall hat große Schwierigkeit, da wohl eine sehr sichere Hafensbucht vorhanden ist, der Eingang zu derselben aber außerordentlich leicht verwehrt werden kann. Es kommt noch dazu, daß das Thal von Balaklawa keineswegs so geräumig ist, um eine große Truppenzahl aufzunehmen. Landen die Truppen im Norden, so haben sie außerdem den Vortheil, daß sie die Bastien auf der Nordseite leichter vom Rücken aus angreifen können und, einmal im Besitz derselben, mit geringern Kräften zu operiren vermögen.

Ich habe schon gesagt, daß man sich wohl begnügen dürfte, die Flotte des Schwarzen Meeres und die Festungswerke Sebastopols zu zerstören. Eine dauernde Besetzung möchte den Westmächten ungeheure Opfer kosten und am Ende doch zu keinem Resultate führen. Ein Gibraltar würde Sebastopol nie und nimmer werden. Das Schwierigste bei der dauernden Besetzung ist stets die Unterhaltung einer so bedeutenden Truppenmasse, als für die Behauptung eines sehr entfernten Ortes nothwendig erscheint. Wollte man mit Sebastopol die ganze Krim wegnehmen, so würden sich die Schwierigkeiten nur steigern, da die Nähe eines immerhin mächtigen Feindes die größten Vertheidigungsmaßregeln verlangt, zumal dieser wieder nur darauf bedacht sein mußte, sich der Halbinsel von Neuem zu bemächtigen. Die Krim wird nie im Stande sein, neben der Bevölkerung noch bedeutende Heere zu ernähren, denn mit Ausnahme der

wenigen Thäler fehlt Wasser; ohne dieses, zumal nicht einmal Wasserleitungen gemacht werden können, ist keine Fruchtbarkeit und am allerwenigsten Getreidebau möglich. Der Glaube von der großen Fruchtbarkeit der Krim, dem man sich selbst in Rußland ganz allgemein hingiebt, stammt noch aus der Zeit der großen Katharina, die der Fürst Potjomkin (Potemkin) durch ephemere Colonien zu täuschen suchte. Auch die jezigen Kriege in der europäischen Türkei haben uns gezeigt, wie schwierig es ist, auf eine längere Zeit große Truppenmassen in nicht civilisirten Ländern zu unterhalten.

Die Zeit wird uns lehren, was kommen soll. Die Westmächte haben ihre schwierige Lage ebenfalls erkannt und gewiß nicht eher den Angriff versucht, als bis sie ihrer Sache sicher waren. In der Ostsee scheint man für dieses Jahr jede weitere Operation aufgegeben zu haben, nicht so im Schwarzen Meere, wo man auf jeden Fall in diesem Jahre noch ein bestimmtes Resultat erreichen will.

Sechstes Kapitel.

Balaklawa und das Küstengebirge.

Das alte Cherson; Balaklawa; die Västirionen Homers; Parthenion; Mondschein-Partie; Baidar; die neue Straße; ein Gebirgspass; schöne Aussicht; Vegetation; Kirkinneiß; theure Preise; das Küstengebirge; seine Bildung; die Jurawand; die Jaisa.

Den andern Tag nahmen wir uns vor, die Ruinen des alten Cherson oder Korsun, die weiter südwestlich von Sebastopol liegen, aufzusuchen. Dubois de Montpéreur und Kohl haben so ausführliche Beschreibungen des jezigen Zustandes der berühmten Handelsstadt des Alterthums gegeben, daß es überflüssig sein möchte, von Neuem aufzuzählen, was an Ruinen noch vorhanden ist. Ich käme selbst um so mehr in Verlegenheit, als mein Tagebuch, was ich übrigens stets mit großer Genauigkeit und zwar gewöhnlich an Ort und Stelle führte, durchaus nicht mit den Beschreibungen übereinstimmt. Die

beiden genannten Reisenden haben weit mehr gesehen als ich; ich sah nur durcheinander liegende Steinhäufen, wenige Mauertrümmer und sonstige Spuren, und vermochte weder die Ruinen eines Tempels, noch die einer Kirche heraus zu finden.

Man erzählte mir jedoch, daß allerdings noch vor wenigen Jahren die Trümmer bedeutender gewesen wären und daß sie in einem Jahrzehnt vielleicht ganz verschwunden sein könnten. Zuerst habe die Erbauung Nikolajeff's am Bug, die in der That früher umfangreichen Ruinen des alten Cherson sehr verringert; denn man holte namentlich die prächtigen Grünstein-Quadern für die dortigen Häuser. Seitdem Sebastopol entstanden, sei dann vollends das brauchbare Gestein der Ruinen zu mancherlei Bauten benutzt worden. Dieser Frevel, — ich muß in der That diesen Ausdruck brauchen, — ist aber weniger von Seiten der Regierung geschehen, denn der Kaiser hat befohlen, alle Ruinen der Vorzeit zu erhalten, als vielmehr von Privatens. Man zeigte mir in Sebastopol Häuser, die fast nur aus Steinen des alten Cherson erbaut sein sollten.

Am Nachmittag des 24. Septembers verließen wir das freundliche Sebastopol, um nach der berühmten Südküste unsere Schritte zu lenken. Den ursprünglichen Plan, die Landzunge und hauptsächlich ihre Küsten einer nähern Untersuchung zu unterwerfen, mußte ich aufgeben, um Zeit genug zu haben, die für einen Naturforscher wichtigere Südküste mit Muße studiren und dann zur rechten Stunde mit dem Dampfschiffe nach Odeffa gehen zu können. So fuhren wir in einem Dreigespann rasch über den classischen Boden der Landzunge hinweg nach ihrer Südseite. Dort liegt ein griechisches Städtchen, Balaklawa mit Namen, ebenfalls an einer Bucht, die sich landeinwärts erstreckt. Der Weg bis dahin beträgt nur zwölf Werst, also etwas über drei Stunden.

Man hatte mir zwar schon Manches über die eigenthümliche Lage des genannten Städtchens erzählt, aber als wir das Plateau herabgingen und der Kessel mit dem dunkelblauen Wasser in der Mitte sich allmählig vor unsern Blicken ausbreitete, übertraf das, was wir sahen, alles, was uns zu Ohren gekommen war. Der Kessel

mag ungefähr zwanzig Minuten im Durchschnitt haben und wird, mit Ausnahme einer schmalen Spalte, rings herum von ziemlich steilen, nur zum Theil bewachsenen Felsen, die eine Höhe von einigen hundert Fuß besitzen, eingeschlossen. Die eben erwähnte Meeresbucht füllt fast den ganzen Kessel aus, und wird mit Ausnahme der uns entgegengesetzten Seite, wo das Wasser bis hart an die Felsen geht, von einem grünen Rasenteppiche umsäumt. Hier liegt auch das kleine Städtchen Balaklawa, aus wenigen Häusern, aber aus desto mehr Verkaufsläden bestehend. Die Getreide- und Gemüse bauenden Bewohner haben sich an dem Abhange, den wir herabgestiegen waren, angesiedelt, um den Erzeugnissen ihres Fleißes näher zu sein. Man nennt den ländlichen größeren Ort mit dem tatarischen Worte Kadıbi, was im deutschen Richterdorf bedeutet.

Die Einwohner sind Griechen, welche zur Zeit der großen Katharina die Türkei verließen und, mit besonderen Privilegien versehen, sich an derselben Stelle niederließen, wo vor länger als 2000 Jahren kleinasiatische Landsleute, Milesier, ebenfalls sich angesiedelt und die Colonie Symbolon (Gembalo bei den Italienern des Mittelalters) gegründet hatten. Diese Colonie erlangte jedoch nie eine größere Bedeutung und war in der Regel von dem mächtigen Freistaat Cherson abhängig. Als die Genueser auf der Südküste festen Fuß gefaßt hatten, kam Gembalo bald unter ihre Botmäßigkeit. Mit dem Untergange ihrer Herren ging auch diese Stadt zu Grunde. Später wohnten Tataren hier, bis auch diese wiederum gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts Griechen Platz machen mußten.

Achttausend Seelen waren es, die damals den griechischen Archipel verließen und sich hier ansiedelten. Die Zahl scheint mir auf keinen Fall noch eben so groß zu sein; ich weiß aber nicht, ob sich diese durch Krankheiten verringert hat, oder ob später Einzelne an andern Orten einen bleibenden Aufenthalt erwählten. Die Griechen haben noch fortwährend ihre eigene Gerichtsbarkeit und eine selbstständige Gemeindeordnung, deren Vorsteher nur der russischen Behörde verantwortlich ist und ihr jährlich Rechnung ablegt. Sie sind zwar von der Rekrutirung befreit, müssen aber ein Bataillon von 500

Mann organisiren und damit die Aufsicht über die ganze Südküste führen, damit keine fremden Waaren eingeschmuggelt werden.

Als ich dem dunklen Wasser entlang ging, bemerkte ich Qual-
len, also Meerthiere, das beste Zeichen, daß jenes kein Binnensee,
sondern eine mit dem Meere durch einen schmalen Ausgang zusam-
menhängende Bucht sei. Ich war neugierig, die berühmten Fische
Kephal und Petuch, die man hier anpreist, aber schon Kohl herzlich
schlecht fand, näher kennen zu lernen. Daß Kephal die Meeräsche
oder der Garder (*Mugil Cephalus* L.) sein möchte, konnte ich mir
denken, denn auch die Franzosen bedienen sich derselben Bezeichnung.
Der Petuch ist die Meerbarbe (*Mullus barbatus*), die bei den alten
Griechen den Namen Trigla führte.

Der Anblick der romantischen Felsenhöhen, die übrigens hier
nicht aus Nummulitenkalk, sondern aus einem graubläulichen oder
röthlichen Jura bestehen, gewinnt durch die zahlreichen Ruinen,
die sich auf ihnen befinden. Es stand hier auf jedem Fall die alte
Burg, von der aus man den Eingang zur Hafensbucht beherrschte.
Man sieht jetzt noch eine weitläufige Ringmauer und zwei so ziem-
lich erhaltene Thürme, von denen der eine hart über dem schmalen
Ausgange der Hafensbucht erbaut ist. Ein gegen Stürme und Ueber-
fälle sicherer Hafen mag kaum irgend wo anders noch existiren. Nur
ist er zu klein, um je eine Bedeutung zu erhalten.

Dubois du Montpéreur glaubt hier die Stelle gefunden zu
haben, die Homer in seinem zehnten Gesange der Odyssee schildert.
In der That, wenn man mit diesem Buche in der Hand den Hafen
von Balaklawa besucht, so möchte man auch fast meinen, daß der
Sänger die Umgegend mit eigenen Augen erschaut habe. Es ist näm-
lich die Stelle, wo Odysseus in das Land, und zwar zunächst in
den Hafen der Kästrigonen kommt und die Vögel mit folgenden Wor-
ten wiedergegeben hat:

„Als zu dem trefflichen Port wir gelangten, welchem der Felsen
Rings umher aufstarrend an jeglicher Seit' emporsteigt,
Aber die vorgestreckten Geflüste sich gegen einander
Vornhin drehn an der Mündung; ein enggeschlossener Eingang:

Lenkten sie hinein alle die zwiefach rudernben Schiffe.

Sie umlagen im Raum des umhügelten Portes befestigt,
 Nahe gereiht, denn nie stieg einige Well' in dem innern,
 Weder groß noch klein. Rings schimmerte heiteres Gewässer.
 Aber ich selbst hielt draußen allein das dunkle Meerschiff,
 Dort am Ende der Bucht, und knüpfte die Seil' an den Felsen."

Diejenigen, welche mit einer gewissen Vornehmthuerei jede Ansicht und auch diese, die nicht mit der ihrigen übereinstimmt, auf die Seite legen, und fest dabei verharren, daß die Irrfahrten des Odysseus in dem Mittelländischen Meere stattgefunden haben, mögen nur bedenken, daß wahrscheinlich der ganze Trojanische Krieg, wenigstens in der Weise, wie er besungen, zu den Sagen gehört, an denen die vorgeschichtliche Zeit der Griechen so reich ist. Auf jeden Fall bleibt es höchst interessant, wenn man eine Gegend findet, die genau auf eine Localbeschreibung des Dichters paßt, und sie näher bezeichnet. Man braucht ja sonst nichts weiter damit sagen zu wollen.

Dubois stützt sich, um seine Behauptung zu bekräftigen, auf die Geschichte, die hier in den frühesten Zeiten Völker wohnen läßt, die Menschen mordeten. Während Vater Homer die Lästrigonen als Menschenfresser schildert, läßt der Sänger der Iphigenie, der bereits in einer Zeit lebt, wo die Griechen sich einer hohen Cultur erfreuten, die Fremden, die an die kimmerische Halbinsel verschlagen wurden, der Diana opfern. Wie aber die Beschreibung Homer's auf die Umgegend von Balaklawa paßt, so ist die Schilderung des Aufenthaltes von Drestes und Pylades auf der taurischen Halbinsel der Art, daß sie ebenfalls mit derselben Gegend so ziemlich übereinstimmt. Sollte nicht schon die Versetzung der Iphigenie von Aulis nach Tauris ein Fingerzeichen sein, daß die Griechen zu Homer's Zeit so ziemlich genaue Kenntniß von den Ufern des Schwarzen Meeres hatten? Eine Versetzung der Irrfahrten des Odysseus aus dem griechischen Archipel nach dem Pontus Eurinus ist in der That nicht so etwas Absurdes, als man hier und da meint.

Eines der Vorgebirge, die von der Landzunge, dem herakleotischen Chersones, sich in das Meer vorschieben, war ohne Zweifel

das Jungfrauen = Vorgebirge, Parthenion. Dort soll aber auch, nach der Meinung der Griechen der Dianentempel gestanden haben, in dem Chaos Oberpriester war und alle Fremden, die hierher verschlagen wurden, der Göttin opfern ließ. Da, wo Iphigenie dereinst gewaltet haben soll, liegt, nach der Ansicht Duboi's und Anderer, jetzt ein Kloster, was dem heiligen Georg gewidmet ist, und dessen Mönche den Sommer über zum Theil auf den Schiffen der russischen Flotte zubringen.

Die Besichtigung der romantischen und interessanten Gegend hatte uns fast den ganzen Nachmittag aufgehalten. Wir warteten den Sonnenuntergang ab, und fuhren endlich bei herrlichem Mondenscheine noch bis zur nächsten Station Vaidar, die zweiundzwanzig Werst (drei Meilen) entfernt liegt. Ich habe schon früher erwähnt, wie sehr ich liebe, romantische Partien im Mondenscheine zu betrachten. Obwohl wir eine Küsten = Reise beabsichtigten und uns nur ein Felsenkamm von der eigentlichen romantischen Seeküste trennte, so waren wir doch gezwungen, uns der Nordseite des Gebirges wiederum zuzuwenden, und zu diesem Zwecke den Rücken desselben zu ersteigen. Schroffe und barocke Felsen scheinen sich hier aus den Fluthen selbst zu erheben und machen jeden Pfad an der Küste unmöglich.

Wir zogen vor, den steilen Berg aufwärts zu Fuße zu gehen, damit wir desto ungehinderter uns des herrlichen Rückblickes erfreuen konnten. Je höher der Mond stieg, um desto mehr wichen die dunklen Schatten aus dem Kessel. Die beleuchteten Ruinen und die romantischen Felsen bildeten mit dem anfangs noch in tiefem Dunkel liegenden Kessel einen seltsamen Contrast. Es blieb der Phantasie ein reiches Feld, um sich da unten Gebilde zu schaffen. Wir setzten uns auf einen Stein und erwarteten ruhig, bis der Mond so hoch stand, daß er auch den Spiegel des Wassers beleuchtete und sein Bild, sich in den Fluthen leicht schaukelnd, daselbst wiedergegeben wurde. Es wurde uns sehr schwer, der Mahnung unseres Postillons Folge zu leisten und wiederum den Wagen zu besteigen.

In ihm erreichten wir bald die Höhe und ein Kessel ganz anderer Art entfaltete sich von Neuem vor unsern Blicken. Der Thal-

Kessel, welcher nach dem darin liegenden großen Dorfe Baidar den Namen erhalten hat, besitzt einen bedeutenden Umfang und ist nur von Tataren bewohnt. Ein Bach ergießt sich hier in den Bökül-Isen, der weiter nach Westen fließt und, wie wir früher gesehen haben, der Hafensucht von Sebastopol ihren Ursprung giebt. Es wohnen im ganzen ziemlich bevölkerten Thale nur Tataren, die sich einer Wohlhabenheit erfreuen, wie man sie nicht bei ihren Glaubensgenossen in der Ebene findet. Der Kessel von Baidar ist nicht tief und mehr muldenförmig. Die Höhen, welche ihn einschließen, bieten auch keine romantischen Felsenpartieen dar, sondern sind mehr oder weniger abgerundet. Das schönste Laubholz zieht sich allenthalben hin und namentlich erscheinen Eichen, die eine Art Mittelwald oder mehr noch einen hohen Niederwald, nirgends jedoch einen Hochwald bilden. Auch der Boden des Kessels ist belaubt; mitten in freundlichem Grün der Gärten liegen die Tatarenhäuser. Das hier gebaute Obst steht dem, was zwischen Sebastopol und Baktschisarai gewonnen wird, nach. Wiesen und Matten, von denen andere Reisende und namentlich Kohl sprechen, habe ich nicht wie diese in der Ausdehnung gesehen. Es wurde mir ordentlich wohl und leicht um das Herz, daß ich nun die traurigen Pampas hinter mir hatte.

In Baidar erwarteten wir am 25. September auf schlechtem Lager die Zeit der aufgehenden Sonne, um unsere Reise fortzusetzen. Noch vor wenig Jahren war die Reise von hier nach der Küste mit allerhand Schwierigkeiten und selbst Gefahren verbunden; wer schwindelig war, zog vor, auf einem Umwege über Sympheropol nach der Südküste zu gehen. Die Reise konnte damals nur zu Fuß oder zu Pferde gemacht werden. Namentlich auf dem zweiten Theile des Weges überließ man sich ganz seinem Pferde oder stieg lieber ab, um auf eigenen Füßen seine Geschicklichkeit zu versuchen. Fürst Woronzoff hatte schon oft nach Petersburg berichtet, um zu dem Bau eines Weges von hier nach der Küste und dieser entlang bis Theodosia Geld zu erhalten, wurde aber stets abschläglich beschieden. Da fand sich bei einer Kasse eine aus früherer Zeit in Sympheropol deponirte Summe vor, die ganz und gar in Vergessenheit gerathen war. Der

Fürſt erhielt die Anzeige und glaubte keine beſſere Anwendung davon machen zu können, als wenn er ſie zum Bau einer Straße längs der dreißig Meilen langen Küſte verwendete.

Ein junger Ingenieurofficier, Major Frömbder, wurde mit der Ausſührung beauftragt. In wenigen Jahren kam auf dieſe Weiſe einer jener frommen Wünſche, deren man auch in der Krim beſitzt, zur Vollendung. Die Straße iſt fertig und macht dem Officier alle Ehre. Leider iſt ſie etwas ſchmal und nicht chauſſirt; doch man mußte ſich nach der Decke ſtrecken d. h. man konnte nicht mehr thun, als das vorhandene Geld geſtattete. Mäßigen Anſprüchen genügt die Straße; übrigens entſpricht ſie auch ihrem Zwecke. Auf der Südküſte gehen keine ſchweren Laſtwagen und überhaupt ſieht man dort nicht ſo viel Fuhrwerk als bei uns, ſo daß die Straße bei einiger Aufſicht immer in gutem Zuſtande erhalten werden kann.

Bald hatten wir den Kamm des Gebirges erreicht und befanden uns auf dem höchſten Punkte. Mit einem Mal überblickten wir das Großartige, was ſich vor uns entfaltete. Mir war es als ſtockten die Pulse und als vermochte das Blut in ſeinen Behältern nicht ſo raſch als gewöhnlich in ſeinen Adern dahin zu fließen; ſo groß und ſo überraschend war der Eindruck, der ſich geltend machte. Da ſtanden wir auf dem über 3000 Fuß hohen Kamme des Ufergebirges und ſchauten hinaus in das unendlich blaue Meer, über dem es mich nach der geliebten Heimath, die vielleicht jezt gerade von demſelben blauen Himmel umgeben war, mächtig zog. Ein Paar Schiffe ſegelten in der Ferne, Schwänen gleich, denen ſie mit ihren weißen Segeln auch in der Größe glichen, auf dem ſtillen Waſſer dahin. Vor mir aber ſenkten ſich die Felsen gegen 2000 Fuß ſenkrecht herab und ruhten auf einem abſchüſſigen mit Buſchwerk bewachſenen Boden. Neben mir erhoben ſich aber Felsenspitzen. Hier und da ſtand eine zwerzgige Eiche oder eine jener Föhren, welche nach ihrem Vaterlande die Lauriſchen genannt werden, auf kühner Spitze. Unſere Augen ſchweiften lange hin und her und ſuchten den Ruhepunkt, von dem aus ſie neue Kraft gewinnen ſollten. Aber Alles war schön und großartig, wenn auch noch ſo ſehr verſchieden. Bis jezt lag alles, was ich außer

meiner nächsten Umgebung sah, noch im tiefen Schatten; doch plötzlich erreichte die Sonne die Höhe und in einem Nu breiteten sich die goldenen Strahlen auf dem bis dahin dunkelblauen Meere aus und schienen auf dem leise bewegten Spiegel lebendig werden zu wollen. Damit wurde auch das Grün am Ufer allmählig heller.

Im Zickzack gingen wir langsam auf sicherem Bergpfade herunter und ließen das Dreigespann rascher der Station zufahren, um desto ungestörter den Eindrücken leben zu können. Ich fand bei der spätern Betrachtung eine große Aehnlichkeit mit dem Südufer des Schwarzen Meeres, namentlich mit der Küste, die sich östlich von Trebisond durch das berühmte Kasstan zieht. Dort war aber die Vegetation üppiger und wie das dreifach höhere Gebirge auch weit großartiger. Hier hingegen traten die romantischen Felsen mehr hervor; das Laubwerk bedeckte nur am Fuße der Wand einigermaßen dicht den Abhang und kam sonst bloß einzeln auf geklüfteten und zum Theil verwitterten Felsen vor. Eben deshalb ist das Krim'sche Küstengebirge auch pikanter, selbst grotesker und wilder als das pontische. Die Cultur, die bereits seit mehreren Jahrzehnten hier Wurzel gefaßt hat, mildert etwas den schroffen Charakter der Landschaft, vermag ihn aber doch nicht ganz zu verwischen. Aber gerade dieser Umstand giebt dem Gebirge wiederum einen eigenthümlichen Reiz.

Endlich waren wir am Fuße der Felsenwand angelangt. Die neue Straße führt auf den schon mehrmals bezeichneten Abhange in östlicher Richtung dahin. Die Vegetation fand ich unten selbst noch spärlicher, als sie mir von oben erschienen war. Das Buschwerk erschien mehr als Gestrüpp, was für seine sparrige Verästelung hinlänglich Platz hatte. Hauptsächlich wuchsen hier Eichen, und zwar weichhaarig blättrige und Stieleichen (*Quercus pubescens* Willd. und *pedunculata* Willd.), Dürrlitzen (*Cornus mascula* L.), unsere Weißbuche und die des Orientes (*Carpinus Betulus* L. und *orientalis* Lam.), der Hasersöhlenstrauch (*Prunus insititia* L.), der Schwarzdorn (*Prunus spinosa* L.), mehre Weißdorn-Arten (*Crataegus melanocarpa* Bieb. *Oxyacantha* und *L. monogyna* Jacq.), der Feuerstrauch (*Crataegus Pyracantha* Pers.), der Wachholder mit hellbraunröthlichen Zapfen-

beeren (*Juniperus rufescens* Link) und wenige andere. Jährige und ausdauernde Kräuter bemerkte ich nur wenige; für sie war allerdings die Zeit schon spät geworden. Was ich aber sah, war mir gerade genug, um zu sehen, daß Gräser, Lippenblüthler, Kreuzblüthler und Distelgewächse (*Cynarocephalae*) hier vorherrschten. In Blüthe fand ich noch Pferdeminze (*Mentha sylvestris* L.), Bohnenkraut (*Satureja hortensis* L.) Raute und die Sporndistel (*Kentrophyllum lanatum* Dec. *β. tauricum* Bieb.)

Gegen Mittag kamen wir in dem Tatarendorfe Kirkinneiß, wo unser Dreigespann schon lange sich der Ruhe erfreute, an. Wir waren doch müde geworden und gönnten uns deshalb die kurze Ruhe einer Stunde. Man verdankt, wie vieles andere Gute, es hauptsächlich dem Fürsten Woronzoff, daß man auf der Südküste bequem reist. Allenthalben hat er gute Posthäuser einrichten lassen und sieht streng darauf, daß auch gute Wagen und Pferde vorhanden sind. Nur eins bedürfte einer Abänderung, die namentlich weniger bemittelten Reisenden, besonders Gelehrten, die keinen vollen Beutel haben, zu Gute käme: es müßten nämlich die Preise für Speisen und Getränke, so wie für die Wohnzimmer, nicht allein in dem Tarife, sondern in der That heruntergesetzt werden. Für das Geld, was man hier für Wohnung und Kost zahlt, könnte man in Wien, Berlin oder Dresden in den besten Gasthöfen logiren. Für ein Paar in Butter geschlagene Eier mußte ein Jeder von uns einen halben Silberrubel (gegen 16 Gr.) zahlen. Eine gleiche Summe verlangte man in Baldar nur für die Erlaubniß, die Nacht auf einer hölzernen Bank zubringen zu dürfen. Die Tasse oder vielmehr das Glas Thee oder Kaffee kostete überall 25 — 30, ja selbst 40 Kopeken (8 — 12 Gr.)

Kirkinneiß hat eine romantische Lage nicht weit vom Fuße der Felsenwand und mitten unter den freundlichsten Obstgärten. Besonders erfreute ich mich an den prächtigen Wallnußbäumen, die hier die Platanen des Orients vertreten. Die Häuser unterscheiden sich wesentlich von denen in Baktischisarai und sind, wie in Grussen, an die Berge angebaut. Wie dort besitzen sie flache Dächer, auf denen die Familie die Abendzeit, gewöhnlich in Freude und Lust oder stumm

einer Erzählung lauschend, zubringt. Die Wände bestehen wiederum wie in Grussien aus übereinander gelegten Steinen, die durch keinen Mörtel mit einander verbünden sind.

Ehe ich in der Beschreibung meiner Reise weiter fortfahre, wird es des Verständnisses halber gut sein, wenn ich einige Bemerkungen über das Krim'sche Küstengebirge voraussende, zumal dieses eigenthümlicher Art ist und sich wesentlich vom kaukasischen und andern Gebirgen unterscheidet. Wenn auch verschiedene Hebungen schon in sehr früher Zeit stattgefunden haben mögen, so ist die letzte und bedeutendste doch ohne Zweifel erst da geschehen, als schon tertiäre Niederschläge in bedeutender Menge erfolgt waren. Die Erde berstete in einer Ausdehnung von gegen zwanzig Meilen und ein im Innern der Erde gefertigtes Gestein trat durch die Spalte. Die Mittellinie des Druckes muß sich aber allmählig etwas und zwar nach Norden zu verrückt haben, so daß der eine Spaltenrand, der zuletzt durch keinen Druck von unten mehr in der Höhe gehalten wurde, wieder bis unter die Fluthen des Meeres niedersank und jetzt fortwährend von diesem bedeckt wird. Desto mehr steigerte sich der Druck auf der andern Seite, deren Rand auch um so höher gehoben wurde. Wären die unterirdischen Gewalten noch stärker gewesen, als sie in der That waren, so würde auf jedem Fall ein Theil des Randes abgerissen sein. Wir hätten das interessante Schauspiel gehabt, neptunische Gebilde, ohne allen Zusammenhang mit den übrigen Flözschichten, von plutonischem oder gar vulkanischem Gesteine getragen zu sehen. Im Kaukasus ist allerdings etwas Aehnliches vorhanden, denn die dortigen Gebirgskessel bestehen meistens aus Thonschiefer, also dem ältesten Flözgebilde, der rings von Trachyt umgeben ist.

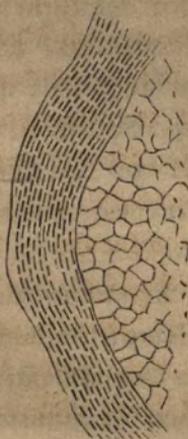
Hier ließ der Druck nach, bevor die Lostrennung geschehen konnte. Aus dieser Ursache sehen wir auch nur an dem Fuße des steil emporgerichteten Nordrandes plutonisches und wenig vulkanisches Gestein, was bei regelrechten Hebungen und zu Tage kommen des unterirdischen Gesteines grade den Rücken des Gebirges, aber bei zeitig nachlassendem Drucke zwischen den beiden gehobenen Rändern eine gleichlaufende Thalspalte bilden müßte. Grade der

schräge Abhang, auf dem die Straße dahin führt und auf oder an dem die Land- und Lusthäuser russischer Großen befindlich sind, ist der eigentliche Rücken, der aus unterirdischen, nicht aus durch Niederschläge gebildetem Gesteine besteht. Flüssige Massen scheinen wenig durchgedrungen zu sein; selbst die Basalte, die in Form eines Teiches wohl auf der Oberfläche erschienen, sind nur in geringeren Massen vorhanden. Zum Theil bilden sie kegelförmige Felsen, die rings vom Meere umgeben sind. Desto häufiger ist das krystallinische Gemeng-Gestein, was, weil es aus den Tiefen hervorgehoben ist, auch den Namen des plutonischen führt, aber durch das unterirdische Feuer in seiner Struktur vielfach verändert ist. Rein, als ächter Granit, soll es sich nur an wenig Stellen vorfinden. Eben so sind mir ächte Lavagebilde nicht vorgekommen. Ich zweifle jedoch keineswegs daran, daß diese eben so wie jene auf der Oberfläche existiren. Desto häufiger sind ophitische und Mandelsteinbildungen. Das innerhalb der Erdrinde gefertigte, aber doch während seines Heraustretens mehr oder weniger veränderte Gestein, was große Strecken auf dem bezeichneten Abhange einnimmt, ist Grünstein (Diorit), wie gewöhnlich graugrünlich gescheckt und oft von großer Ähnlichkeit mit dem Serpentin. Er bildet zusammenhängende Massen, aber bedeckt auch als Trümmergestein, oft in ungeheuren Blöcken, den Boden.

Ich habe versucht, um auch Laien das eben Gesagte mehr verständlich zu machen, die verschiedenen Hebungen und Durchbrüche, welche im Allgemeinen auf der Erde regelrecht vorkommen, durch Profile zu versinnlichen. Die graden Striche zeigen aus den Fluthen des Wassers niedergeschlagenes oder Flöz-, die nebartig verbundenen und von jenen mehr oder weniger bedeckten Linien aber im Innern der Erde gefertigtes oder plutonisches und vulkanisches Gestein an. No. IV. entspricht dem Küstengebirge, wo der rechte Spaltenrand wieder unter die Oberfläche des Meeres herabgesunken ist.

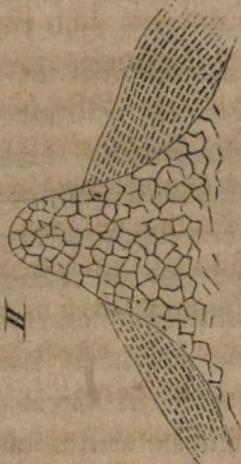
Wenn man nun noch einmal einen Blick auf die hier an der Küste vorkommenden Felsenarten wirft, so besteht, wenigstens in der Mitte der großen von Westen nach Osten sich hinziehenden Spalte, der eigentlich den Rücken des Gebirges darstellende Abhang, wie

I



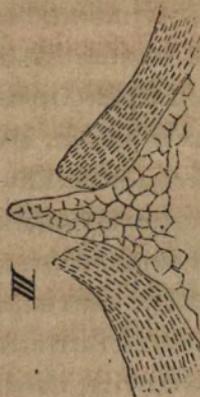
Einfache Hebung. Das plutonische Gestein wird noch von der ursprünglichen Decke, den Ablöslichsten bedeckt.

II



Einfacher Durchbruch.
Einfaches Gebirge.

III



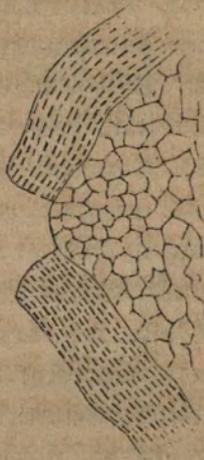
Durchbruch mit absteigenden Spaltenrändern; dreifache Gebirgskette.
(Der Kaukasus.)

IV



Gehobener Spaltenrand als Gebirge (das Krim'sche Küstengebirge).

V



Beide Ränder der Spalte gehoben;
doppelter Höhenzug.

Oberfläche
des Meeres.

wir eben gesehen haben, also hauptsächlich aus Grünstein und ähnlichen porphyrischen Gesteinen und wird an einzelnen Stellen von schwarzen Basalten ersetzt. Wo das unterirdische Gestein jedoch nicht durchgedrungen ist, also an den beiden Enden der großen Spalte im Osten und Westen, aber auch außerdem an einigen Stellen, wird das plutonische Gestein noch von grauschwärzlichem Thonschiefer, der außerdem den untersten Theil der geradaufgerichteten Felswand darstellt, bedeckt. Diese selbst besteht zum größten Theil aus einem graugelblichem Jurakalk, einem Gestein, was auch mit sehr wenigen Ausnahmen, die Kante des Randes bildet und sich eine längere oder kürzere Strecke auf dem nördlichen, allmählig abfallenden Nordabhänge fortsetzt.

Es versteht sich von selbst, daß dieses entworfenene Bild nur im Allgemeinen gilt, und daß an einzelnen Stellen, wo der Druck am stärksten war, auch Risse in dem Rande entstanden und dadurch nun unterirdisches Gestein an die Oberfläche gelangte. Dieses ist namentlich weiter im Osten und zwar so ziemlich in der Mitte der Längsspalte der Fall, wo der höchste Berg des Küstengebirges, der Tschatyrdagh, (d. i. Zeltberg) bis zu einer Höhe von 4700 Fuß sich erhebt.

Man wird mir vielleicht einwenden, daß, wenn die Spalte während der Tertiärzeit entstand, auch Tertiärgebilde den Kamm des nördlichen Spaltenrandes (des jetzigen Küstengebirges) bedecken müßten. Es ist dieses auch an wenigen Stellen der Fall. Es kommt nämlich Nummulitenkalk, den doch die meisten Geologen zur Tertiärzeit rechnen, in der Nähe des äußersten Randes vor, z. B. an dem eben erst genannten Tschatyrdagh. Wenn dieses aber nur ausnahmsweise der Fall ist, so muß man bedenken, daß schon vor der großen Hebung und zwar in der Sekundärzeit des Jura die Linie, wo später das Gebirge sich bildete, gehoben sein mag und auf diese Weise über den Spiegel des Meeres kam.

Daß das Krim'sche Küstengebirge den nördlichen Rand der großen Spalte bildet, erklärt den höchst interessanten Umstand, daß es nach Norden zu sanft abfällt. Während von dem Kamm aus die Südseite nur den Durchmesser von $\frac{1}{4}$ oder kaum $\frac{1}{2}$ Stunde besitzt,

beträgt dieser auf der Nordseite mehre Meilen. Weder der Jurakalk, noch die ältern und neuern tertiären Gebilde erscheinen ferner auf der Nordseite geklüftet, sondern liegen mit geringer Neigung ziemlich flach auf. Dieses ist aber wiederum die Ursache, warum der Nordabhang so wenige Quellen besitzt und demnach der Boden auch mehr oder weniger unfruchtbar erscheint. Nur die höchsten Theile des Gebirges, die wegen ihrer hohen Lage häufig von Wolken umgeben sind, zeigen eine bessere Vegetation, die aber doch nie die Leppigkeit besitzt, wie man sie z. B. auf den Höhen des Schweizer Jura findet. Die Tataren ziehen im Hochsommer mit ihren zahlreichen Heerden auf diese nach Norden zu flachen Höhen und geben diesen deshalb den Namen Tailsa. Damit bezeichnet man in Kleinasien und sonst im türkischen Reiche allgemein mattenreiche Gegenden des Hochgebirges, in denen die Einwohner mit ihren Heerden den Hochsommer zubringen. Mit Unrecht nennen daher Fürst von Demidoff und viele andere Reisende das Krim'sche Küstengebirge Tailsa.

Der übrige, leider größere Theil des Nordabhanges besitzt während der wärmern Monate nur eine sehr kärgliche Vegetation, die näher zu charakterisiren, ich schon mehrmals Gelegenheit gehabt habe. Aber auch im Frühjahr ist sie spärlich. Mit vollem Rechte konnte ich daher diese ganzen Striche, welche sich mit einer Breite im Durchschnitte von zwei Meilen an der Nordseite des Gebirges hinziehen, mit den amerikanischen Pampas vergleichen. Nur allmählig gehen sie in die wahre Steppe über.

Daß auch auf dem Nordabhange Wassermangel fühlbar ist, erklärt sich aus der geringen Zerklüftung. Es können aus dem Regen und sonstigen Niederschlägen sich keine bedeutenden Quellen bilden. Alles Wasser der Erde ist aber, wie bekannt, nur von den Niederschlägen abhängig. Je poröser der Boden erscheint und je mehr ein Gebirge durch verschiedene Hebungen zerklüftet ist, um so mehr werden sich auch Quellen, die den Wasserreichthum einer Gegend bedingen, bilden können. Wenn nun aber auch der schmale Südabhang arm an Quellen ist, so liegt ohne Zweifel die Ursache darin, daß das in den Klüften sich sammelnde Wasser in dem Meere selbst zum Vorschein kommt.

Siebentes Kapitel.

Alupka; Maharatsch; Nikita.

Simeiß; Alupka; Fürst Woronzoff; unfruchtbare Umgegend; Gärtner Kehl-
bach; die Anlagen; eine plutonische Eruption; fremde Sträucher; Mangel
an Rasenplätzen; das Schloß; der rasche Postillon; Ausfichten; Dreanda;
Gaspra; Livadia; Jalta; Maharatsch; Fürst Galigin; die Fürstin und
ihr Kunststimm; Masandra; Nikita; Herr von Hartwiß; Obst- und Wein-
cultur; der Krim'sche Wein; fremdes Gehölz; die Korkeiche;
Major Frömbder; ein Sturm.

Nach dieser nothwendigen Abschweifung kehre ich zu der Be-
schreibung meiner Reise zurück. Nachdem wir in Kirkinneiß ein
frugales Frühstück zu uns genommen hatten, traten wir unsere
Weiterreise an und erreichten alsbald Alupka, das berühmte Schloß
des Fürsten Woronzoff. Der Weg führt auf der Höhe des oft er-
wähnten Abhanges dahin, während die Landhäuser und Schlösser
entweder dicht am Ufer des Meeres liegen oder sich mitten in dem
Grüne des lichten Niederwaldes auf einem Vorsprunge befinden.
Jetzt thut es mir leid, daß ich nicht lieber zu Fuß gegangen bin und
den Weg längs der Meeresküste gewählt habe. Unser Plan war,
direct nach Jalta, dem Hauptorte auf der Küste, zu gehen und von
da aus Ausflüge nach allen Seiten hin zu machen. Das geschah denn
auch in vollem Maße; wir sahen zwar andere reizende Punkte, aber
hierher kamen wir doch nicht wieder. Vor Allem hätte ich gern Simeiß,
das Landhaus einer der geistreichsten Frauen, welche Rußland besitzt,
der Natalie Fedorowna Marischkin, besucht. 1838 hatte ich Gelegen-
heit gehabt, die auch nicht weniger lebenswürdige Frau in Odessa
kennen zu lernen; ich würde gewiß jetzt von ihr auf Manches auf-
merksam gemacht worden sein, was mir nun entgangen ist, zumal
sie auch mit Liebe die Flora der Krim studirt hat und deshalb mit
Herrn von Steven in steter Verbindung stand. So mußte ich mich
begnügen, es wenigstens aus der Ferne erschaut zu haben. Außer

Simeiß sahen wir am Meeresufer ein zweites Landgut, was den Namen Mtschetka führt und einen nicht weniger freundlichen Anblick darbietet.

Ich hatte so viel von Alupka, dem Alhambra des Fürsten Woronzoff in der Krim, vernommen, daß ich mich freute, nun selbst die Widersprüche der verschiedenen Reisenden lösen zu können. Der Eine schreibt voller Entzücken über das, was er gesehen, während der Andere sich in hohem Grade getäuscht fühlt. Was dem Einen großartig und ergreifend erscheint, ist dem Andern wild und plump. Der Eine findet nur graues Gestein, der Andere die reizendsten Partieen. Wenn man über etwas ein Urtheil abgeben will, ist es zunächst durchaus nothwendig, daß man den eigenen Geschmack nicht für die Quintessenz aller Aesthetik hält, sondern man muß zunächst alle Verhältnisse, die gegeben, berücksichtigen und sich, so weit als möglich, auf den Standpunkt von dem, dessen Werk man beurtheilen will, stellen. Wenn es auch auf der Südküste keineswegs hundert andere Punkte giebt, wie hie und da ausgesprochen wurde, die vor Alupka den Vorzug verdienen, so will auch ich gar nicht ableugnen, daß Dreanda und Livadia, von denen ich alsbald weitläufiger sprechen werde, eine schönere und noch freundlichere Lage besitzen. Liebt man aber mehr das Romantische und Groteske, wie es ohne Zweifel bei dem Fürsten Woronzoff der Fall ist, so giebt es gewiß auf der ganzen Halbinsel keinen zweiten Punkt, der in dieser Hinsicht den Anforderungen entspräche. Das, was die Kunst gethan, sagte mir ebenfalls nicht weniger zu; wenn ich für meinen Theil auch gestehen muß, daß ich Manches anders, namentlich Vieles gemildert hätte. Aber selbst bei den gelungensten Anlagen finden sich nachträglich oft noch fromme Wünsche ein, deren Ausführung nun nicht mehr so leicht ist. So geht es wohl auch mit Alupka.

Je mehr ich mich der Besizung des Fürsten näherte, um so steiler wurde der Boden und um so mehr hinderte allerhand durcheinander geworfenes Gerölle jede einigermaßen genügende Vegetation. Das freundliche Grün und die bewachsenen Felsen, die bei Kirkinneiß und weiter mich so erfreut hatten, verschwanden in der Nähe von

Alupka allmählig. Alles schien todt zu sein; überall blickte nur nacktes Gestein hervor, oder Steintrümmer lagen umher, ohne von grünen Kräutern oder Gräsern bedeckt zu sein. Selbst die orange-farbenen oder graugrünlischen Parmelien und Lecideen, diese Schlüsselflechten, welche bei uns das Gestein schnell überziehen und die ersten Zeichen einer im Verwittern beginnenden Oberfläche sind, waren nur sparsam vorhanden. Nur hier und da stand Dürrligen- und Schwarzdorn-, Eichen- oder Buchengestrüpp, oder der früher näher bezeichnete Wachholder in den Klüften und sonst auf dem Abhange. Desto großartiger war aber die todtte Natur. Das viele Trümmergestein, durcheinander geworfene Felsen und mehre hundert Fuß hohe, Mauern gleich grad emporgerichtete, Thonschieferwände sagten mir, daß hier die Wirkung der unterirdischen Kräfte bedeutender gewesen sein mußte, als an andern Stellen der Südküste. Selbst der aufgerichtete Spaltenrand stieg hier weit steiler als sonst, bis zu einer Höhe von 3700 Fuß empor. Kein Strauch, kein Bäumchen hatte irgendwo in dem Jura, aus dem die Felsenwand bestand, so viel Platz gefunden, um nur einigermaßen zu gedeihen; nur ganz oben, 2500 Fuß über Alupka, hat sich der Rand zerklüftet und es sind eine Menge Spitzen und Zacken entstanden, zwischen denen einiges Gehölz, namentlich die taurische Föhre eine, wenn auch noch so kärgliche, Nahrung finden konnte.

Grade da nun, wo Vulkan's Werkstätte in vormenschlicher Zeit am thätigsten gewesen war, wo die Natur am wildesten erschien, wollte Fürst Woronzoff seine großartigen Anlagen ausführen. Ihn gefiel das wilde Durcheinanderliegen des Gesteines, er hatte Wohlgefallen an den grausenenerregenden Felsenwänden, ihn schreckte nicht das nur kärglich den Boden bedeckende Gesträuch, denn grade hier hatte er ein größeres Feld, seinen Kunstsinn an den Tag zu legen. Was Anderen Hinderniß war, faßte er zu einem Rahmen zusammen, um das zu Stande zu bringen, was er nun vollendet hat. Meisterhaft hat er es mit seinem kunst sinnigen Gärtner Rehbach verstanden, dem Starren Leben einzuhauchen. Seit fünf und zwanzig Jahren waltet hier die Kunst und lauscht der Natur eine Schönheit nach der andern ab.

Man traut kaum den Augen. Ringsum ein unfruchtbarer, schwärzlicher oder fahlgrauer Boden, und in den Anlagen die üppigste Vegetation. Südeuropa, der Orient und selbst Amerika haben gespendet.

Der Contrast, wenn man aus der mehr starren, aber immer großartigen Natur, in den schönen, mit den mannigfaltigsten Reizen geschmückten Park des Fürsten tritt, ist in der That außerordentlich; man hat kaum Zeit die große Mannigfaltigkeit der bald wunderlieblichen, bald bizarren Gruppen der Pflanzenwelt und des Gesteines in Augenschein zu nehmen. Alle zwanzig Schritte wird etwas Neues geboten, was sich mit dem eben Gesehenen gar nicht vergleichen läßt. Soll auch ich einen Tadel aussprechen, so möchte ich eher behaupten, es sind der Schönheiten für den beengten Raum nicht allein zu viel, sie erscheinen auch noch zu großartig. Es fehlen die Uebergänge von dem Einen zu dem Andern. Das Auge wird ohne Unterlaß in Anspruch genommen; es hat keinen Punkt, wo es, wenn auch noch so kurz, ruhen und sich wieder erholen kann. Die Eindrücke sind mächtig und doch folgen sie rasch aufeinander. Ich hätte gewünscht, daß alles dieses, was ich gesehen, auf dem drei- und mehrfachen Raume ausgedehnt gewesen wäre. Der Körper bedarf selbst Ruhepunkte: Lauben, Nischen, Grotten u. s. w., wo er eine Zuflucht finden kann.

Der Maler würde hier sich reichliche Nahrung für seine Kunst, aber auch für seinen Schönheits-Sinn holen. Und doch könnte es ihm schwer werden, ein Bild abzugrenzen; denn auch für ihn ist auf kleinem Raume zu viel. Aber Studien vermöchte der Künstler in seinem Skizzenbuche einzutragen, von denen er später gewiß gern Gebrauch machte.

Dubois de Montpéreur bezeichnet den Ort näher, von dem aus in vormenschlicher Zeit die Verheerungen in der Erdrinde stattgefunden haben. Er nennt ihn aber mit Unrecht einen Krater, denn nirgends trat flüssiges Gestein eine längere Zeit hindurch aus der Tiefe hervor. Nur Verftungen sind geschehen, aber plötzlich und nachdem der nördliche Spaltenrand schon bereits mächtig gehoben

war. Der greise Vater Vulkan rüttelte in seinem Jorne an einer Pfofte und das Gewölbe, was über seiner Werkstatt sich hinzieht, krachte. Der Thonschiefer richtete sich an einzelnen Stellen grad empor; aus den offenen Stellen wurde der Grünstein oder der ophitische Granit, wie der oben genannte Reisende die früher unterirdischen Massen nennt, zerbröckelt, d. h. in Stücken von 3 — 5, aber auch von 12 — 16 Fuß im Durchmesser herausgeworfen. Ein Theil des durcheinanderliegenden Gesteines rollte den schrägen Abhang hinab und erreichte zum Theil das Meer. So sieht man allenthalben Grünstein-Massen zerstreut, den erraticen Blöcken oder den Moränen ähnlich, aber doch ganz verschiedener Art. Später oder zugleich mit der Eruption lösten sich Stücken des emporgerichteten Jura und bedeckten den Boden ebenfalls mit seinen Trümmern.

Wo es am wildesten war, hat die Kunst gemildert; Felsenpflanzen sind in künstliche Spalten gepflanzt und andere treiben ihr frisches Grün mitten zwischen den Trümmern. Spheu, Wintergrün und Huflattig sind hauptsächlich hier benutzt. An andern Stellen hat man das herumliegende Gestein auf einander gethürmt, um eine Art natürlicher Grotte herzustellen und zu gleicher Zeit eine Vertiefung zu erhalten, die wiederum zu einem kleinen Teich benutzt wurde, in dem Schildkröten ihre feuchte Wohnung besitzen. Unsere nordischen Rohrbomben stehen hier neben den äthiopischen Calocasien (*Richardia africana* Kth, *Calla aethiopica* L.) und die schwarzbraunen Blütenstände der erstern contrastiren mit den blendend weißen Blumenscheiden der letztern, zumal auch die Blätter beider Pflanzen eine ganz verschiedene Form besitzen. Prächtige Trauerweiden berühren mit ihren ruthenförmigen und herabhängenden Zweigen die Oberfläche des Wassers.

Obwohl das Klima sich hier von dem in Süddeutschland nur wenig unterscheidet und die Kälte im Winter nicht selten zwölf und mehr Grad erreicht, so kommen doch eine Menge Pflanzen, namentlich Sträucher, auf der Südküste der Krim fort, die bei uns nicht gedeihen. So fehlt uns das dortige immergrüne Gebüsch fast ganz; aber grade dieses ist zu landschaftlichen Zwecken von außerordent-

lichem Werthe. So bildeten hier der immergrüne Kreuzdorn (*Rhamnus Alaternus* L.) mit den Phillyreen, gleich dem Weiß- und Schwarzdorn bei uns, dichte Hecken; ihre glänzenden, freudig grünen Blätter belebten das Gesträuch, neben dem der edle Lorber mit seinem dunkeln, matten Laube ebenfalls reichliche Nahrung fand. Darüber ragten wiederum melancholische Cypressen, das Sinnbild der Todten, auf den mohammedanischen Begräbnißplätzen empor.

Herr Rehbach war selbst so freundlich, unser Führer hier zu sein. Er machte uns auf Manches aufmerksam, was uns wohl bei der Kürze der uns zugemessenen Zeit entgangen wäre. So zeigte er uns die beiden größten Cypressen, welche Fürst Potjomkin (*Potemkin*), der mächtige Günstling der großen Katharina, während der Anwesenheit seiner Gebieterin im Jahre 1787, gepflanzt haben soll. Interessant ist es, daß alle Cypressen, die man jetzt auf der Krim sieht, von diesen beiden entstanden sind.

Wir suchen vergebens die Mannigfaltigkeit im dargebotenen Laube der Bäume und Sträucher, wie sie hier dem Beschauer entgegentritt, in den künstlichen Hainen Deutschlands. Bei unsern Gehölzen ist nicht die große Abwechslung in der Form des Laubes; da herrschen die länglichen Blätter, wie sie die beiden Buchen, unsere Obstgehölze, Pappeln und (möglichst schmal) die Weiden besitzen, vor; weniger häufig sind schon die größern, mehr rundlichen und handförmig getheilten Blätter der Linden und Ahorn-Arten; noch mehr treten die Gehölze mit gefiederten Blättern bei uns, wenigstens in den ältern Anlagen, zurück. Da sieht man fast nur Eschen, Wallnuß- und Rhus-Arten, Akazien und schwarzen Flieder, und selbst diese nicht in der Weise benutzt, wie es wohl wünschenswerth wäre. Erst der neuern Zeit ist es vorbehalten, auch hierin eine größere Mannigfaltigkeit hervorzurufen. Dem Meister in der Landschaftsgärtnerei, dem Generaldirector der Königl. Gärten in Sanssouci, Lenné, gehört wiederum das Verdienst, mit gutem Beispiele vorangegangen zu sein und dergleichen Gehölze durch die Königl. Landesbaumschule mehr zu verbreiten.

Es sei mir gestattet, Umriffe zu geben von den Gruppen der Ge-

• Hölze im schönen Parke zu Alupfa. Hier stand mit seinen großen Blättern und ausgebreiteten braunröthlichen Zweigen ein Feigen- oder ein Papier-Maulbeerstrauch und daneben ragte über beide der Lotuspflaumenbaum (*Diospyros Lotus* L.) oder die Terpenthin-Pflanze hervor; dort bildete die Sommeriche, die spißblättrige Esche und der Zürgelstrauch das Hintergebüsch und im Vordergrunde standen der Schotenbaum (*Cercis Siliquastrum* L.), der Silberbaum (*Elaeagnus hortensis* Bieb.), beide Lebensbäume (*Thuja orientalis* und *occidentalis* L.) und der strauchartige Jasmin. Majestätisch strebten nach den höhern Regionen der Wallnußbaum, die Platane des Morgen- und die des Abendlandes, der Tulpenbaum, die großblütthige, so wie die spißblättrige Magnolie, der Maulbeerbaum mit rothen und weißen Früchten u. a. m. Daneben sah man wieder die feinblättrige Akazie des Orients (*Acacia Julibrissin* Willd.), die einzige Art ihres Geschlechtes, die auf dem alten Continente so weit nach Norden, bis zum 44. Grad geht, so wie die Trauer-Esche mit ihrem gelben, herabhängenden Aesten, die nur wenig von ihren Blättern bedeckt sind.

Einzig in jeglicher Art erschien mir ein Laubengang. Eine große Reihe verschiedener remontirender Rosen hatten hier redlich das Ihrige beigetragen, um mit ihren immer von Neuem erscheinenden Blüthen dem Garten in allen Monaten, wo nicht Boreas der Vegetation hemmend entgegentritt, seltene Reize zu verleihen. Zur Zeit der Haupt-Blüthe, also im Mai, muß der Laubengang in der That wunderschön sein. Thee- und Banks-Rosensträucher, die bei uns kaum oder gar nicht im Winter aushalten, erfrieren nicht auf der Südküste, wenn sie nur leicht bedeckt werden.

Der freien Nasenplätze waren leider zu wenig vorhanden und sie selbst zu den großartigen Umgebungen zu beschränkt. Es kommt noch dazu, daß sie wiederum zu Gruppen von Trompetenbäumen (*Catalpa syringaefolia* Sims), Japanischen Quittensträuchern, Lagerströmien, Mahonien, Hortensien u. s. w. benutzt wurden und hier und da auch vom Laurus-Lin (*Viburnum Tinus* L.), Rosmarin, Oleander, von der binsenförmigen Psfrieime (*Spartium junceum* L.)

und dem strauchartigen Durchwachs (*Bupleurum fruticosum* L.) umsäumt waren.

Wenn die Dertlichkeit schon weniger Rasenplätze erlaubte, so vermifste ich ebenfalls und zwar in noch weit höhern Grade hier und da ein Gartenhäuschen, oder einen Pavillon, ja selbst die Laube. Man hat in der neueren Zeit alles auf die Ausschmückung des Schlosses verwendet. Von Gebäuden sind außerdem eine recht hübsche Moschee mit einem Thurme, eine tempelartige Kirche mit ringsherum gehenden dorischen Säulen, das frühere Schloß, die Wohnung des Gärtners und ein Wirthshaus vorhanden.

Leider ist der Fürst Woronzoff zu wenig hier; er würde dann gewiß noch, was durchaus des bis dahin beschränkten Raumes halber nothwendig ist, die Anlagen bis an die steil emporgerichtete Felsenwand ausdehnen und diese selbst, wenigstens zum Theil, mit in den Bereich seiner Schöpfung ziehen. Es wäre hier ein Feld eines Lenné würdig. Er verstände gewiß die Felsenwand zu beleben und ihr neben dem Grotesken noch eine freundlichere Seite abzugewinnen.

Ich wende mich nun der Beschreibung des Schlosses zu, des Alhambra der Krim. Man erzählt sich, daß allein die Entwürfe und Pläne, die in England, dem Lande, wo der Fürst erzogen und dem er mit Vorliebe zugethan ist, gefertigt wurden, allein die Summe von 18,000 Silberrubeln gekostet haben sollen. Man braucht sich deshalb auch nicht zu verwundern, daß der Bau selbst bis zum Jahre 1844, wo ich das Schloß besichtigte und wo noch Manches bis zur Vollendung fehlte, die Summe von gegen zwei Millionen Thaler gekostet hatte.

Auf einem geebneten Plage, der leider für das große Gebäude zu klein ist, gegen 160 Fuß über dem Meere, liegt das neue Schloß und besteht aus einem Hauptgebäude und aus zwei Flügeln. Es ist in gothisch-maurischem Geschmacke erbaut. Das Material hat hauptsächlich derselbe Grünstein, den ich schon mehrmals erwähnte, und der hier ganz bequem in ungeheurem Blöcken herum liegt, geliefert. Außerdem ist aber noch, namentlich zum Unterbau, ein grau-grünlicher und feinkörniger Sandstein, der sich weiter östlich in der

Nähe des alsbald weiter zu erwähnenden Nikita befindet, verwendet. Ich glaube nicht, daß man mit der Wahl des zuerst genannten Gesteines gut gethan hat; denn wenn der Grünstein wegen seiner Härte auch Jahrtausenden zu trocken vermag, so ist doch die unbestimmte Farbe des Gesteines dem Gebäude durchaus nicht günstig. Auf dem festen Lande hat man leider nirgends einen geeigneten Punkt, von dem aus man sich eine gute Ansicht oder gar einen Ueberblick verschaffen könnte. Diese beiden hat man nur auf dem Meere und zwar erst in ziemlicher Entfernung vom Ufer. Bei der grau-grünlichen, ich möchte sagen, unsichern Farbe des Gesteines ist es aber nicht möglich, die Conturen des herrlichen Gebäudes scharf zu unterscheiden. Alle die Spitzen, Thürmchen und sonstigen Verzierungen schneiden sich dem Auge in dieser Ferne nicht hinlänglich ab und verschwimmen in der Ansicht mehr oder minder durch einander.

Es wurde leider, als wir die innern Räume des Schlosses besichtigten, daselbst vielfach gearbeitet; so vermochte ich auch nicht den Totaleindruck, den sonst das Gebäude zu machen nicht verfehlt haben würde, zu erhalten. Die Zimmer sind im Allgemeinen geräumig, hoch und bequem eingerichtet; sie weichen in so fern von dem gothischen Style ab, als die kleinen Kämmerchen und sonstigen unbenutzten Räume fehlen. Für mich ist dieses durchaus ein Gewinn. Nur bei der Treppe hat man sich zu treu an die Vorschriften gehalten, denn diese ist so schmal, daß ein Herr seine Dame nicht mit einiger Bequemlichkeit hinauf führen kann, sobald der Eine oder die Andere auch nur die geringste Corpulenz besitzen sollte. Noch enger ist die Treppe, die auf die Terrasse geht, da hier selbst eine Person mit einem nicht gewöhnlichen Umfange sich nur schwierig hinauf winden könnte.

Das Hauptgebäude besteht nach vorn aus dem prächtig decorirten Speisesaale, der durch Hinwegnahme der Fenster in einen offenen Salon umgewandelt werden kann. Man erzählte mir jedoch, daß er während der wärmern Zeit gar nicht benutzt werden könnte, da sich in dem großen, allerdings der Sommerseite zugewendeten Raume, stets eine unerträgliche Hitze ansammle. Sollten sich nicht, namentlich in der Höhe, Züge anbringen lassen, durch die die Luft, ohne

auf die Anwesenden einen schädlichen Einfluß auszuüben, sich erneuern könnte! Eine Kaskade und selbst ein Springbrunnen würden ebenfalls die Wärme mildern und außerdem die Schönheit des Speisesaales erhöhen. Am besten würden aber ohne Zweifel ein Paar Platanen vor dem Hause sein. Ihr Stamm müßte freilich hoch genug sein, um der Fernsicht keinen Abbruch zu thun; die Krone würde dann die heißen Strahlen der Sonne von dem Speisesaale abhalten. Wahrscheinlich trägt auch der Grünstein als guter Wärmeleiter nicht wenig bei, die Hitze im Sommer auch in den andern Zimmern zu erhöhen. Nach Herrn Kebab sind in den warmen Sommermonaten nur die Zimmer auf der Rückseite, also nach der Felsenwand hin, bewohnbar.

Von den beiden Flügeln ist der nach Osten zu sich befindliche zur Wohnung der fürstlichen Familie eingerichtet. Im Erdgeschosse besitzt die Fürstin ihre Zimmer, von denen das, was zu ihrem gewöhnlichen Aufenthalte bestimmt ist, im chinesischem Geschmacke eingerichtet ist. Die Tapeten sind hier aus Stroh gefertigt. Die obern Räume gehören, mit Ausnahme des einen, was der Fürstin zum Schlafzimmer dient, dem Fürsten; weniger prunkvoll harmoniren sie mit dem einfachen Sinne ihres Besitzers. Der rechte Flügel besteht aus einer Menge neben einander liegender kleinerer Zimmer, die zur Aufnahme von Gästen dienen. Das Dach ist eine flache Terrasse, die eine herrliche Aussicht auf die nächste Umgebung und auf das große blaue Meer darbietet. Wer hier noch nicht genug sieht, kann auch einen der beiden Thürme ersteigen, die in viereckiger Form sich vorn erheben. Am Mittelgebäude befindet sich zu gleichem Zwecke auch ein Balkon.

Die Sonne war eben hinter den Bergen hervorgekommen, als wir am 26. September wiederum auf unserm Postwagen saßen und unserm Bestimmungsorte Salta zufuhren. War uns früher auf den traurigen Pampas der Ebene das Dreigespann zu langsam gefahren, so ging es uns nun zu schnell. Umsonst riefen wir unserm Postillon «potische» (etwas langsam) zu, der bärtige Kutscher behauptete seinerseits zur rechten Zeit in Salta sein zu müssen. Naiv bemerkte er weiter, daß andere Reisende sich stets über das langsame Fahren bei

ihm beklagt hätten. Ein kleines Trinkgeld that aber, wie häufig, mehr als alle Vernunftgründe. Aber immer ging es noch zu rasch. Wir trösteten uns zuletzt mit der Aussicht, daß wir später noch alles mit mehr Muße betrachten würden.

Mupka liegt an einer Bucht, die im Westen durch ein Vorgebirge, Merdwen, begränzt wird. Nach Osten zieht sich der Abhang ebenfalls tiefer in das Meer hinein und trägt auf dem dortigen Vorgebirge einen Leuchtturm. Weiter nach Osten hin bildet das Meer wiederum eine Bucht, aber von größerm Umfange. Mitten in ihr liegt der Hauptort der Südküste, Salta. Wie man den Rücken des Abhanges, welcher die Bucht von Mupka und die von Salta von einander scheidet, überschritten hat, ändert sich mit einem Male der Charakter der ganzen Landschaft nicht weniger als der der Vegetation. Die Felsenwand tritt weiter zurück und steigt nicht mehr so grade wie früher, sondern in Absätzen in die Höhe, deren Rand mit karglichem Gehölz besetzt ist. Auch der Abhang wird ein anderer; er geht nicht in einer Wölbung bis zum Meere hinab, sondern scheidet sich ebenfalls in mehre Absätze, die jedoch nur auf kleinere Stellen beschränkt sind. Sie fallen nämlich nach vorn plötzlich ab, verlaufen aber meistens nach den Seiten.

Ein besserer, zum Theil selbst üppiger Baumwuchs breitet sich am Meere aus und zieht sich wohl eine halbe Stunde weit bis zur großen Felsenwand. Während unten das freudige Grün der Laubhölzer und seine verschiedenen Nuancirungen mit dem blaulich-grünen Meere, auf dem Gottes Friede zu ruhen schien, und mit dem darüber gewölbten blauen Himmel das lieblichste Bild darbot, war auf der andern Seite an und auf der großen Felsenwand das schaurige Graugrün der taurischen Föhren mit ihren wagerechten Nestern, geeignet, eine melancholische Wirkung in dem Gemüthe des Menschen hervorzurufen.

Die erste großartige Anlage, zu der wir kamen, war Klein-Dreanda. Es schien in der That, als hätten hier die Menschen nichts weiter nöthig zu thun, als sich Wohnungen zu bauen. Die schöne Besizung gehörte dem General Leon Narischkin, einem Nachkommen der Mutter

der berühmten Natalie Marischkin, die Peter der Große wegen ihrer blendenden Schönheit nicht weniger, als wegen ihres hervorragenden Geistes, zur zweiten Gemahlin sich erkor. Als die Großfürstin Helena Pawlowna sich hier befand und über alles, was sie sah, entzückt war, stellte der galante Russe der Schwägerin seines erhabenen Kaisers das ganze Landgut für die ganze Dauer ihres Lebens zur Verfügung.

Ein kleinerer, aber nicht minder reizender Landsitz liegt vorn am Meere in der Nähe des Vorgebirges, was den Leuchtturm trägt. Er führt den Namen Gaspra und gehört einem Fürsten Galigin, der früher Generalpostmeister war und einer Operation am Auge halber seine Stelle niederzulegen sich gezwungen sah. Er hielt sich eben hier auf, um sich eines südlicheren Klima's zu erfreuen.

Bald kamen wir nach Groß-Dreanda, der herrlichen Besitzung des Kaisers. Leider geht hier die Straße durch dichtes Gebüsch; eine kleine, häßliche Mauer sperrt alle Einsicht zu den schönen Parkanlagen. Endlich erreichten wir Livadia, unstreitig den lieblichsten Punkt der ganzen Südküste. Es gehört dem Grafen Potozki, russischem Gesandten in Neapel. Die Mauer war durch ein einfaches Geländer ersetzt, was hinlänglich gestattete, die reizenden Anlagen zum Theil schon von außen in Augenschein zu nehmen. Von hier aus führte uns endlich die Straße direct nach Jalta.

Jalta und weiter nach Osten Muschta sind die einzigen Orte auf der Südküste, wo sich Alluvium gebildet hat und wo man einige hundert Fuß weit auf vollkommen ebenen Boden gehen kann. Das Küstengebirge ist hier nicht allein weiter als sonst zurückgetreten, sondern besitzt auch eine tiefe Spalte, die den bis dahin zusammenhängenden Rand theilt. Aus dieser Spalte kommt ein frischer, lebendiger Bach, der die zahlreichen Quellen ringsum sammelt, hervor, stürzt sich mit lautem Gemurmel über Fels und Stein und führt, namentlich wenn der Schnee schmilzt, eine Menge Geröll mit sich fort in das Meer. Man sollte es nicht glauben; der Jalta-Bach hat kaum die Länge einer Stunde und doch ist er es, der, freilich im Verlaufe von mehreren Jahrtausenden, die kleine Alluvial-Ebene, die sich in der Mitte der

großen Bucht allmählig an den Uferrand angelegt, gebildet hat. Nach fernern zwei oder drei Jahrtausenden ist gewiß diese um das Mehrfache größer und umfangreicher.

Die kleine Uferebene hat man benutzt, um einen Ort anzulegen, der zwischen all den einzelnen Herrschaften und Besitzungen die Vermittelung herstellen sollte. Man nennt Zalta eine Stadt, aber sie besteht kaum aus einigen vierzig Häusern, die nur eine Straße bilden. Die hier wohnenden Kaufleute verdienen kaum ihren Namen, da sie nur die allernothwendigsten Bedürfnisse führen und nicht im Stande sind, die bescheidensten, darüber hinausgehenden Wünsche zu befriedigen. Die auf der Südküste lebenden Familien sind meistens gezwungen, ihre Bedürfnisse aus Sympheropol zu beziehen und müssen sich deshalb immer mit den nöthigen Vorräthen auf eine längere Zeit versehen. Die russische Regierung hat in der That alles gethan, um einestheils den Bewohnern der Südküste Communicationsmittel, namentlich mit Odeffa, zu verschaffen, andernteils um Zalta zu heben; aber umsonst! Alle vierzehn Tage hält hier ein Schiff an, das von Kertsch kommt und nach Odeffa geht und umkehrt. Zum Schutz der Schiffe hat die Regierung ferner einen Hafendamm erbaut, in dem aber nur selten ein Schiff seine Zuflucht sucht. Fragt man nach den Ursachen, so lassen sie sich leicht beantworten. Die Südküste ist nur ein sehr schmaler Strich, den zum Theil Tatarendörfer, zum Theil Landgüter russischer Großen eingenommen haben. Ein nicht geringer Theil ist auch so unfruchtbar, daß er alle Cultur gradezu unmöglich macht. Die hiesigen Tataren sind zwar zum großen Theil wohlhabend, ihre Bedürfnisse sind aber der Art, daß sie diese sich selbst verschaffen können. Andernteils bauen sie kaum mehr, als was sie für den eigenen Gebrauch bedürfen; nur Schafe und Obst verkaufen sie. Die zwölf bis sechzehn russischen Herrschaften, welche vom Mai bis September hier zubringen, sind zu wenig an der Zahl, um einen bedeutenden Einfluß auf Handel und Wandel auszuüben. Außer frischem Fleische, Eiern, Milch, Butter und Gemüse führen sie alles mit sich, was sie brauchen; selbst die genannten Lebensmittel werden zum Theil auf dem eigenen Land-

gute gewonnen oder von Tataren bezogen. Die hier Jahr aus, Jahr ein wohnenden Inspektoren und Kastellane haben ohne Ausnahme Dekonomie und verschaffen sich demnach ebenfalls die meisten Bedürfnisse.

Die Lage von Salta ist reizend. Die wenigen Häuser im Vordergrund, die bis 4000 Fuß hoch ansteigende Felsenwand, welche sich in Form eines Amphitheaters herumzieht, im Hintergrund und zwischen beiden der mit dem mannigfaltigsten Grün bewachsene Abhang, welcher in der oben näher bezeichneten Schlucht ziemlich hoch steigt und hier und da mit einzelnen stehenden Gartenhäusern besetzt ist; dieses Alles giebt ein schönes, für den Maler aber zu umfassendes Bild. Auf der Westseite liegt das liebliche Livadia; auf der Ostseite steigen steile Felsen empor und gehen bis nahe an das Meer, dort die Hafensbucht begrenzend.

Noch am Nachmittage machten wir einen kleinen Ausflug nach Maharatsch, dem Landsitze des Fürsten F. B. Galizin (Galigin ausgesprochen), welcher dicht jenseits des Felsenvorsprunges liegt. Mit Salta ändert sich insofern die Gebirgsformation, als Thonschiefer weit häufiger erscheint und keine Durchbrüche eines plutonischen Gesteines mehr erfolgt sind. Der erstere füllt aber nicht den ganzen Abhang aus, sondern wird nach oben, also in der Nähe der Felsenwand, durch einen sehr feinen graugrünlichen oder röthlichen Sandstein ersetzt. Die Felsenwand selbst besteht aber wie früher hier wiederum aus demselben Jurakalk, dessen ich schon mehrmals Erwähnung gethan habe.

Maharatsch ist der Name eines Tatarendorfes, was früher hier existirte, seit längerer Zeit aber schon verlassen ist. Der Besitz des mehr und minder unfruchtbaren Terrains ist nach und nach in verschiedene Hände gekommen, aus denen aber einige hübsche Landgüter hervorgegangen sind. Vor Allem ist das Landgut des Fürsten F. B. Galizin zu nennen. Im Jahre 1838 hatte ich in dem fürstlichen Hause zu Odessa die freundlichste Aufnahme gefunden und die schlimme Zeit durchlebt, wo Pest und Erdbeben eine, wenn auch kurze Zeit alle Einwohner der Stadt in Angst und Furcht versetzte.

Es that mir sehr weh, daß der Stieffohn des Fürsten, Fürst Konstantin Suworoff*), abwesend war und sich seit einigen Wochen in Petersburg aufhielt. Ich bin dem vortrefflichen Enkel des großen italischen Helden von meiner ersten Reise her zu großem Danke verpflichtet. Nicht allein, daß er sich meiner in Tiflis, wo er sich damals aufhielt, auf die freundlichste Weise annahm und mich mit Rath und That unterstützte; er ließ mich sogar, als ich am Fuße des classischen Ararat auf's Krankenlager geworfen, mehre Tage zwischen Leben und Tod schwankte und später, nur sehr langsam genesend, nach Tiflis zurückkehrte, nach seinem gastlichen Hause bringen und pflegte mich selbst auf die rührendste Weise. In seiner Gesellschaft machte ich später die Reise nach Odessa und fand in dem Hause seiner fürstlichen Aeltern die Aufnahme, die der Freund eines geliebten Sohnes nur irgend erwarten durfte.

Die Fürstin Galigin widmet sich selbst der Verschönerung der schon an und für sich freundlichen Anlagen. Wenn auch nicht Alles, so war doch das Meiste, das Werk ihrer Schöpfung. Es verstand die hochgebildete Frau, der Natur ihre verborgensten Schönheiten abzulauschen. Nicht allein kannte sie die zahlreichen Biersträucher und Bäume mit dem lateinischen Namen, sie nannte mir auch die Kräuter und Unkräuter, die von selbst hier wuchsen. Unter besserer Führung konnte ich die zwar nicht umfassenden, aber in jeglicher Hinsicht entsprechenden Anlagen nicht besichtigen. Es ist der Fürstin vollständig gelungen, die verschiedenen Nuancirungen in Form und Farbe des Laubes in einer Weise zu benutzen, wie man es selten findet. Vor allem reizend erschien ein Cypressenwäldchen. Die Wege waren so geführt, daß keine Schönheit des Parkes dem Auge verborgen bleiben konnte; in nicht gezwungener Schlangenform führten sie von einer lieblichen Gruppe zur andern.

Wenn auch das Schloß keineswegs in der Größe mit denen in Alupka und Dreanda zu rivalisiren vermochte, so bietet seine Lage

*) Gewöhnlich schreibt man bei uns Suwaroff, eine durchaus falsche Schreibart, auf die ich schon mehrmals aufmerksam gemacht habe.

doch Reize dar, die man in jenen großen Gebäuden nicht findet. Es liegt zunächst als einfaches Lusthaus mitten im freundlichsten Grün; schattige, weithin greifende Aeste der nahen Bäume schmücken selbst zum Theil die offene Halle der Südseite. Von hier aus erblickt man das nahe Meer, was sich in der Unendlichkeit zu verlieren scheint. Zufällig segelten einige Schiffe auf den stillen Fluthen dahin und trugen zur Erhöhung des Reizes in dem gegebenen landschaftlichen Bilde nicht wenig bei. Hier saß ich bei dem fürstlichen Paare bis spät in die Nacht. Ungern trennte ich mich und trat deshalb den Rückweg nach Jalta an.

Für den andern Morgen (den 27. September) hatten wir uns die Besichtigung des in ganz Rußland, aber auch außerdem bekannten und hinlänglich gewürdigten Gartens von Nikita vorgenommen. Als der Tag graute, saßen wir wiederum in unserm kleinen Wagen und fuhren über Maharatsch dem genannten Orte zu. Auf dem Wege liegt das Dorf Masandra im freundlichen Gebüsch, so versteckt, daß man nur hier und da die Giebel der Häuser erblickt. Auf einem freien Plage hat man eine kleine Kirche, einem Theseus-Tempel nicht unähnlich, aber freilich ohne Säulen, erbaut. Hübscher als die Kirche ist noch die Aussicht, die man fast nach allen Seiten hin besitzt.

Die Straße führte uns später hart an der Grenze des Thonschiefers und des feinkörnigen, oben bereits besprochenen Sandsteines nach Nikita, einem schönen großen Dorfe, in dessen Nähe der berühmte Garten liegt. Prachtige Wallnußbäume beschatteten hier die kleinen, aber reinlichen und netten Häuser, die ihres terrassenartigen Baues halber in der Nähe und Ferne einen freundlichen Anblick darboten.

Der Garten liegt tiefer und zieht sich bis an das Meer hinab. Leider fanden wir den Director der kaiserlichen Anstalt, Herrn von Hartwiß, nicht zu Hause; dieses hinderte aber die liebenswürdige Hausfrau keineswegs, uns im Namen ihres Mannes aufzunehmen und für uns bis zu dessen Ankunft die nöthige Sorge zu tragen. Es war dieses wiederum ein Zeichen jener russischen Gastfreundschaft,

deren ich mich zu erfreuen auf beiden Reisen hinlänglich Gelegenheit hatte. Nikita verdankt dem früher bereits erwähnten und ausgezeichneten Botaniker, Herrn von Steven, seine Entstehung. Er machte vor vierzig Jahren auf die Nothwendigkeit der Gründung einer allgemeinen Baumschule für die weiten und meist holzlosen russischen Provinzen aufmerksam und erhielt bald darauf auch den Auftrag, in der Krim eine solche zu errichten. Herr von Steven war ganz der Mann, der alle Schwierigkeiten, die sich, wie man sich leicht denken kann, in Menge darbieten, zu überwinden vermochte. In kurzer Zeit war der Garten gegründet und gewann von Jahr zu Jahr einen größern Einfluß zunächst auf die Krim und die südlichen Provinzen Rußlands.

Da wurde Herr von Steven, nachdem er zehn Jahre der Anstalt ehrenvoll vorgestanden hatte, abgerufen, und ihm eine wichtigere Mission anvertraut. In Petersburg legte man mit Recht auf die Hebung der Pflanzencultur in den südlichen Provinzen einen großen Werth, glaubte aber mit der Gründung einer solchen Anstalt, wie Nikita darstellte, nicht genug gethan zu haben. Man brauchte einen Mann, der die Bewohner der Krim und der eiskaukasischen Provinzen nicht allein auf die Vortheile der Obst- und Weincultur, so wie des Seidenbaues aufmerksam machte, sondern ihnen auch mit Rath und That beistand. Es konnte wiederum keine bessere Wahl als die des Herrn von Steven getroffen werden. Alles, was seitdem in der Landescultur in genannten Provinzen geschehen ist, hat man hauptsächlich diesem ausgezeichneten Gelehrten zu verdanken.

An Steven's Stelle wurde für Nikita ein livländischer Edelmann, der sich in den Freiheitskriegen ausgezeichnet hatte und eine Vorliebe für Gartencultur besaß, ernannt. Herr v. Hartwiß fand sich schnell in den neuen Wirkungskreis. Mit Eifer studirte er die wichtigsten deutschen und französischen Schriften über Obst- und Gartencultur. Seit sieben- undzwanzig Jahren steht er nun der Anstalt vor und hat wesentlich dazu beigetragen, daß sie nicht allein in Rußland, sondern auch außerhalb des genannten Reiches sich der vollen Anerkennung erfreut. Es ist dieses um so verdienstvoller, als der Garten keineswegs in der

Weise mit Mitteln bedacht ward, als es sonst bei dergleichen Anstalten in Rußland der Fall ist. Früher erhielt der Director außer seiner eigenen Besoldung von 5000 R. Rff. (also gegen 1500 Thlr.*), zur Verwendung auf den Garten nur eine Summe von 10,000 Rubeln. In der neuesten Zeit hat man die Summe um die Hälfte erhöht. Außerdem besitzt der Garten endlich durch den Verkauf von Stämmchen, Fehsern u. s. w. noch die Einnahme einer gleichen Summe. Das Ganze, was demnach Herr von Hartwiß auf seinen Garten verwenden kann, übersteigt nicht die Summe von 20,000 Rub. Rff. (also von c. 6000 Thlrn.)

Preußen besitzt eine ähnliche Anstalt, die Königl. Landesbaumschule bei Potsdam, welche unter der speciellen Leitung des Generaldirectors Lenné in Sanssouci steht, und sich in einem so erfreulichen Zustande befindet, daß sie nicht allein sich selbst ohne allen Zuschuß von Seiten des Staates erhält und dabei regelmäßig von dem benutzten Lande sogar eine Art Erbpacht bezahlt, sondern sogar aus den Ueberschüssen sich ein Grundcapital angelegt hat. Wir wollen jedoch keineswegs dadurch dem Garten von Nikita auch nur einen entfernten Vorwurf machen, denn bedenkt man die Schwierigkeiten, die zunächst schon die entfernte Lage von den übrigen Ländern Europas, wo Garten- und Obst-Cultur blüht, mit sich führt, den Mangel an brauchbaren Gärtnern in Rußland, und weiß man, wie viel auf der Südküste die Arbeitsleute kosten, so wird man gewiß selbst die anscheinend große Summe von 6000 Thaler für eine solche Anstalt sehr mäßig finden.

Der Garten von Nikita versorgt fast ganz Rußland mit veredelten Obst- und Weinsorten; aber auch außerdem werden noch eine Menge Ziersträucher und Forstbäume nach allen Gegenden des Reiches hin versendet. Der Preis ist so niedrig gestellt, daß auch weniger Bemittelte im Stande sind, das, was sie wünschen, aus der

*) Ich habe schon erwähnt, daß man vor zehn Jahren noch Assignaten in Rußland besaß, deren $3\frac{1}{2}$ und einige Kopeken 1 Silberrubel ausmachten. Jetzt sind die erstern eingezogen und das Papiergeld hat mit dem Silbergeld gleichen Werth.

kaiserlichen Baumschule beziehen zu können. Für das Tausend Pfropfreiser oder Weinschfer zahlt man in der Krim nur ungefähr $1\frac{1}{2}$ Thaler, in den übrigen Provinzen hingegen das Doppelte. Wenn man nun weiß, daß jährlich für 1500 Thaler verkauft wird und $\frac{2}{3}$ dieser Summe nur der Erlös für Pfropfreiser und Schfer ist, so kann man sich selbst berechnen, daß jährlich weit über eine halbe Million nach allen Gegenden hin versendet wird. Gewiß eine ahnsehnliche und ehrenvolle Zahl.

Bei der Obst- und Weincultur verfolgte Herr von Hartwiß den ganz richtigen Grundsatz „non multa, sed multum“ und entfernte deshalb stets alle Sorten wiederum, von denen er sich überzeugt hatte, daß sie einestheils wegen ihrer Mittelmäßigkeit nicht eine größere Bedeutung verdienten, anderntheils aber zu viel Sorgfalt verlangten, um zu gedeihen. In der Obst- und Weincultur muß ebenfalls, wie überhaupt sonst, der Ertrag und die Güte in einem bestimmten Verhältnisse zu der darauf verwendeten Mühe stehen; für den Landmann — und dieses gilt für den Russen sowohl als für den Deutschen und Franzosen — hat man hingegen noch zu bedenken, daß er nicht Sorten wählt, die sehr sorgsam gepflegt werden müssen. Deren Cultur muß immer dem Gärtner vom Fache überlassen bleiben, da der Landmann hierzu weder die nöthigen Kenntnisse hat, noch auch meist die Zeit besitzt, welche dergleichen Obstsorten in Anspruch nehmen.

Das Obst, was ich hier genoss, besaß mehr Aroma, als das was ich in Sympheropol, auch außerhalb des Marktes, gegessen. Von vorzüglicher Güte waren die Reinetten, von denen man auch einige neue Sorten erzielt hatte. Weniger Sorgfalt war auf die Cultur der Birnen verwendet. Diese Frucht fand ich auch sonst in Rußland nicht gut. Nach Herrn von Hartwiß gedeihen sie wenig, und erhalten nie das Aroma und den Wohlgeschmack, wie man beide in Deutschland kennt. Von den zahlreichen Pflaumen, die ich hier sah, fand ich eine, welche mir als Augustpflaume genannt wurde, ganz vorzüglich. Aprikosen habe ich nicht mehr gesehen, werden aber viel gebaut. Die Spätpfirsichen waren ohne weiteren Werth. Die

hier gezogenen Mandeln erschienen mir vorzüglich; aber die Anpflanzungen sind doch viel zu klein, um bedeutenden Ertrag damit erzielen zu können. Mit besonderer Vorliebe führte Herr von Hartwisch uns zu seinen Weinanlagen. Die Weincultur ist eine Lieblingsbeschäftigung der hiesigen Herrschaften und kostet dem Staate, wie nicht weniger den Privaten, enorme Summen. Man cultivirte gegen 400 Sorten. Ganz Europa bis nach Lissabon, Madera, Südafrika, Asien von Tiflis bis nach Schiras und selbst das nördliche Amerika waren in Contribution gesetzt, um für die Südküste der Krim das Beste von ihren Reben zu liefern. Man hat keine Kosten gescheut, um eine berühmte Weinrebe auch aus dem verborgensten Winkel der Erde kommen zu lassen. Aber alle die vielen Sorten haben auf dem Krim'schen Boden ihre Eigenthümlichkeiten mehr oder weniger verloren und nichts weiter behalten als die Namen. Den frühen Würzburger, den rheinischen Riesling, den phälzischen Traminer, den beliebten Bordeaux u. s. w. erkannte ich wohl an ihrem Laube einigermaßen, nicht aber an den Beeren und noch viel weniger an den Weinen, die man daraus bereitet hatte. Nur die beiden amerikanischen Sorten, die man auch bei uns unter dem Namen der Catauba und der Isabelle mehr der schönen Form ihrer Blätter halber zieht, waren dieselben geblieben und hatten sich, gegen die unsrigen wenigstens, nicht verändert. Ob sie sich aber auch nicht von denen Nordamerika's unterscheiden, ist eine andere Frage. Bei dem Genuß der Weinbeeren fiel mir etwas auf, was alle Krim'schen Sorten, mit sehr wenigen Ausnahmen, gemein haben, nämlich: eine dickere herbere Schale.

Herr von Hartwisch gab uns auch Gelegenheit, die hier bereiteten Weinsorten näher kennen zu lernen. Ich selbst bin zu wenig Kenner, um ein Urtheil aussprechen zu können. Nach dem Urtheile Sachverständiger aber steht der Ertrag zu den darauf verwendeten Kosten in keinem Verhältnisse. Von dem hohen Preise der Krim'schen Weine habe ich schon früher zu sprechen Gelegenheit gehabt. In Odessa, was freilich ein Freihafen ist und fremde Weine mit einer geringen Abgabe einläßt, kostet der gute Krim'sche Bordeaux immer etwas

mehr als der gleich gute und ächte aus Frankreich. Aus dieser Ursache erhält man dort nur die schlechtesten gewöhnlichen Sorten, aber immer wiederum zu verhältnißmäßig hohem Preise, und trinkt den bessern Wein nur in Familien, die ihn selbst gebaut haben oder aus Patriotismus auf die Tafel bringen.

Der Krim'sche Rheinwein hatte mit der Säure auch das Aroma verloren. Ebenso vermifste ich an dem Bordeaux den herben Geschmack. Anderntheils wurden uns in Nikita und noch mehr in Maharatsch bei dem Fürsten F. B. Galizin so vorzügliche Weine eigener Fabrikation vorgesetzt, daß sie auch bei den geübtesten Weintrinkern Beifall erhalten hätten. Man sagte uns aber selbst, daß die Bereitung dieser Sorten mit außerordentlicher Sorgfalt geschehen müsse. Es sei gar nicht möglich, sie in den Handel zu bringen; es sei denn, daß man mit großem Verluste weggebe oder enorm hohe Preise stelle.

Es ist übrigens eine allgemeine Ansicht, selbst der Weinzüchter in der Krim, daß man zwar viel Sorgfalt auf die Weincultur verwendet, aber sehr wenig Leute besitzt, die die Weinbereitung mit Sachkenntniß leiten können. Man hatte ungeheure Summen auf die Urbarmachung des sterilen Bodens verwendet, mit fast eben so viel Summen Weinreben aus allen Gegenden der Erde bezogen und Winger kommen lassen, die die Reben mit Sorgfalt cultiviren, aber es fehlen meist die sachkundigen Küfer, die den erhaltenen Wein in und nach der Gährung zu behandeln verstehen und, man sollte es kaum glauben, die zweckmäßigen und entsprechenden Geräthe.

Auch der Gartenkunst im engeren Sinne widmet Herr von Hartwich seine volle Aufmerksamkeit. Mit Ausdauer, ich möchte sagen Hartnäckigkeit, versucht er ausländische Sträucher und Bäume zu acclimatiren. So überwintern hier sämmtliche ostindische Rosen, die wir als *semperflorens*, *Noisette*, *Grevillea*, *Banksia*, *Thea* und wie alle die Abarten und Bastarde heißen mögen, im Freien und werden nur bisweilen, wenn man eine strengere Jahreszeit als gewöhnlich kommen sieht, im Winter bedeckt. *Cobaea scandens* Cav., rothe und blaue Passionsblumen, *Clematis azurea* Sieb. und *florida* Thunb., *Tecoma radicans* Juss. und andere Schlinggewächse schlän-

geln sich an Strauchwerk, an Lauben u. s. w. in solcher Ueppigkeit empor, als wäre eben hier ihr Vaterland. Ganze Strecken sah ich mit Delbäumen bepflanzt; aber es wird doch nie gelingen, die Delbauncultur, die ja selbst auf der gegenüberliegenden Südküste des Schwarzen Meeres nicht gedeihen will, auf der Nordküste einzuführen. Die vielen und nicht selten ganz unerwarteten Fröste, die sich am häufigsten im März einstellen, tödten nicht selten ganze Bäume. Die kalten Nächte, die auch sonst im Frühjahr kommen, sind ebenso den jungen Trieben und dem Laube in hohem Grade nachtheilig.

Ferner finden sich hier viel Korkeichen vor. Die Korksubstanz hatte sich aber so wenig entwickelt, daß nicht mehr vorhanden war, als an unsern Korkulmen. Ich habe schon früher ausgesprochen, daß die Korkeiche eben so wenig, als unsere Korkulme, eine selbstständige Species darstellt. *Quercus Ilex* L. stand hier mitten unter den Korkeichen (*Q. Suber* L.), und unterschied sich außer dem Mangel der geringen Korksubstanz auch gar nicht von der letzteren. Was übrigens die Korkulme anbelangt, so muß man die, welche gewöhnlich bei uns vorkommt und nur eine Abart der *Ulmus campestris* L. d. h. unsererer gewöhnlichen Ulme darstellt, von der *U. suberosa* Juss. also der sicilianischen, aber auch von der der kaukasischen Flor unterscheiden.

Wenn schon fast sämtliche Weinländer auf der Erde der Krim ihren Beitrag geliefert hatten, so mußten hingegen sogar für die landschaftliche Ausschmückung der Anlagen fast alle Länder der Erde steuern. Nur was unmittelbar unter den Tropen wächst und das Klima für Palmen und baumartige Farrenkräuter verlangt, war hier nicht vertreten. Am meisten hatten die Kaukasusländer und Nordamerika geliefert. Aus den erstern stammen unter andern: *Gleditschia caspica* Dsf., *Pterocarpus caucasicus* C. A. Mey, *Rhododendron ponticum* L., *Azalea pontica* L., *Pinus Nordmanniana* Led. und *Hedera colchica* C. Koch; aus dem letztern hingegen viele Gisehen, unter denen die hochgipfeligen *Quercus coccinea* Wangenh. und *palustris* Dur., ferner Magnolien, Gleditschien, die Weihmuthskiefer, die kanadische Tanne u. s. w. Sibirien hatte die ihm eigen-

thümliche Lärche geliefert, Nordeuropa unter andern seine sämtlichen Nadelhölzer, Irland seinen ihm eigenthümlichen Taxis und Epheu, Spanien die schöne *Pinus Pinsapo* Boiss., die Balearen *Buxus balearica* Lam., die kanarischen Inseln *Viburnum rugosum* Pers. und *Oreodaphne foetens* Nees, Nordafrika *Viburnum Tinus* L., Südafrika *Haide* und *Pelargonien*, *Myrsine africana* L., Syrien: *Hibiscus syriacus* L. und die Cedre, Persien: *Acacia Julibrissin* Willd., Kleinasien: *Celtis Tournesoritii* Lam., die Himalayaländer einige *Rhododendren* und die dort wachsende Cedre, Nepal: *Benthamia fragifera* Endl., Ostindien: *Jasminum grandiflorum* L., *Thea Bohea* L. β . *benghalensis*, China: *Lagerstroemia indica* L., *Illicium anisatum* L., *Olea fragrans* Thunb., Japan: *Camellien*, *Gingko biloba* L., dieses seltsame Nadelholz mit breiten Blättern, Californien: *Pinus Sabiniana* Dougl., das amerikanische Hochland: *Mahonien*, *Fuchsen*, *Eskallonien*, das Tiefland hingegen: *Agave americana* L., *Alstroemeria Ligtu* L., *A. psittacina* Lehm., die Laplata-Staaten: *Mahonia diversifolia* Sweet, Neuholland: *Acacia dealbata* Lk und endlich Neuseeland: *Phormium tenax* Forst.

Die Besichtigung des Nikitaer Gartens hatte den ganzen Tag in Anspruch genommen und wurde noch am andern Morgen fortgesetzt. Herr von Hartwich war für mich so belehrend, daß ich gern eine längere Zeit mich fesseln ließ; erst am zweiten Tage verließen wir nach Tisch das gastfreundliche Haus.

Auf dem Rückwege nach Jalta sprachen wir in einem andern Landgute von Maharatsch ein. Ich hatte seinen Besitzer zwei Tage vorher bei dem Fürsten Galizin kennen gelernt und war ihm außerdem empfohlen worden. Es war dieses der Major Frömbder, derselbe Ingenieur-Offizier, dem man die guten Communicationswege auf der Südküste verdankt. Sein Landgut unterschied sich von denen, die ich bisher gesehen, wesentlich. Mit Ausnahme des Gartens von Nikita gehören die Landgüter hohen Herrschaften, die einen Theil im Jahre daselbst zubringen; sie sind deshalb hauptsächlich dem Vergnügen und nur nebenbei dem Nutzen gewidmet. Obwohl zwar das Landhaus des Major Frömbder nicht allein wohnlich, sondern auch

bequem eingerichtet erschien, so wurde doch die Hauptpflege den Weingärten gewidmet. Mit vieler Mühe hatte der Besitzer den sterilen Thonschieferboden urbar gemacht, erfreut sich aber jetzt schon eines nicht unbedeutenden Ertrages.

Wo die ursprüngliche Vegetation sich hier noch vorfand, war sie ärmlich. An Kräutern bemerkte ich kaum einige Hieracien und Teuerien. Die weichhaarigblättrige Eiche, die morgenländische Weißbuche, der Dürrlitzenstrauch, Maßholder und Sohlweiden waren vorherrschend, bildeten aber durchaus nicht ein dichtes Gesträuch. Nur Ebereschen, deren kleine und rothe Aepfelbeeren bei uns hie und da als Eva's Birnen bekannt sind, bildeten ansehnliche Bäume.

Ein furchtbarer Sturm erhob sich gegen Abend und bestimmte uns, die freundliche Einladung des Majors anzunehmen und hier zu übernachten. Stürme sind überhaupt auf der See und an der Küste großartiger als im Binnenlande; an der Südküste der Krim und überhaupt auf dem Schwarzen Meere haben sie aber nicht selten einen so drohenden Charakter, daß die stärksten Bäume umgeknickt werden und Schiffe zu Grunde gehen. Gerade dieses mag hauptsächlich die Ursache sein, daß man selbst auf gutem Boden nirgends Stämme von einigermaßen bedeutendem Umfange findet. Neben den räuberischen Bewohnern ringsum mögen gewiß auch die häufigen Stürme Veranlassung zu der Benennung des ungasflichen Meeres Pontos axenos, die das Schwarze Meer in den ältesten Zeiten führte, gegeben haben. Oft bilden die Stürme Wirbel und heben Erde, Steine, Bäume und Gesträuch in die Höhe, um es an einer andern, oft mehre Meilen weit entfernten Stelle wiederum fallen zu lassen.

Erst nach Mitternacht wurde es einigermaßen ruhig; bis dahin heulte laut der Sturm und die Wogen des Meeres hoben sich häuserhoch, um sich an dem felsigen Ufer zu zerschellen. Wehe dem Schiffe, daß dann in der Nähe der Küste sich befindet, denn es ist rettungslos verloren. Ein Glück dann noch für die Menschen, die es mit sich führt, wenn es diesen gelingt, auf leichtem Rahne eine flachere Uferstelle zu erreichen.

Am andern Morgen ritten wir nach Salta zurück, wo man

uns längst erwartet hatte. Es war die Nachricht eingelaufen, daß das Dampfschiff, was die Verbindung zwischen Kertsch und Odessa herstellt, schadhaft geworden sei und die gewöhnlichen Fahrten eingestellt habe; von der russischen Regierung sei aber ein anderes Dampfboot zur Verfügung gestellt. Doch wir warteten den ganzen Tag umsonst und beschloffen deshalb am andern Morgen, wiederum einige Ausflüge in der reizenden Umgegend zu machen.

Achtes Kapitel.

Dreanda und Livadia.

Das Gärtnerhäuschen; Herr Rögner; vulkanische Eruption; Aussicht; Vegetation; drei Spaziergänge; die erste Felsenwand; der hohe Wachholder; das Schloß; Bataten; zwei Felsenblöcke; der Thiergarten; die zweite und dritte Felsenwand; die taurische Föhre; der Erdbeerstrauch; die vierte Felsenwand; Spheupflanzen; Magebi; ein Sturm; Livadia; Graf Potokki; frembliche Anlagen; das Schloß; Aussicht; Rasenplätze und schöne Gruppen; Mangel an Grotten und Lauben; Klein-Dreanda; der Wachholder mit gelbrothen Früchten; Mistelschmaroger; Cap Lithador; ein Leuchtthurm; ein Herbar Krim'scher Pflanzen.

Am 1. October wanderte ich nach Groß-Dreanda, was man auch das Kaiserliche nennt. Hart an der Landstraße liegt dort inmitten einer romantisch-lieblichen Gegend, die von vier schroffen Felswänden natürlich begränzt wird, ein kleines Häuschen; Nasturtien, Cobäen, Passionsblumen, Maurandien und Jasmin ranken so dicht an seinen Wänden empor, als wären diese gar nicht vorhanden. Ihm zur Seite befinden sich Blumenboskets von brennendrothen Fuchsien, blauem Salbei, verschiedenen Cypäen, Bouvardien und andern unsern Gärten angehörenden, durch ihren lebendigen Farbenschmuck sich auszeichnenden Pflanzen. Darüber erheben sich Myrten, Lorber, Phillyreen und der immergrüne Kreuzdorn und contrastiren

mit ihrem frischen bald glänzendem, bald mattem Laube gegen die vordere Blumenpracht.

Dieses einsame Häuschen bewohnte damals ein sinniger Gärtner, Herr Rögner, aus dem Hannöverschen gebürtig und jetzt Inspector des kaiserlichen Gartens in Kutais in Transkaukasien. Gern folgte ich der freundlichen Einladung seines Besitzers, und lebte länger als eine Woche in seiner angenehmen Gesellschaft. That schon die gastliche Aufnahme eines Landsmannes dem nach der Heimath sich sehrenden Herzen unendlich wohl, so erfreute ich mich noch mehr an dem wissenschaftlichen Streben des Herrn Rögner, der bei seiner Kenntniß der Südküste, und zwar hauptsächlich in pflanzlicher Hinsicht, mich über Vieles belehrte und manches Wichtige und Interessante mir mittheilte. In seiner Begleitung war für mich jede Wanderung in der Nähe und in der Ferne von großem Nutzen.

Dreanda hatte sich der Kaiser Alexander mit seiner hohen Gemahlin auserlesen, um während der schönern Jahreszeit und fern von dem geräuschvollen Leben der Residenz hier in stiller Zurückgezogenheit zuzubringen. Umgeben von seltenen Reizen vermochte wohl der erhabene Herrscher das gemüthliche und betrachtende Leben, wornach er sich in seinen letzten Jahren so sehr gesehnt, zu führen. Da überraschte ihn plötzlich der Tod in Taganrog; die Kaiserin Elisabeth folgte dem Vorausgegangenen schon sehr bald nach dem Jenseits. Der Kaiser Nikolaus schenkte die schöne Besitzung der Kaiserin Alexandra (Charlotte von Preußen), die sie auch im Jahre 1837 besuchte, seitdem aber, so viel mir bekannt ist, nicht wieder in Dreanda gewesen ist. 1837 wurde einem englischen Baumeister, einem gewissen Herrn Hunt, der Auftrag gegeben, ein Schloß zu bauen, würdig der hohen Besitzerin, aber auch würdig der reizenden Lage, während Herrn Rögner es überlassen wurde, die Natur in der Entfaltung ihrer Reize zu unterstützen.

Die Lage von Dreanda unterscheidet sich, wie ich schon früher ausgesprochen habe, wesentlich von der Alupka's. Der tobende Gott, welcher dereinst in der Unterwelt seine Werkstätte aufgeschlagen hatte, der greise Vulkan, rüttelte hier wohl ebenfalls heftig an den Pfosten

des Erdgewölbes, aber umsonst versuchte er für das im Innern gefertigte Gestein einen Ausweg zu verschaffen. Die dichten Kalklager wurden zwar hier und da senkrecht in die Höhe gestellt, an andern Stellen aber zertrümmert und das Trümmergestein bunt durch einander geworfen. So stehen nun die Felsen in Form von einigen hundert Fuß hohen Wänden seit vielen Jahrtausenden unverrückt da und tragen zum Theil auf ihrer Höhe andere Trümmerfelsen, die jeden Augenblick drohen, in die Tiefe hinabzustürzen. Aber Vulkan hat sich seitdem tiefer in das Innere zurückgezogen; nur an einzelnen Stellen der großen Erde ragen seine feuersprühenden Essen hoch über den Gefilden, wo Menschen wandeln, hervor.

Dreanda besteht aus einer schiefen Anhöhe die gegen Norden hin von einer senkrecht bis zur Höhe von ein Paar tausend Fuß gehobenen Felsenwand begrenzt, im Süden hingegen von einem bald laut tobenden, bald friedlichen Meere umspült wird. Auf den Seiten ist die Aussicht umfassender als in Alupka. Nach Westen hin reicht sie bis zum heiligen Theodor (Mithodor), d. h. dem Vorgebirge, auf dem der früher erwähnte Leuchtturm steht, nach Osten hingegen breitet sich die Bucht von Zalta aus. Dort liegt dicht am Meeresstrande das nur aus einer Straße bestehende Städtchen gleichen Namens. Dann kommt ein Vorsprung, der unmittelbar in die hintere Felsenwand überzugehen scheint. Hinter ihm liegt Maharatsch mit seinen Tatarenhäusern und Landgütern. Von Dreanda aus erblickt man auch die Spalte am Vortheilhaftesten, welche die Felsenwand in zwei Theile bringt, und eine in terrassenförmige Absätze zerfallende Schlucht bildet. In ihr liegen mehre Landhäuschen, die kaum aus dem frischen Grüne herausragen.

In Dreanda ist nicht allein die Aussicht umfassender als in Alupka, auch die nächste Umgebung ist eine andere. Der wilde Charakter hat sich durch die Anlage selbst in Alupka nur gemildert, er ist mehr romantisch geworden, aber auch hier und da grotesk geblieben. In Dreanda findet man nirgends eine Spur dieser Wildheit. Schon der größere Raum mildert die urweltlichen Zerstörungen auf der Oberfläche. Der vom Himmel fallende Regen kann hier nicht

so tief eindringen, um als unterirdischer Bach dem Meere zuzustießen, sondern sammelt sich in Spalten und Ritzen an, die über dem Niveau des Wassers liegen. An verschiedenen Stellen kommen Quellen zum Vorschein. Wasser ist aber mit der nöthigen Wärme das hauptsächlichste Erforderniß für das Gedeihen der Pflanzen, die auch deshalb hier weit frischer und dichter erscheinen als in Alupka. Den fahlgrauen oder schwärzlichen Boden, der dort allenthalben sich geltend macht, wo keine Anlagen sind, sucht man in Dreanda vergebens. Ueberall haben Eichen, Buchen, Dürrlitzen u. s. w. ein frisches Grün. Selbst die Felsen bieten meist keine vollkommen nackte Oberfläche dar. Nicht allein sieht man auf ihnen bunte Flechten, sondern auch Sile-
nen; Nelken und Glockenblumen haben sie mehr oder weniger überzogen. Sonst wachsen auf und an ihnen noch Epheu, Wachholder, Erdbeergesträuch und ähnliche Gehölze. Selbst taurische Föhren sind von dem Rande der Felsen, wo sie sonst fast nur vorkommen, heruntergekommen und haben sich auf den aus dem Abhange herausragenden Felsenpartien hier und da angesiedelt.

Ich habe jetzt nur im Allgemeinen die Lage von Dreanda geschildert; ich werde nun versuchen die Eindrücke, die sich mir auf den verschiedenen Spaziergängen kundgaben, in einen Rahmen zu fassen und den Erinnerungen Worte zu geben. Es wird mich freuen, wenn es durch einfache Beobachtung der Natur, wie diese mit verschwenderischer Hand Reize entfalten läßt, und durch getreues Wiedergeben des Gesehenen mir gelingt, nur einigermaßen anzudeuten, was selbst dem Pinsel schwer würde, in derselben Großartigkeit wiederzugeben. Leider hat man bis jetzt Schilderungen der Art zu sehr vernachlässiget. Man gab sich wohl den Eindrücken hin, hielt es aber nicht für werth, diese in Worte zu fassen. Anderntheils führen solche Betrachtungen und Schilderungen zu der Natur zurück, von der wir durch Bücherstudium leider gar zu sehr abgewichen sind.

Von unserer freundlichen Wohnung gingen wir an einem schönen Morgen aus, um die unter uns nach dem Meere zu gelegenen Partien kennen zu lernen. Eine der vier Felsenwände, zwischen denen, wie ich früher gesagt, die Wohnung liegt, wurde zuerst er-

stiegen, um für diese Wanderung zunächst einen Ueberblick zu erhalten. Sie lag unter uns und nach Westen zu. Mit ihrem Rücken lehnte sie sich dem schräg aufsteigendem Abhange an, ragte aber noch weit hervor, so daß sie, von da aus gesehen, eine kegelförmige Höhe von circa 100 Fuß darstellte. Ein Weg führte in schlängelnder Weise durch freundliches Gebüsch auf den Gipfel, wo isolirte Felsen bunt durch einander lagen. Ohne Zweifel war die Erhöhung die ursprüngliche Erdoberfläche, die zertrümmert in die Höhe gehoben wurde und nun in Form eines Kegels auf der emporgerichteten Felsenwand ruht. Sie bot einen eigenthümlichen Anblick dar. Ein Fels stand senkrecht; ein anderer lehnte sich schief an diesen an und bildete dadurch eine Spalte. Ein dritter befand sich wiederum wagerecht auf der Spitze des ersten und lag so in drohender Stellung seit einigen Jahrtausenden.

Oben angekommen, weiß man in der That nicht, wohin man seine Blicke zuerst wenden soll; man schweift von einem Punkte zum andern, von der Nähe in die Ferne und umgekehrt, bis man nach und nach ruhig wird, um mit Muße zu genießen. Um dieses zu können, setzte ich mich auf eine Knüppelbank und schnitt mir dadurch alle Fernsicht ab. Da lagen vor mir die oben erwähnten gewaltigen Blöcke, die zum Theil durch kleineres Gestein in ihrer Lage erhalten wurden. Daneben klappte, wie der Rachen eines Thieres, eine tiefe Spalte mir entgegen. Auf der andern Seite meiner Naturbank standen zwei Felsen einander gegenüber und bildeten eine Art Thor, durch das der Weg in den eingeschlossenen Raum führte. Hinter mir erschaute ich einen uralten Bürgelstrauch (*Celtis orientalis*) mit dunklem und matten Laube und fast trocknen, orangefarbenen Beeren. Zwischen dem Thore und einem der im Anfange erwähnten Felsen stand eine prächtige, hier einheimische Pistazie (*Pistacia mutica* Fisch. et Mey.) mit gekrümmtem Stamme, der sich den Umständen gefügt hatte. Ihre weit hin greifenden Aeste bildeten ein natürliches Dach für das Thor. Weiter vorn befand sich hart über der jähren Tiefe ein prächtiges Exemplar eines der Wachholder (*Juniperus excelsa* Bieb.) die anstatt der Nadeln, gleich dem Lebensbaume oder der Cy-

preffe, anliegende, fleischige Schuppen besitzen, von einer Stärke, wie ich sie sonst nirgends in der Krim, wohl aber hier und da in dem Tschorukthale gesehen habe. Der Stamm hatte nicht weniger denn $3\frac{1}{2}$ Fuß im Durchmesser. Wenn man bedenkt, daß der Wachholder ungemein langsam wächst, so gehörte ohne Zweifel mehr als ein Jahrtausend dazu, um ihm eine solche Stärke zu geben. Er ist demnach vielleicht das einzige Gehölz, was alle die verschiedenen Völker zur Zeit der Völkerwanderung kommen und wieder verschwinden sah.

Ich verließ endlich die Bank, um auch der Ferne meine Blicke zuzuwenden. Da stand ich auf einem Felsen und schaute von meiner schauerlichen Höhe weit hinaus in das Meer, auf dessen dunkelblaugrünlischen Fluthen langsam einige Schiffe mit weißen Segeln vorwärts getrieben wurden. So weit selbst das bewaffnete Auge nur blicken konnte, zog sich die unendliche Wasserfläche dahin. Ich habe auch später, besonders des Abends hier gestanden und der sinkenden Sonne, die noch lange das geliebte Vaterland mit ihren wohlthuenenden Strahlen erfreute, sich aber auch dort endlich hinter dem westlichen Horizonte verlor, meine Blicke zugewendet.

Tief unter mir und zwar mehr zur Rechten breitete sich die nur wenig abschüssige Fläche selbst aus. Sie wurde als die günstigste gelegene Stelle bezeichnet, um das kaiserliche Schloß zu tragen, und deshalb noch mehr geebnet. Nach dem Meere zu begrenzten sie zwei ungeheure Felsenblöcke. Das schönste Laubholz bedeckte allenthalben den Boden. Es war selbst zu viel vorhanden, denn es fehlten die Wiesen und Rasen, auf denen das Auge, wo so viel geboten wird, gern ruht. Zur rechten Hand lag eine andere emporgerichtete Felsenwand und trug auf ihrer nackten Kante dorische Säulen in Form einer Ruine.

Endlich verließen wir den zwar schaurigen, aber doch schönen Gipfel der Felsenwand. In ihrer Nähe hat man einen Steinbruch angelegt. Das herumliegende frische Gestein contrastirte wunderbarlich, aber keineswegs angenehm, mit den andern, mit Flechten, Moos u. s. w. bewachsenen Felsen. Es wird eine lange Zeit dauern, bevor Mutter Natur und die Kunst dieses nackte Gerölle den Augen wie-

derum zu entziehen und die unterbrochene Harmonie vom Neuen hervorzurufen vermag.

Vom Schlosse war damals, wo ich die Krim besuchte, erst das unterirdische Geschoß und das Parterre fertig; eben wollte man mit dem ersten Stockwerke beginnen. Das Gebäude bildet ein Viereck und steht genau nach den Himmelsgegenden, verstoßt aber gerade deshalb gegen alle Regeln der Aesthetik, denn es befindet sich in einer unnatürlichen Stellung zu dem Höhenzuge und dem diesem parallel laufenden Meeresufer. Die unterirdischen Räume waren sämmtlich gewölbt, schienen mir aber etwas zu klein. Hier hat man sich des Grünsieins bedient, der für den obern Bau durch schwach röthlichen Jurakalk und durch den blendend weißen Stein von Inkjermann ersetzt ist. Ueber das Ganze ließ sich noch kein Urtheil aussprechen. Es schien mir aber, als wenn leider die Verzierungen hinsichtlich ihrer Größe in keinem Verhältnisse zu ihrem hohen Standpunkte ständen.

Die nächste Umgebung des Schlosses ist etwas sumpfig; aber gerade dieser Reichthum an Wasser wäre geeignet, einen Teich mit allerhand schönen Wasserpflanzen anzulegen. Prächtige Silberweiden und hohe Erlen bildeten einen anmuthigen Hain, den verwilderte Weinreben und Epheu umrankten. Namentlich boten die ersteren einen sehr hübschen Anblick dar und erinnerten mich lebhaft an die Urwälder des alten Kolchis, wo sie in völlig ungebundener Freiheit bis zu den höchsten Spitzen der Bäume klettern und von einem Stamme zum andern oft natürliche Quirlanden bilden. Der Epheu blühte über und über; aber eben deshalb besaßen seine Blätter nicht mehr die schöne gezackte Form, die uns so sehr gefällt.

Von hier aus wendeten wir unsere Schritte nach dem Meere und zwar zunächst zu den beiden mächtigen Felsenblöcken, die gleichsam als Wächter an dem Strande standen. Ein gewundener Pfad führte unter dem Laubdache großer Wallnußbäume und später durch dichteres Gehölz nach einem Wasserfalle. Die dunkle Umgebung des Laubholzes und die nur durch das Plätschern des Wassers im Bache, so wie durch das fernere Getöse des brandenden Meeres unterbrochene Ruhe der Natur wirkte ganz eigenthümlich auf das Gemüth.

Noch weiter im Zickzack gelangten wir endlich auf einen freien Platz, den die aus dem Meere herausragenden Felsenblöcke nach vorn beschränkten. Hier in völligem Schutze gegen den Wind hatte Herr Rögner eine Art tropischen Gartens angelegt. Die schöne Paradiesfeige (*Musa paradisiaca* L.) stand hier in sonst nicht gekannter Ueppigkeit; die großen und glänzenden Blätter waren fast gar nicht geschligt und hingen wohlgefällig mit ihren Spitzen über. Eben waren die Blütenkolben herausgetreten. Nicht weit davon war eine große Strecke mit Bataten (*Batatas edulis* Choisy) bepflanzt. Diese interessante Pflanze gehört zu der Familie der Winden und ersetzt in allen Tropenländern unsere Kartoffel, die dort nicht gedeihen will. Ursprünglich stammt sie aus Ostindien und hat sich seiner Nützlichkeit halber über alle tropischen und subtropischen Länder verbreitet. Herr Rögner ließ uns zum Mittagseßbrot ein Gericht von den Knollen zurecht machen. Sie besitzen einen süßern Geschmack als unsere Kartoffeln und ähneln deshalb mehr den Knollen des Lupinambur (*Helianthus tuberosus* L.), die unter dem Namen der Erdbirne auch bei uns hier und da angebaut wird, sich aber nie in gleicher Weise, wie die Kartoffel, des allgemeinen Beifalles erfreut. Der Lupinambur stammt übrigens ebenfalls aus Amerika und zwar aus Brasilien.

Mit großer Mühe hat man einen Pfad in das Gestein des einen Felsenblockes, der dicht am Meere steht, gehauen und gelangt auf diesem bequem auf seine Höhe. Heftiger Wind peitschte jetzt die kurz vorher noch ruhige Wassermenge und weißer Schaum bedeckte in langen Streifen die bewegte Oberfläche. Mit einer Gewalt wurden die Bogen an das feste Gestein geschleudert, daß sie laut heulend, zum Theil in Schaum und Staub verwandelt, zurückprallten. Welch ein Contrast bot sich dar, als ich dem Meere den Rücken wandte und aufwärts nach dem Gebirge blickte! Dicht unter mir der freie Platz zum Theil der Cultur anheimgegeben, zum Theil einen Wiesengrund darstellend, dann die Anfänge des kaiserlichen Schlosses und zuletzt ein dichtes, in allen Nuancirungen sich gefallendes Grün, aus dem einige Felsenwände herausragten, bis dahin, wo nacktes Gestein sich

noch um einige tausend Fuß erhebt und auf seinem Gipfel die melancholischen Föhren trägt.

Von hier aus führte uns Herr Rögner durch verschiedene Gänge und Anlagen nach dem Thiergarten, einem eine Stunde im Umfange fassenden Raume, in dem kein dichtes Gehölz vorhanden ist, sondern sich nur einzelne Eichbäume vorfinden. Man hat in Rußland Rehe und Hirsche eingefangen, um hier sich diese in vorgeschriebener Freiheit herumtummeln zu lassen. Das genannte Wild hat sich so sehr vermehrt, daß man auch allenthalben, wo man sich befindet, die Rehe in Rudeln, die Hirsche aber nur zu zwei oder drei zusammen sieht. Da sie nicht allein im Winter, sondern auch im Sommer regelmäßig gefüttert werden, so sind sie nach und nach so zahm geworden, daß sie die Menschen eher aufsuchen, als fliehen. Mitten im Thiergarten hat man auch einen Teich angelegt, der aber weiter keinen ästhetischen Werth besitzt. Doch machte mich mein freundlicher Führer auf das schnelle Wachsthum der hier stehenden Silberweiden mit hängenden Nesten aufmerksam. In nicht zehn Jahren hatten die Stämme eine Höhe von 40 Fuß und eine Krone mit einem Umfang von 20—25 Fuß erlangt.

Den Thiergarten verlassend, setzten wir auf einem andern Wege unsere Wanderung fort und kamen endlich zu der zweiten Felsenwand, die sich abwärts von der Gärtnerwohnung befindet, und auf ihrer Höhe die dorischen Säulen trägt. Nach hinten ragt sie weit weniger als die zuerst beschriebene hervor. Ihr Gipfel zeigt nicht die zertrümmerten Felsen, wie jene und ist auch nicht mit Laubholz bedeckt. In der Ferne machen die dorischen Säulen einen großartigen Anblick, als in der Nähe, wo sie wegen der nächsten grandiosen Umgebung zu unbedeutend erscheinen. Wer an steile Höhen nicht gewöhnt ist, mag unten bleiben und eine Gefahr vermeiden, die bei schwindelnden Sinnen nur zu leicht möglich ist.

Ueber dieser Felsenwand beginnt dichtes Gehölz und setzt sich bis an die Landstraße fort. Nach einer sechs Stunden andauernden und ununterbrochenen Wanderung langten wir endlich ganz ermüdet in unserer Wohnung wiederum an und erholten uns allmählig an

den freundlichen Gaben unseres Wirthes. Zum Nachtisch erhielten wir von den hauptsächlich hier cultivirten Nebenforten Trauben, die ohne Ausnahme sich zwar durch süßen Geschmack und ein feines Aroma auszeichneten, aber ebenfalls die schon erwähnten dicklichen und herben Schalen besaßen.

An einem andern Tage führte uns Herr Rögner nach dem Theile der kaiserlichen Besitzung, der nördlich von der Landstraße zwischen dieser und dem Gebirgszuge liegt und die beiden obern und weit bedeutenderen Felsenpartieen einschließt. Hier hat die Kunst wenig oder gar nichts gethan, obwohl sehr viel geschehen könnte. Das einheimische Gehölz der beiden Weißbuchen, des Maßholders, der Dürreitzen, des Weißdornes, der Haselstaude und der übrigen Sträucher war unverfehrt geblieben. Nur einen schmalen Pfad hatte man durchgehauen, damit man mit leichterer Mühe auf die Höhe der einen Felsenwand gelangen konnte. Bald waren wir hinter ihr und fanden eine schöne breite Fläche, die mit höherem, aber weniger dichtem Gesträuch, zum Theil auch mit Bäumen, namentlich mit Ebereschen, Eichen und Ahorn bedeckt erschien. An der Höhe der Felsenwand selbst zogen sich Krim'sche Föhren dahin. Diese schon mehrmals erwähnte Föhre ähnelt am meisten der Meerstrandskiefer (*Pinus maritima* Mill.), von der man sie hier und da auch nur als Abart betrachtet. Sie besitzt aber größere Nadeln und zeichnet sich durch ihre wagerechten, fächerförmigen Aeste aus, die, nach oben allmählig kürzer werdend, der Krone ein pyramidenförmiges Ansehen verleihen. Der Baum erreicht weder eine bedeutende Höhe noch eine bedeutende Stärke; ich sah keine Exemplare, die mehr als 30 Fuß hoch gewesen wären und deren Stamm einen größern Durchmesser, als den eines Fußes, gehabt hätte.

Wir suchten die mit Kalkgerölle bedeckte kuppelförmige Höhe zu umgehen und gelangten auf eine freundliche Waldwiese, deren frisches, gleichmäßiges Grün ich in dieser Ausdehnung lange nicht gesehen hatte. Ein Tatar hatte einen Theil urbar gemacht und sich Kartoffeln gepflanzt; aber leider waren räuberische Landsleute ihm in der Ernte zuvorgekommen. So trauerte der Arme mit Recht, daß

man ihm für den nahen Winter das Brot genommen. Durch dichtes Gebüsch drängten wir uns weiter nach der vordern Seite der Felsenwand und zwar an die Stelle, wo sie weniger jäh abfällt. Da ließen wir uns auf einem Steine nieder und schauten, über 1500 Fuß über der Meeresfläche, auf die zahlreichen Lust- und anderen Häuser, die sich allenthalben mitten in den herrlichen Anlagen vorfanden, herab.

In einer Felsenspalte stand seit mehrern Jahrhunderten schon ein schöner Erdbeerstrauch (*Arbutus Andrachne* L.). Allen Stürmen einer langen Zeit hatte er getrozt, bis er endlich von frevelnden Händen seiner schönsten Nester beraubt wurde. So lange die Südküste sich der Vorliebe der russischen Großen erfreut, war dieser Erdbeerstrauch der Gegenstand ihrer Bewunderung; alle Fremden wurden hierher geführt, um neben der herrlichen Aussicht auch dieses Prachtexemplar in Augenschein zu nehmen. Der Frevel erschien um so beklagenswerther, als er aus Bosheit geschah; denn die Nester lagen dicht unter dem Stamme. Ohne Zweifel war es einer jener fanatischen Tataren gewesen, die den Christen, den Feinden des Islam, noch immer im Herzen grollen und die Scholle, auf der sie geboren, zu lieb haben, um auszuwandern. Der Fürst hatte befohlen, die abgehauenen Nester am Stamme liegen zu lassen, damit sie von der Größe des Erdbeerstrauches zeugen möchten; aber selbst in diesem beschädigten Zustande nahm das interessante Gehölz noch meine volle Aufmerksamkeit in Anspruch. Der Erdbeerstrauch gehört zu den immergrünern Sträuchern, die nicht Unterholz bilden, sondern auf felsigem Boden wachsen. Strecken von einigem Umfange, die er allein einnimmt, sind sehr selten. Ein solche befindet sich als ächter Niederwald im untern Theile des Ischorukthales und bietet eine eigenthümliche Ansicht dar. Seine hellbraunröthliche, in Fetzen sich lösende Rinde contrastirt mit dem glänzenden frischen Grün der Blätter und den weißen und hängenden Blüthentrauben oder mit den, Erdbeeren in Farbe und Gestalt sehr ähnlichen, Früchten.

Das hier vorliegende Exemplar besaß 1 Fuß über der Erde 3 Fuß im Durchmesser, hatte aber jetzt, wo es der schönsten Nester be-

raubt war, nur eine Höhe von gegen 24 Fuß. Neben ihm standen andere Erdbeersträucher, die wahrscheinlich dem großen ihr Dasein verdankten. Auch der hohe nadellose Wachholder, von dem ich schon früher gesprochen, war nicht selten auf dieser Höhe. Beide, Erdbeerstrauch und Wachholder, fanden aber auf dem starren Felsen meist nicht die Nahrung, welche sie bedurften; so zogen einige ihrer Wurzeln, zum Theil mit dem Durchmesser von $1\frac{1}{2}$ —2 Zoll, sich an der Felsenwand hinunter, bis sie eine Spalte an derselben fanden, in der sie Raum und Nahrung hatten, um festen Fuß zu fassen. Bisweilen wurde auch von hier wiederum der Wurzelast entsendet, um noch tiefer eine andere Spalte, in welcher dem auf der Kante der Felsenwand stehenden Gehölze neue Nahrung geboten wurde, zu suchen. Auf diese Weise waren Wurzeln bis 40 und 50 Fuß tief hinabgestiegen.

Wir verließen endlich unsern hohen Punkt und wendeten uns abwärts der vierten von den früher erwähnten Felsenwänden zu, die nach oben und nach Westen liegt. Sie gehört nicht mehr zu den Anlagen der Kaiserin, sondern bereits nach Klein-Dreanda, einer frühern Besizung des Generals von Witte, von dem sie an Leon Narischkin und von diesem an die Großfürstin Helena kam. Klein-Dreanda hat im Allgemeinen hinsichtlich seiner Lage Ähnlichkeit mit Groß-Dreanda, ist aber sehr vernachlässigt. In der oben erwähnten Felsenwand, welche durch eine gegen 100 Fuß breite Schlucht von jener getrennt ist, befindet sich vorn eine unbedeutende Höhle, die von der Ferne gesehen, dem dargebotenen Bilde einen eigenthümlichen Reiz verleiht. Ein in das Dickicht gehauener Pfad führt zu ihr. Leider hat man gar nicht für Fernsicht Sorge getragen. Ueberhaupt ließe sich hier, wo die Natur alles, was man wünschen kann, darbietet, noch unendlich viel thun. Die Felsenwand unterscheidet sich, daß sie ohne die geringste Unterbrechung, also senkrecht, in die Höhe steigt.

Und doch ist es zwei Epheupflanzen gelungen, an ihr emporzuklimmen und einen Theil ihrer sonst völlig nackten Oberfläche mit lebendigem Grün, was gegen das schmutzige Weißgelb des Gesteines gar wunderbarlich absticht, zu überziehen. Der Stamm der einen Pflanze

besitzt dicht über der Erde einen Durchmesser von $1\frac{1}{2}$ Fuß; er mag demnach schon einige Jahrhunderte hier gestanden haben. Das andere Exemplar war viel kleiner, aber mir deshalb interessant, weil man schon längst den eigentlichen Stamm aus Muthwillen abgehauen hatte. Nichtsdestoweniger grünte der obere Theil fort und entsendete nach allen Richtungen hin neue Zweige, die sich mit ihrem Saugwurzelschen fest an das Gestein klammerten.

Weiter hin nach der Westseite zu befindet sich am Fuße der Felsenwand eine andere Vertiefung, zu der eine aus Knüppeln angefertigte Treppe führt. Sie trägt zur Verschönerung der ganzen Partie wenig bei, zumal sie auch zu sehr in dichtem und monotonem Dickicht liegt und von ihr aus keine Fernsicht geboten wird. Man könnte hier durch alleiniges Aushauen schon viel thun. Auf der Höhe der Felsenwand steht ein vergoldetes Kreuz, was weit hin sichtbar ist. Es befindet sich mitten unter unbedeutenden Ruinen einer alten Bergfeste, Megabi mit Namen, die wohl den Genuesern oder schon den Griechen ihre Entstehung verdanken mochte.

Von hier aus verfolgten wir den nördlich von der Landstraße gelegenen Theil Klein-Dreanda's noch weiter. Wir fanden Manches, was uns erfreute, aber jetzt, nachdem ich Schöneres gesehen, nicht mehr geschildert zu werden verdient. Man hat diesem Theile auch weit weniger Sorgfalt zugewendet, als dem untern; sehr selten wird ein Fremder hierher geführt. Mir war er aber gerade wichtig, weil sich hier nur das ursprüngliche Gehölz ohne fremde Bäume und Sträucher vorfand. Vor Allem sah ich hübsche Exemplare der weichhaarigblättrigen Eiche (*Quercus pubescens* Willd.), einer nur dem Osten Europa's angehörenden Art. Was wir unter diesem Namen aus Italien und dem Westen, besonders aus den Pyrenäen kennen, sind vielleicht nur Formen der Stieleiche und gehören zu *Quercus pyrenaica* Willd. und Tozza Lam. Die Krim'sche *Q. pubescens* stellt einen kleinen Baum mit einem kurzen, 4 bis 6 Fuß hohen Stamm dar. Meist zerfällt dieser sogleich in 4 bis 8 Hauptäste, die in der Regel in wagerechter Richtung abgehen. Der Hauptstamm läßt sich demnach in der meist sehr breiten Krone von oft 40 bis

50 Fuß im Durchmesser nicht weiter verfolgen. Ueber 40 und 50 Fuß Höhe habe ich keine Bäume gesehen.

An einem dritten Tage nahmen wir uns vor, uns mit der romantischen Schlucht von Jalta näher bekannt zu machen. Leider hatte sich aber ein so heftiger Wind, der bisweilen in wahren Sturm ausartete, eingestellt, daß wir nicht mehr im Stande waren, uns auf dem Pferde zu erhalten und uns gezwungen sahen, abzusteigen. Dazu kamen noch hin und wieder heftige Regenschauer, die uns zeitig durchnäßten. Es blieb uns nichts weiter übrig, als in dem Wirthshause von Jalta unsere Zuflucht zu nehmen und eine günstigere Zeit abzuwarten. Man erzählte uns, daß während der Tag- und Nachtgleiche Stürme ganz gewöhnlich seien. Viele Schiffe gingen in dieser Zeit zu Grunde. Wer nicht durchaus auf dem Meere fahren mußte, blieb ruhig zu Hause, und wenn die Wellen noch so unbedeutend wären und die Oberfläche des Meeres selbst sich kaum bewegte. Denn je ruhiger das Wasser erschiene, um so mehr drohe ein naher Sturm. Die hiesigen Winde sind um so schlimmer, als sie fast nie eine gleiche Richtung haben. Nicht allein, daß sie plötzlich umspringen und dann oft von der entgegengesetzten Seite kommen; die Fälle sind sogar nicht selten, wo zwei Winde grade von entgegengesetzten Seiten heftig blasen. Die fürchterlichsten Verheerungen kommen da vor, wo sie zusammentreffen.

Auf jeden Fall haben die schroffen Felsenwände auf die Veränderlichkeit der Winde einen großen Einfluß. Man berichtete mir, daß Schiffe und Boote, wenn sie nicht festen Anker geworfen haben, nicht selten aus dem Jaltaer Hafen ganz und gar herausgeworfen und in die offene See geschleudert werden. Wahrscheinlich — denn ein Nordwind kann wegen des im Durchschnitt 4000 Fuß hohen und nahen Gebirges nicht die Ursache sein — ist es ein Westwind, der sich in der Bucht von Jalta, wie man sagt, verfängt und plötzlich mit einer solchen Macht wiederum herausfährt, daß er Alles, was Widerstand entgegenzusetzen vermag, über den Haufen wirft oder vor sich her treibt. Es sind schon die Beispiele dagewesen, daß Menschen, namentlich mit Mänteln, die am Meere einhergingen, in

dasselbe hincingetrieben wurden und sich nur mit großer Anstrengung vor dem Ertrinken retten konnten.

Im vorigen Frühjahre wurde eine Kutsche mit sammt den Pferden und dem Kutscher, so wie dem darin sitzenden Herrn in das Meer geworfen. Mit vieler Mühe rettete man den letztern, indem man ihm ein Seil zuwarf. Der Kutscher aber ertrank mit den Pferden und von der Kutsche hat man nie etwas wieder vernommen. Im vorigen Jahre wollte ein Segel-Proviantschiff von Sebastopol nach Nikolajeff; da erfaßte es plötzlich ein Sturm, und trieb es in der kürzesten Zeit bis an die Küste Kleinasien. Zum Glück blieb es dabei unbeschädigt, bedurfte aber acht voller Tage, um von Trebisond aus endlich den Ort seiner Bestimmung wieder zu erreichen. Vor einigen Jahren fuhr der Besitzer eines Landgutes, was hart am Meere liegt, bei dem schönsten Wetter auf einem kleinen Segelboote aus, um einen Freund, der etwas entfernt wohnte, zu besuchen. Da erhob sich ebenfalls plötzlich ein Sturm, erfaßte das schwache Fahrzeug und trieb es lange Zeit auf den Wellen herum. Erst nach drei Tagen traurigen Herumirens erreichte der Arme wiederum die Südküste und war natürlich so angegriffen, daß er nur im bequemen Wagen nach seiner Besizung gebracht werden konnte.

Zwischen dem Kaiserlichen oder Groß-Dreanda und Talta liegen die wunderlieblichen Anlagen des Grafen Potocky (Potocki), des russischen Gesandten in Neapel, und erstrecken sich vom Meeresstrande bis hart an die Stelle, wo die große Felsenwand senkrecht in die Höhe steigt. Nach einer früher hier gelegenen Stadt, von deren Ruinen mir viel erzählt wurde, von denen ich aber nirgends etwas gesehen habe, führt die Herrschaft den Namen Livadia, ein Name, der auch in der That für die jezigen Anlagen nicht passender gewählt werden konnte. Dorthin wanderte ich bisweilen während meines längern Aufenthaltes in Dreanda, den Aufforderungen des gastfreundlichen Besitzers folgend, und erfreute mich jedes Mal an der Lieblichkeit und Anmuth, die sich allenthalben, wohin man auch blickte, in einer Weise entfaltete, wie es sonst nirgends auf der Südküste der Fall ist. Man sieht es hier, daß der Besitzer häufig auf sei-

nem Landgute verweilt und sich die Verschönerung seines Eigenthums selbst angelegen sein läßt. Der liebenswürdige Graf verläßt auf Monate das schöne Neapel, was hinsichtlich seiner reizenden Lage immer nur neben Konstantinopel und Rio Janeiro genannt wird, und lebt hier fern von dem geräuschvollen Leben in ländlicher und stiller Zurückgezogenheit.

Wie auf allen Landgütern der Krim, hat die Göttin der Gastfreundschaft auch auf Livadia einen Tempel aufgeschlagen, in dem jeder Fremde freundliche Aufnahme findet. Selbst in der Abwesenheit des Herrn ist gesorgt, da der Inspector Marko beauftragt ist, alle Bedürfnisse und Wünsche der Gäste zu erfüllen und dieser mit Liebe seinem Auftrage sich unterzieht.

Wenn schon Dreanda freundlichere Umgebungen besitzt als Alupka, so ist es in noch weit höhern Grade mit Livadia der Fall. Gewinn für diese Besitzung ist, daß sie ebene Stellen darbietet; dagegen treten leider die Felsenpartien ganz und gar zurück. Livadia hat deshalb mehr das Ansehen eines englischen Parkes, in dem freundliche Wiesengründe mit mannigfaltigen Baumgruppierungen und Boskets abwechseln. Ueberhaupt ist hier mehr Harmonie, da die verschiedenen Anlagen allmählig ineinander übergehen und sich nirgends scharf abschneiden. In der ganzen Ausdehnung der Besitzung des Grafen fehlt das Barock-Wilde herumliegender Steinmassen oder das Grotesk-Erhabene jäh in die Höhe gerichteter Felsenwände, dagegen findet man mehr Lieblichkeit und Anmuth in den Hainen und auf den Rasenplätzen, ja selbst auch in den Gebäuden. Der frühere Gärtner Laschney, den man hauptsächlich diese Anlagen verdankt, war ein Künstler in der vollen Bedeutung des Wortes.

Das Schloß liegt hart an der Landstraße auf einer nur wenig gewölbten natürlichen Ebene und ist im italienischen Geschmack erbaut. Es besteht eigentlich aus zwei Gebäuden, die in einem rechten Winkel aneinander stoßen, und besitzt nur ein Stockwerk. Die untern Räume bilden den gewöhnlichen Aufenthalt der gräflichen Familie. Hier befinden sich ferner die Conversations- und Speisezimmer, so wie die Räume, in denen die einzelnen Bewohner zurückgezogen

und demnach ungestört dem eigenen Willen nachhängen können. Die oberen Zimmer sind prachtvoll eingerichtet und werden nur bewohnt, wenn zahlreiche Gäste kommen. Hier sah ich ein Delgemälde von Raphael, eine Marie, die das Jesuskindlein auf dem Schooße hatte.

Von dem Balkone sowohl, so wie von der Terrasse des Daches hatte man eine sehr schöne Aussicht. Auf dem ersteren bot sich der Blick nach Salta dar, dessen Bucht nach Osten zu durch das Vorgebirge des heiligen Daniel geschlossen wurde. Die Schlucht von Salta erschien mir mit ihren eigenthümlichen Felsenpartieen, die wiederum nach oben von der taurischen Föhre begrenzt erschienen, von hier aus besonders schön. Auf einem Vorsprunge lag die schon erwähnte Kirche von Massandra und erinnerte an die Tempel auf Griechenlands Küste. Hinter dem Vorgebirge erblickte man die Spitze des kegelförmigen Bärbergeses, Aiudagh, der weit in die See hinein zu ragen schien. Darüber hinaus zog sich in grauer Ferne das Ufergebirge bis über Sudaq, wo wiederum ein Vorgebirge sich vorschiebt und die dortige Bucht von einer andern, in deren Krümmung das früher beschriebene Theodosia liegt, scheidet. Großartig in der That war einestheils der Blick auf das weite Meer und anderntheils auf das im Rücken des Parkes aufsteigende Gebirge.

In der nächsten Umgebung des Schlosses waren liebliche Rasenplätze, die ich bei Alupka so vermißt hatte und dort zur Wilderung des Barocken viel gethan haben würden, angebracht. Sie verdienten aber weniger diesen Namen, insofern man sie von Gräsern erzeugt verlangt. Herr Marfo erzählte mir, daß Grasanzpflanzungen, namentlich Englisches Raigras, hier gar nicht gedeihen wollten. Man sei hier immer gezwungen, andere Grünpflanzen dazwischen zu säen. Zu diesem Zwecke bedient man sich hauptsächlich des fleischrothen Kleeß (*Trifolium incarnatum* L.). Weniger günstig hatte man Luzerner Klee hie und da angebracht. Auf den Rasenplätzen standen Boskets der blauen Salbei, der rothblühenden Fuchsen, vor Allem aber der Pelargonien mit brennendrothen Blüthen. Am Hause hatte man eine Menge Schlingpflanzen angebracht, die über und über

blühten. Sie waren bereits so dicht gewachsen, daß man von der weißen Wand gar nichts unterscheiden konnte.

Die Gruppen von Taxodien, Lebensbäumen, Perückensträuchern, Oleander, Magnolien u. s. w. waren vorzüglich angeordnet. Es harmonirten aber nicht die Anpflanzungen des immergrünen Kreuzdornes und der Phillyreen zu den übrigen Boskets, da die sparrigen Aeste, wenn auch dicht mit den dicken und nicht im Winter abfallenden Blättern besetzt, mehr oder weniger ein eckiges Ansehen gaben und dem Ganzen etwas Gezwungenes mittheilten. In Hecken und Zäunen, wo an und für sich die Scheere nachhelfen muß, sind sie ganz am Plage; ebenso passen sie zu den Anlagen in dem altfranzösischen Geschmacke, aber keineswegs zu englischen Gärten, die sich in wellenförmigen, weichen Linien und leichten Conturen gefallen.

Nicht minder boten Monatsrosen, die jetzt noch in der üppigsten Blüthenfülle standen, einen lieblichen Anblick dar. Wie das Grün die verschiedensten Nuancirungen zeigte, so hatten die Rosen selbst alle Uebergänge von dem blendenden Weiß bis zu dem feurigsten Roth. Man hatte hauptsächlich die ostindische kriechende Rosa involucrata Roxb. benutzt, um auch den Boden mit Rosen zu bedecken. Durch Kreuzung waren einige sehr hübsche Spielarten erzielt, die sich durch prächtige und große Blumen auszeichneten.

Von den englischen Anlagen berichte ich nichts weiter, da ich nur Bekanntes sagen könnte. Die einheimische Eiche (*Quercus pubescens* Willd.), an der man sich auf der Südküste endlich satt sehen kann, war hier fast ganz und gar ausgerottet. Erwähnungen verdienen die ächten Trauerweiden (*Salix babylonica* L.), die an vielen Stellen aus dem dichten Laube der größern Gruppen herausragten und dem Ganzen durch ihre wohlgefällig hängenden Zweige weit mehr Malerisches verliehen. Ich habe diesen Baum, der für das Landschaftliche von sehr großem Werthe ist, nirgends so gut benutzt gesehen, als in dem Parke des Grafen Podolsky. Leider dauert sie bei uns nicht gut aus und erfriert leicht bei einiger Kälte. Von den Hängeweiden (*Salix alba* β . *pendula* und *nigra* Wahlenb.) wird sie nur einigermaßen ersetzt.

Grotten, Lauben und Ruheplätze vermißte ich auch hier. Es scheint mir fast, als wenn man in der Meinung stehe, daß man in einem Parke, der nur von wenig Menschen benutzt wird, diese auch nicht nöthig habe. Aber selbst wenn der Spaziergänger ihrer nicht bedürfte, so geben doch schon Bänke eine Abwechslung für das Auge und erinnern den Einsamen, der sich vielleicht in zu tiefe Träumereien versenkt hat, an die Gegenwart. Ich hätte auch gewünscht, daß man mehr Pfade am Meeresstrande gehabt und sich überhaupt der untern Theile des Parkes mehr angenommen hätte. Es fehlten ferner weiter oben die offenen Stellen, die volle Aussicht auf das Meer gewährten. Das große, unendliche Meer mußte überhaupt auf eine Weise benutzt werden, daß der Park dadurch gewann. Wie schön würde sich ein Pavillon dicht am Meeresstrande in jeglicher Hinsicht ausgenommen haben. Ich erlaubte mir, den Besitzer gerade hierauf aufmerksam zu machen und es freute mich, daß auch von seiner Seite diese Mängel anerkannt wurden. Es könnte aber nicht Alles auf einmal geschehen, und dürfte vielleicht schon im nächsten Jahre damit begonnen werden.

Den Mangel an größern und kleinern Gebäuden hat der Graf dadurch einigermaßen zu ersetzen versucht, daß zum Theil die Wohnungen der Beamten und selbst die Wirthschaftsgebäude ein wohlgefälliges und mit dem Ganzen harmonirendes Aeußere erhalten haben; doch stehen sie zu nahe an einander. So hat z. B. das Wasch- und Trockenhaus, was sonst in der Regel ein unästhetisches Ansehen besitzt, dieses hier ganz verloren und erinnert hier an die lustigen Gebäude der Großen des Orients. Auch das Krankenhaus, was der Graf für seine Leute hat bauen lassen, entspricht in seiner Bauart den Umgebungen.

An einem schönen Nachmittage nahmen wir uns die Besichtigung Klein-Dreanda's und der ganzen Ufergegend bis an das Vor- gebirge des heiligen Theodor (Cap Athodor) vor. Wir machten die Bekanntschaft zweier junger Künstler, die sich Studien halber hier aufhielten und die Erlaubniß erhalten hatten, in Klein-Dreanda ihre Wohnung aufschlagen zu dürfen. Der eine von ihnen, Herr Meyer, hatte den vorigen Sommer am Altai zugebracht.

In der Gesellschaft dieser beiden Maler besahen wir uns zuerst Klein-Dreanda und zwar nun den untern, südlich von der Landstraße gelegenen Theil. Die Kunst hat hier sehr wenig gethan. Mit wenigen Ausnahmen herrschte noch allenthalben die ursprüngliche Vegetation vor; nur hier und da hatte man fremde Bäume und Ziersträucher gepflanzt. Die einheimischen Gehölze besaßen eine größere Leppigkeit, als ich sie sonst gesehen; Ahorn, die weichhaarigblättrige, sowie an einzelnen Stellen die Sommer-Eiche und die Eberesche hatten zum Theil eine ansehnliche Höhe. Deshalb sah es hier waldartiger aus, als sonst auf der Südküste. Das Terrain war felsiger als in Groß-Dreanda und erinnerte lebhaft an einige Stellen von Alupka. Obwohl Trümmergestein allenthalben herumlag und sich sogar steiniger Boden zeigte, so bestand beides doch nur aus Kalk; der Grünstein war nirgends durch die Decke gedrungen, selbst Thonschiefer sah ich nicht. Die vielen Berwerfungen hatten aber gerade den Boden porös gemacht und wahrscheinlich auch eine große Menge Spalten im Innern hervorgerufen, so daß die Regen- und Schneewasser eindringen und später an andern Stellen als Quellen hervordringen konnten. Die Steintrümmer waren von einer dichten Moos- und Gras- oder Kräuterdecke überzogen, oder wenigstens auf ihrer Oberfläche mehr oder weniger verwittert. Die Wege, welche man angelegt hatte, erfreuten sich keineswegs der Sorgfalt, wie in den übrigen Herrschaften, und führten nicht immer bei den interessantesten Punkten vorbei.

Je mehr wir uns dem Vorsprunge, welcher vorn das Cap Methodor bildet, näherten, um so mehr trat die Fruchtbarkeit des Bodens zurück und um so ärmllicher wurde das Gebüsch, besonders der hier einheimischen Eiche und der morgenländischen Weißbuche. Allmälig erschien auch der Wachholder mit hellbraunröthlichen Früchten (*Juniperus rufescens* Lk), der lange Zeit mit der Wachholder-Ceder (*Juniperus Oxycedrus* L.) verwechselt wurde. Im Anfange unserer Wanderung hatte dieser Strauch ein stattliches Ansehen und ähnelte im Wachstume der Cypresse, nur daß hier anstatt der fleischigen Schuppen sich stechende Nadeln gebildet hatten. Wie der hohe Wach-

holder liebt auch diese Art Felsen, noch mehr aber einen Boden, auf dem zerbröckeltes Gestein umherliegt. Wo es sehr unfruchtbar ist und dabei starker Zug herrscht, legt er sich wie unser Sadebaum auf die Erde und sendet nur seine Aeste grade in die Höhe. Interessant wurde mir diese Art noch dadurch, daß auf ihm ebenfalls wie auf der ächten südfranzösischen Wachholder-Ceder ein kleiner Mistel-Schmaroger vorkommt. Dieser Schmaroger ist noch deshalb wichtig, weil er von unserer Mistel sich durch seinen deutlicher gegliederten Stengel wesentlich unterscheidet und deshalb zu der Gruppe gehört, die hauptsächlich in Ostindien ihren Konzentrationspunkt besitzt. Schon Marschall von Bieberstein, der fleißige Verfasser der taurisch-kaufasischen Flora, glaubte in seinem Supplementband mit Recht in der Wachholder-Mistel den Typus eines neuen Genus zu finden und nannte dieses deshalb *Arceuthobium*, d. h. Wachholderleben, Wachholder-schmaroger, die Art aber selbst *Arceuthobium Oxycedri*.

Wie wir die Kante des Vorsprunges, der die Bucht von Alupka von der Saltaer trennt, erreicht hatten, so änderte sich auch mit der Vegetation die ganze Aussicht. Es eröffnete sich vor unsern Blicken wiederum dieselbe wildromantische und barocke Gegend, die ich schon früher ausführlicher beschrieben habe. Von dem Punkte dicht am Meere, nahm sie sich noch großartiger aus, als da, wo ich mitten in dem Felsengewirre stehend, die Beschreibung gegeben habe. Namentlich war es die senkrecht emporgetriebene Felsenwand, dicht hinter den Anlagen des Fürsten Woronzoff, die einen imposanten Anblick darbot. Keinem Strauch, keinem Pflänzchen war es gelungen, auf dem starren Gestein Wurzel zu fassen. Selbst oben, wo sie zerrissen erschien und eine Menge nackter Spitzen dem Auge darbot, war sie kahl und öde.

Endlich erreichten wir die höchste Stelle auf dem Vorgebirge, wo die russische Regierung zur Sicherung der in stiller oder bewegter Nacht segelnden Schiffe einen Leuchtturm erbaut hat. Es war zum ersten Male, wo ich ein solches Institut mit seinen Vorrichtungen besah. Der Thurm bestand aus zwei Etagen und eine Wendeltreppe führte zur obersten Terrasse, wo sich sechs Lampen befanden. Ihr

Licht wurde durch metallene Spiegel zurückgeworfen und konnte in weitester Ferne, wenn auch oft nur als leuchtender Punkt, gesehen werden.

Von dem hohen Standpunkte des Leuchtturmes bot ſich eine Anſicht dar, wie wir ſie in der Weiſe noch nicht geſehen hatten. Ich wußte in der That nicht, ob ich dem bewegten Meere, deſſen Wogen laut heulend an dem harten Felſen des Vorgebirges zerſchellten und zum Theil als Staub zurückgegeben wurden, und dem feſtigen Ufer, was ſich an beiden Seiten hinzog, meine Blicke zuwenden ſollte, oder dem Lande mit ſeinem vielſpitzigen Felſenkamme, der die Anſicht ſchloß, und dem von ſeinem Fuße abfallenden Abhange mit ſeinen wilden Steintrümmern und den freundlichen oder romantiſchen Anlagen, die des Menſchen Kunſt hervorgerufen. Eine Anſicht war ſo großartig wie die andere; die eine mit dem Bilde des Unendlichen, die andere umgekehrt mit dem des Endlichen, dem alles Irdiſche anheim fallen muß.

In der Nähe des Leuchtturmes fanden ſich noch einige Trümmer alten Gemäuers und einige Stücke von Säulen vor. Bevor der Islam ſeine Herrſchaft allein in dieſer Gegend geltend gemacht hatte, befand ſich auf dieſer Stelle ein griechiſches Kloſter, deſſen Mönche ſich die ehrenvolle Aufgabe geſtellt hatten, Unglückliche, deren Fahrzeug an die harten Felſen geworfen und zertrümmert worden war, in ihren engen Zellen aufzunehmen und ſo lange zu pflegen, biß ſie wieder über ihr ferneres Schickſal entſcheiden konnten. Wir fanden auch die Spuren eines unterirdiſchen Ganges, der ſich da verlor, wo der Leuchtturm ſtand. Wahrscheinlich mag auf derſelben Stelle und zu demſelben Zwecke in alter Zeit ebenfalls ſchon ein Thurm geſtanden haben.

Endlich traten wir unſern Rückweg an und wählten einen ſchmalen und zum Theil beſchwerlichen Pfad, der ſich dicht am Meere hinzog. Eine Menge schöner Punkte wurden uns von Neuem geboten, zumal ſich Felſen biß nach Orenda hinzogen und im Durchſchnitt immer wiederum verſchiedene Formen zeigten. Ich habe ſchon einigemal ausgeſprochen, daß es ein Fehler der meiſten Anlagen iſt,

daß auf den Strand des Meeres gar nicht oder nur sehr wenig Rücksicht genommen wird. Hier, wo ich eine längere Zeit die Schönheit kennen lernte, that es mir um so mehr leid.

Gegen Abend erreichten wir unsere ländliche Wohnung. Ich bin Herrn Rögner um so mehr zu Dank verpflichtet, als er nicht allein selbst bemüht war, mich mit allen Schönheiten der Südküste bekannt zu machen und mir zu diesem Zwecke ganze Tage opferte, sondern mir sogar mittheilte, was er auf der Südküste für Erfahrungen gemacht hatte. Mit seiner Bewilligung theile ich demnach in einem Anhange die wichtigen Resultate seiner Beobachtungen mit und bin überzeugt, daß sie auch für den Laien viel Interessantes darbieten und die volle Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen im Stande sind. Herr Rögner hatte sich auch eine Sammlung Krim'scher Pflanzen angelegt, deren Durchsicht er mir nicht allein freundlichst gewährte, sondern auch im Interesse der Wissenschaft mir erlaubte, von Allem, was er besaß, Exemplare mitzunehmen. Ihre Bekanntmachung ist zum Theil in meinen Beiträgen zu einer Flora des Orientes, von der bereits sechs Hefte erschienen sind, erfolgt.

Neuntes Kapitel.

Reise nach Odeffa.

Abreise; Aidanil; der Bärberg; Jurzuf; Boden; Verhältnisse; die östliche und westliche Hälfte der Südküste; Dialekte; Muschta; das eiserne Thor; Tauschan-Basar; der Seltberg (Tschadyrbagh); Salgir; Obstgärten; Synchronopol; Paßangelegenheiten; Einförmigkeit der Ebene; Züge der Tataren; Perekop; Aleshti; Saporoger; Cherson; Nikolajeff; Professor Knorre; die Admiralität; Odeffa.

Es wurde mir wahrhaft schwer, als ich endlich das liebge-
wonnene Dreanda, wo ich Herrn Rögner als Freund gefunden, ver-
lassen mußte. Da es unbestimmt war, ob die Verbindung zwischen

der Südküste und Odeffa noch in diesem Herbst wieder hergestellt würde, so beschloffen wir, Herr v. Smitten, die beiden Rigaer Kaufleute und ich, die Fahrt zu Lande zu machen. So ungern dieses von Seiten meiner Begleiter geschah, so lieb war mir es, daß ich nun die südrussischen Steppen auch im Herbst kennen lernte, nachdem ich sie im Sommer und im Winter gesehen. Außerdem kannte ich die Nordküste des Schwarzen Meeres zwar schon, allein die Ebene der Krim von Sympheropol bis Berekop, also bis dahin, wo sie mit dem Festlande zusammenhängt, hatte ich noch zu keiner Zeit bereist. Die Entfernung von Jalta bis Odeffa beträgt auf diesem Landwege nicht weniger als 480 Werst, also gegen 70 deutsche Meilen.

Es war am 8. October 1844, als wir Vier gegen Mittag zwei Postwagen bestiegen, und den Weg auf der großen Straße nach Sympheropol, dem Hauptorte des taurischen Gouvernements, einschlugen. Ich hatte hier wiederum Gelegenheit, einen andern Theil der Südküste, wo die Kunst weniger gethan, kennen zu lernen. Wir fuhren von Jalta aus über Masandra und Maharatsch durch bekannte Gegenden und hart an der Grenze der Thonschiefer- und Sandstein-Region nach Aidanil. So heißt nämlich auch die erste $10\frac{1}{2}$ Werst von Jalta entfernte Station nach einem Vorgebirge, was sich als Endpunkt eines sich von dem Hauptzuge des Gebirges ablösenden Rückens an das Meer vorschiebt. Auch die Ansiedelungen der Umgegend, welche erst später stattfanden, haben den Namen Aidanil erhalten. Das Wort selbst stammt, wie alle ähnlichen Benennungen, welche mit „Ai,“ d. i. „heilig“ beginnen, aus dem Griechischen. „Ai“ soll aus *ἅγιος* (*hagios*), was in der Sprache der alten Griechen ebenfalls „heilig“ bedeutet, entstanden sein. Die byzantinischen Griechen liebten, Vorgebirge mit dem Namen eines ihrer Heiligen zu belegen, auch wenn keine Kirche oder anderes heiliges Gebäude darauf stand. So haben wir schon Athodor, d. i. heiliger Theodor, als das Vorgebirge kennen gelernt, was die große Bucht von Jalta nach Westen zu begränzt. Aidanil, d. i. heiliger Daniel, heißt nun das Vorgebirge, was dieselbe Bucht nach Osten zu schließt.

Mit dem genannten Vorgebirge boten sich uns ganz neue An-

sichten dar. Hinter Aidanil zieht sich das Land wiederum mehr zurück und das Meer bildet ebenfalls einen Busen, an Größe ziemlich gleich dem von Jalta, aber ganz anderer Art. Er wurde nach Osten durch ein Vorgebirge geschieden, was einen kegelförmigen Massen-Felsen von gegen 1800 Fuß Höhe bildet, der nur wenig mit den übrigen Gestein zusammen hängt. Daneben ragen völlig isolirt einige kleinere Felsen aus dem Wasser heraus. Man hat den plumpen Felsen, um den die Straße führt, mit einem Bären verglichen, der sich mit seinen Zungen an das Meer begiebt, um seinen Durst zu löschen, und ihn deshalb mit dem Namen Aidagh, d. h. Bärberg, belegt. Er ist in geologischer Hinsicht deshalb außerordentlich wichtig, weil er der Mittelpunkt einer der bedeutendsten Eruptionen der ganzen Südküste ist. Nachdem die Decke, welche bis dahin die Oberfläche des Bodens bildete, geborsten war, wurden die im Innern gefertigten Massen als Grünstein in die Höhe gehoben und stehen nun mehre Jahrtausende schon unverrückt auf derselben Stelle. Wind und Wetter haben zwar im Verlaufe dieser langen Zeit ihren Einfluß auszuüben versucht, aber das harte Gestein ist nur in so weit auf seiner Oberfläche verändert worden, als das ursprüngliche graugrünlich- und weißschleckige Ansehen in eine schwärzliche Farbe umgewandelt ist.

Während der Bärberg eine mehr oder weniger abgerundete Masse bildet, so bemerkt man in der ganzen Umgebung um desto mehr die Verwüstungen, die sein Heraustreten verursacht hat. Zunächst zieht sich um seinen Fuß ein Kranz von schwärzlichem, so wie graugrünlich und weißgeschlecktem Gestein, das allmählig in Porphyr und Melaphyr überzugehen scheint. In weiterer Entfernung liegen allenthalben größere und kleinere Trümmer, bald aus Thonschiefer, bald aus Kalk bestehend, herum. Der früher erwähnte Sandstein setzt sich und zwar in ziemlich gleicher Richtung, fort, aber seine röthliche Farbe hat sich in eine graugrünliche umgeändert. Hier und da geht er auch, ohne Zweifel in Folge der erwähnten Eruption, in Conglomerat über.

So abwechselnd und mannigfaltig auch früher die Ausichten gewesen waren, so bot sich doch unsern Blicken immer wieder Neues dar. In hohem Grade romantisch war die Lage des großen Tataren-

dorfer Jurthuff. So etwas fehlt in der sonst so reizenden Bucht von Jalta. Die terrassenförmig übereinander liegenden Häuser und die schönen Wallnusbäume, welche jene beschatten, bilden ein Bild, was wohl verdiente, einmal von einem Maler in einen Rahmen gefaßt zu werden. Die Häuser bei uns mit ihren rothbraunen und in einem rechten Winkel abfallenden Dächern nehmen sich gar nicht so malerisch aus, als die weit schlichtern Wohnungen der Tataren. Interessanter sind schon für den Maler die Dörfer mit Strohdächern, besonders wenn diese bereits einige Jahre alt sind. Es thut mir ordentlich leid, daß die Strohdächer mit ihrer oft reichen Vegetation von Moosen und Gräsern immer weniger werden. Ich würde gern mich in Jurthuff einige Zeit aufgehalten haben, wenn meine Gefährten nicht so sehr gedrängt hätten. So fuhren wir um den Bärberg herum und langten alsbald in Böjuk-Lambat (hier Bijuk-Lambut ausgesprochen) d. i. Groß-Lambat, was siebenzehn Werst von Aidanil entfernt liegt, an. Von hier aus nahm sich dieser Massenkegel freundlicher als von der andern Seite aus; dichtes Eichengehölz bedeckte mit Ausnahme der ziemlich steil abfallenden Abhänge den Rücken.

Mit dem Aiudagh erhält auch die Vegetation der Südküste eine andere Gestalt. Oberhalb der Buchten von Jalta und noch mehr der von Alupka besitzt das Gesträuch ein mehr sparriges Ansehen; die Aeste stehen zum großen Theil in einem Winkel ab, der mehr als 45 Grad beträgt, und verzweigen sich in derselben Weise weiter. Hier hingegen herrscht zwar die Strauchform ebenfalls noch vor, aber Eichen und Buchen erscheinen zum Theil schon mehr baumartig, denn der Hauptstamm läßt sich meist bis zum Gipfel verfolgen. Die Aeste haben ferner eine mehr ruthenförmige Gestalt, d. h. sie stehen in einem Winkel von 45 Grad und weniger ab und sind im Verhältniß zu ihrer Breite länger als gewöhnlich. Die weichhaarigblättrige Eiche (*Quercus pubescens* Willd.), die mit der orientalischen Weißbuche bis hierher das hauptsächlichste Gehölz bildete, verschwindet jenseits (östlich) des Aiudagh allmählig und es tritt die ihr zwar ähnliche, aber stets größere Winterliche (*Quercus sessiliflora* Sm.; *Q. Robur* Willd.) an die Stelle. Es ist nicht zu leugnen, daß

das Laub der letztern durch ihr frischeres und dunkleres Grün einen freundlicheren Anblick darbietet als das der erstern mit ihrer grau-grünen Farbe.

So wie man den Aiudagh überschritten hat, eröffnet sich den Blicken ein anderer Meerbusen, der die beiden frühern an Ausdehnung übertrifft. Er zerfällt wiederum in mehre kleinere Buchten. Nach Osten zu wird er von einem weit hervortretenden Vorgebirge, Meganup, an dem (aber noch diesseits) die jetzt wieder aufgebaute und sehr alte Handelsstadt Sudak liegt, begrenzt. Es giebt Dinge in der Welt, die man durchaus nicht begreifen kann. Bald ist es der Zufall, der eine günstig gelegene und alle Hilfsmittel darbietende Gegend unberücksichtigt läßt, bald sind es aber auch die Menschen, die sie nicht beachten. Die ganze Strecke von Aiudagh bis zum Vorgebirge von Sudak bietet, wenigstens in der ersten Hälfte, so viel Schönheiten dar, daß ich gar nicht begreifen kann, warum hier sich keine reichen Russen niedergelassen haben. Fast Alles, was die Buchten von Alupka und Zalta bieten, findet man auch hier, aber außerdem noch vieles, was dort fehlt. An verschiedenen Stellen hat der greise Vulkan an den Pfosten der Erdrinde mächtig geschüttelt. Gestein, in der Tiefe der Erde gefertigt, ist herausgetreten und bildet hier einen mächtigen Felsen, dort liegt es in Trümmern herum. Zum Theil unterscheidet es sich von dem oberhalb der Bucht von Alupka, indem es dem Feuer mehr ausgesetzt war und dadurch eine porphyrartigere Struktur erhielt. Ich habe Stücke gesehen, wo es schwer wurde, in der gestaltlosen Masse noch Feldspath- und andere Krystalle zu unterscheiden, wo also ein Uebergang zu den basaltartigen Gesteinen vorhanden war. Man findet hier auch ein Trümmergestein, was aus Flözgebilden zusammengesetzt ist, und eine Art Buddingstein darstellt. Der Thonschiefer, welcher östlich von Zalta in Verbindung mit Sandstein auf der Oberfläche des Bodens vorherrscht, so wie der Kalk, der wiederum westlich von Zalta am häufigsten unter den Flözgebilden erscheint, kommen hier beide neben einander, das zuerst genannte Gestein jedoch überwiegend, vor.

Endlich ist das Terrain östlich vom Aiudagh, von dem, wie

wir es auf der andern Seite kennen gelernt haben, außerdem noch wesentlich verschieden. Abgesehen davon, daß hier also häufigere und mächtigere Durchbrüche unterirdischen Gesteines geschehen sind, so ist auch der Spaltenrand (d. h. der Rücken des Küstengebirges) noch an verschiedenen Stellen geborsten; es haben sich dadurch weit mehr Thäler und Schluchten gebildet, als westlich vom Miudagh der Fall erscheint, wo eigentlich nur die Schlucht von Jalta vorhanden ist. An einer Stelle hat sich sogar ein Stück von ungefähr einer Stunde im Durchmesser von der ursprünglichen Decke des Bodens völlig getrennt und ist von dem unterirdischen Gesteine noch 1000 Fuß höher, als sich jetzt der Spaltenrand befindet, gehoben. Da liegt es noch und bildet heut zu Tage den höchsten Berg in der Krim, den Tschatyr-Dagh d. h. Zeltberg. Eine Umwallung, wie man sie häufig im Kaukasus sieht, hat nicht statt gefunden. Das unterirdische Gestein ist auf drei Seiten deutlich zu unterscheiden. Der Tschatyr-Dagh bildet oben eine ziemlich ebene Fläche, die nach allen Seiten hin steil abfällt. Eine thalähnliche Schlucht, die besonders nach Norden und Süden hervortritt, umgibt den Fuß des Berges.

Der bedeutendste Durchbruch ist außerdem in der Umgegend des Dorfes Alushta, also südlich vom Tschatyr-Dagh und in einer Richtung mit demselben, erfolgt. Von hier aus nach Osten zu sind die unterirdischen Kräfte weit geringer gewesen. Es erfolgen nicht allein gar keine Durchbrüche eines plutonischen Gesteines mehr, auch der Thonschiefer verschwindet alsbald und Jurakalk tritt an seine Stelle. Dasselbe Gestein bedeckt von nun an die Höhe des Gebirges wie den schmalen Küstensaum. Ich habe die ganze Strecke von Alushta bis Theodosia nicht bereist, allein nach Allem, was ich darüber vernommen und was der fleißige Dubois de Montpéreur, so wie Fürst Anatol Demidoff mit seinen Naturforschern berichtet haben, sind schon ein Paar Stunden östlich von Alushta keine Durchbrüche mehr erfolgt. Das Gebirge stellt demnach von nun an nicht mehr den nördlichen und emporgehobenen Spaltenrand dar, sondern ist eine auf beiden Seiten ziemlich gleichmäßig gehobene Erhöhung. Es erklärt dieses natürlich, daß auch der Südfuß nicht mehr aus anderem und zwar

ursprünglich tiefer liegendem Gesteine, sondern aus demselben Kalke, wie der Rücken besteht. Die Höhe vom östlichen Theile des Krim'schen Küstengebirges ist im Durchschnitte auch geringer und beträgt in der Mitte kaum noch 2000 Fuß. Das ganze Gebirge wird durch die eben erwähnte große Trennung des Spaltenrandes und Erhebung des Tschatyr-Dagh in zwei natürliche Hälften getheilt. Von Alushta aus führt auch die große Straße durch die dadurch gebildete thalähnliche Schlucht und dicht am Tschatyr-Dagh vorbei nach Sympheropol. Ihr höchster Punkt liegt ungefähr 2500 Fuß über dem Spiegel des Schwarzen Meeres.

Diese natürliche Theilung des Küstengebirges in eine östliche und westliche Hälfte unterscheiden auch die hiesigen Tataren. In den frühern Zeiten hatte sie eine weit größere Bedeutung. Man erzählte mir, daß früher am Bärberge Mauern vorhanden gewesen wären, welche den Engpaß abgesperrt hätten. Jetzt scheint aber keine Spur mehr vorhanden zu sein. So oft, namentlich zur Zeit der Völkerwanderung, ein neues Volk in den nordkaukasischen Ebenen erschien, in Folge des angeborenen Wandertriebes, oder aus Ehrgeiz der Anführer und aus Beutesucht der Uebrigen vorwärts drängte und endlich die nördlichen Ebenen der taurischen Halbinsel überschwemmte, so flüchtete ein Theil der ursprünglichen Bewohner in die weniger zugängliche Westhälfte des Südgebirges, während die Osthälfte hingegen meistens schon zeitig von den Eroberern besetzt wurde. Ein Theil der ursprünglichen Bewohner im Osten und Westen nahmen auf ihren Schiffen ihre Zuflucht und suchten sich auf den gegenüberliegenden Küsten des Schwarzen Meeres ein neues Vaterland. Das Volk, was sich in der Steppe niedergelassen, hatte in der Regel nicht weiter Lust, die Flüchtlinge bis in die schwer zugänglichen Thäler zu verfolgen und knüpfte lieber mit der Zeit Verbindungen an. Nur sehr selten versuchte es, seine Herrschaft bis an die Westküste auszu dehnen. Der einzige, einigermaßen gangbare Weg führte dann auch in den ältesten Zeiten auf derselben Stelle nach dem Ufer des Schwarzen Meeres, wo jetzt die große Straße von Sympheropol nach Alushta sich befindet. Diesen Weg nahmen ohne Zweifel in den allerältesten

Zeiten die Skythen, um sich die nach dem Gebirge geflüchteten Kimmerier zu unterwerfen. An der Küste selbst legten die handelslüchtigen Griechen Kleinasien's später Colonien an und verpflanzten das griechische Element in diese entfernte Gegend, von der sie, um andere ihrer Landsleute von ähnlichen Unternehmungen abzuhalten, die schauerlichsten Dinge erzählten. Dort berichteten sie unter andern, erscheine Helios nie mit seinem Sonnenwagen und purpurne Finsterniß bedecke ununterbrochen die Erde. „Kimmerische Finsterniß“ wurde bei den Griechen sprüchwörtlich.

Es liegt nicht in meinem Zwecke, alle die verschiedenen Völker, die später und besonders seit dem Beginne unserer Zeitrechnung in der Krim einzogen und dann oft spurlos verschwunden sind, mit Namen zu nennen. Ich gedenke nur noch eine der letzten Einwanderungen. Unter den Byzantinern scheinen sich nämlich viele Griechen von Neuem auf der Südküste niedergelassen zu haben; später jedoch als die Genueser auf der östlichen Hälfte allmählig Einfluß erlangten und eine Stadt nach der andern sich unterwarfen, zogen sich jene mit den gothischen Ueberresten nach den weniger zugänglichen Westen zurück, wo sie bis zur Anerkennung der türkischen Oberherrschaft von Seiten des Tatarhanes ziemlich ungestört lebten. Ihre Hauptburgen und Besten wurden später ebenfalls von den Türken erobert; die ganze Bevölkerung wurde gezwungen, den Islam anzunehmen oder über die Klinge zu springen. Nach dieser Zeit scheinen die zu Mohammedanern gewordenen Reste der frühern Bewohner allmählig in ihren unzugänglichen Thälern ihre frühere Unabhängigkeit zum Theil wieder erlangt und mehr mit den Türken als mit den Tataren in Verbindung gestanden zu haben. Mit dem Islam hatten sie auch die Sprache der türkischen Osmanen angenommen. Man sieht dieses deutlich aus den Namen der Ortschaften, Bäche und Berge, die nicht dem tatarischen Dialekte, sondern der Sprache, wie sie in Konstantinopel gesprochen wird, entnommen sind. Ganz anders verhält es sich mit den Bewohnern der Osthälfte, die fortwährend mit den Tataren der nördlichen Ebenen in genauer Verbindung standen und sogar Vermischungen eingegangen waren. Mit der Zeit haben

sie auch deren Dialekt angenommen. Dieser unterscheidet sich aber wesentlich durch seine Härte von dem, der in Konstantinopel gesprochen wird und jetzt zur Schriftsprache erhoben ist, stimmt aber wiederum mehr mit dem, dessen sich die Noghaier am Kuban und selbst die Kumücken und Truchmenen im Westen des Kaspischen Meeres bedienen, überein.

Ich will diese Behauptung nur durch ein Paar Beispiele bekräftigen. In der türkischen Schriftsprache werden die Namen der fließenden Gewässer gewöhnlich mit „Su“ d. i. Wasser und einem Beiwort, das dieses näher bezeichnet, ausgedrückt. Es ist dieses auch auf der westlichen Hälfte der Südküste der Fall. So heißt ein kleiner Bach z. B. Soukfu, d. h. Kaltes Wasser, ein anderer Karafu, d. h. Schwarzes oder langsam fließendes Wasser. Auf der östlichen Hälfte gebraucht man hingegen dafür die Bezeichnung „Usen,“ die man auch im äußersten Osten des Kaukasus und, wenn ich nicht irre, auch jenseits des Kaspischen Meeres wieder findet. Für „groß“ haben die Türken Konstantinopels das Wort „Böjük“ (auf der westlichen Hälfte der Küste „Bijuk“ ausgesprochen), die Tataren im Nordosten des Kaukasus hingegen und zum Theil die der Osthälfte der Südküste „Ulu.“ Ein Dorf nennen die letztern „Uul“ (zweifelbig ausgesprochen), die erstern hingegen „Köi,“ in der Umgegend von Konstantinopel wohl auch „Tschöi.“

Die kurze Strecke von Groß-Lambat bis Alushta, welche nur 13 $\frac{1}{2}$ Werst, (nicht zwei deutsche Meilen) beträgt, hatten wir bald zurückgelegt. Alushta hat hinsichtlich seiner Lage einige Aehnlichkeit mit Salta; es würde sich aber in jeglicher Hinsicht weit mehr zu einem Centralpunkte für die Bewohner der Südküste eignen, als Salta, wenn nicht die hauptsächlichsten und großartigsten Festungen, wie Alupka, Dreanda und Livadia, dann nicht zu entfernt gelegen hätten. Wie Salta liegt Alushta auf einer Ebene, die sich nur wenige Fuß über dem Spiegel des Meeres befindet, aber einen größern Umfang besitzt. Auch die schon mehrmals erwähnte thalähnliche Schlucht, die das ganze Gebirge durchbrochen hat, ist nicht so eng wie die von Salta, und konnte deshalb auch ohne große Schwierigkeiten

zu einer bequemen Straße benutzt werden, die dort unmöglich gewesen wäre.

Die alten Griechen hatten die Wichtigkeit der Lage von Muscha noch nicht erkannt. Vielleicht bestimmte sie auch die geringe Cultur auf dem ganzen Küstensaume ihre Colonieen mehr an den Enden des Gebirges anzulegen, von denen aus sie bequemer mit den Bewohnern der Ebene in Verbindung treten konnten. Erst die Byzantiner wurden aufmerksam und schon Justinian erbaute die Befestigung Muscha. Der Ort kann später nicht unbedeutend gewesen sein, denn man sieht allenthalben und in ziemlich weitem Kreise noch von allerhand Gemäuer Spuren. Es haben sich später Tataren auf derselben Stelle angestiedelt und die vorhandenen Ruinen zwar weniger für ihre schlichten Wohnungen benutzt, als überhaupt zu ihrem Verfall beigetragen. Es finden sich jetzt noch drei ziemlich erhaltene Thürme vor, von denen sonderbarer Weise ein jeder eine andere Gestalt besitzt. Der eine ist rund, der andere hingegen viereckig und der dritte hat sogar sechs Seiten; alle drei zeichnen sich aber durch die dicken Mauern aus, deren Stärke grade eine Klafter betrug.

Muscha besitzt in seiner nächsten Umgebung ein außerordentlich freundliches Ansehen. Die Häuser sind zwar nicht, wie es sonst bei den Tatarendörfern der Fall ist, an den Höhen angelehnt und liegen deshalb auch nicht zum Theil in der Erde, sondern stehen frei und bilden ziemlich enge und krumme Gassen. Die Bewohner zeichnen sich durch Betriebsamkeit aus und beschäftigen sich hauptsächlich mit Wein- und Obstbau. Die nächste Umgebung schien ein einziger Garten zu sein, dessen grünes Laub zu den nackten, in der Nähe und in der Ferne befindlichen Felsenpartien einen freundlichen Contrast bildete. Der hier gebaute Wein soll, obwohl er keineswegs die Pflege erhält, wie in den herrschaftlichen Anlagen, doch vorzüglich sein und ganz gewöhnlich unter dem Namen des „gräflichen“ verkauft werden. Von dem Umfange und der Bedeutung der hiesigen Weincultur kann man sich einen Begriff machen, wenn man erfährt, daß gegen eine halbe Million Rebenstöcke die Trauben zur Bereitung des Weines liefern. Hier schien noch nicht die Sitte zu sein, daß man die guten

Sorten nach auswärts verkauft und die schlechtern im Hause behält, denn in dem sonst mittelmäßigen, aber durch sein äußeres Ansehen imponirenden Wirthshause erhielten wir ein so vorzügliches Getränk, wie wir es bis jetzt kaum für Geld erhalten hatten.

Die Sonne senkte sich eben in das Meer, als wir wiederum auf unserm kleinen Postwagen saßen und auf der großen Straße, die man, wie schon früher erwähnt, dem Kunstsinne und der Geschicklichkeit des Major Frömbder verdankt, die bereits näher charakterisirte Schlucht aufwärts fuhren, um endlich das Gebirge wiederum zu überschreiten und nun auf immer die schöne Südküste zu verlassen. Die Richtung, welche von Jalta bis zum Bärberge eine nordöstliche, von da aber eine fast rein-nördliche gewesen war, wurde nun eine nordnordwestliche; in dieser Richtung lag Sympheropol.

Je höher wir kamen, um desto kühler wehte der Wind. Wir warfen bald unsere Mäntel um, um nicht noch, nachdem wir auf der Küste vom sogenannten Krim'schen Fieber, einer Art Intermittens (Wechsel- oder kaltes Fieber), trotz des vielen Genießens von Obst frei geblieben waren, nachträglich zu erkranken. Dieses Fieber ist zwar eine gewöhnliche Erscheinung auf der Südküste, aber sehr leicht und hat mit dem, was auf der Ostküste des Schwarzen Meeres nicht selten den Menschen nach den ersten Anfällen tödtet, nichts weiter als den Namen gemein. Oft blickten wir nach dem Meere zurück, aber leider kam schon bald finstere Nacht und damit war uns alle Fernsicht geschlossen. Zum Glück erschien alsbald der Mond am fernen Horizonte und leuchtete uns mit seinem erborgten Lichte auf unserer nächtlichen Fahrt. Auf dem höchsten Punkte dicht an der Straße und an einer Quelle steht zum Andenken an den General Kutusoff ein Gedächtnisstein. Nicht weit davon ist eine Stelle, wo man sich einer herrlichen Aussicht auf die Südküste und auf das darüber sich hinziehende weite Meer erfreut. Hier stand auch einmal der verstorbene Kaiser Alexander und blickte, entzückt über alles, was vor ihm lag, hinaus in die weite Ferne. Ein Obelisk bezeichnet jetzt die Stelle, von wo aus dieses geschah.

Leider mußten wir auf diesen Genuß verzichten. Vergebens

suchten wir auch nach den Ruinen des eisernen Thores, was die frühern Bewohner der Südküste zum Schutze gegen Ueberfälle aus dem Norden erbaut haben sollten. Man muß übrigens nicht glauben, daß hier in der That ein eisernes Thor gewesen sei; der Name Demirkapu, was im Türkischen eben dieses heißt, deutet in der Regel für Länder, wo ein türkischer Dialekt gesprochen wird, nichts weiter an, als daß sich ein Paß daselbst befindet. Im ganzen Oriente und hauptsächlich in den nördlichen Ländern von Kleinasien bis an das Kaspische Meer hört man die Bezeichnung Demirkapu sehr häufig. Die Perser bedienen sich dafür des Wortes Derbend, aber doch nicht in dieser Allgemeinheit, sondern eigentlich nur für einen wirklichen Engpaß.

Endlich hatten wir den Rücken des Gebirges, der hier, wie oben schon gesagt, gegen 2500 Fuß über dem Spiegel des Schwarzen Meeres liegt, überschritten und erreichten bald darauf die Station Tauschan (oder Tasschan) = Basar, d. h. Hasenmarkt. Der Wirth war wiederum ein Deutscher und setzte uns freudig vor, was Küche und Keller hergab. Wenn Leute, die nur auf den Ertrag ihres Wirthshauses angewiesen sind, in diesen entlegenen Gegenden höhere Preise stellen, so muß man auch bedenken, daß alle Lebensmittel hier nothwendiger Weise theurer sind und daß die Anzahl der Fremden, die diese Straße passiren und etwas verzehren, sehr gering ist. Wir bezahlten gern, denn alles, was wir erhielten, war gut und schmackhaft zubereitet.

Am andern Morgen fuhren wir über Mahmud = Sultan dem neunundzwanzig Werst, also über vier Meilen, entfernten Sympheropol zu. Wir hatten den Zeltberg zur Linken und freuten uns über den Anblick, den er darbot. Sein Gipfel sowohl, als die steil abfallenden Seiten waren nirgends von Gehölz bedeckt; in der Schlucht, welche sich rings herum zieht, sah ich aber zum Theil, eben so wie auf den Höhen des Kammes selbst waldartiges Gesträuch, hauptsächlich aus Winterreihen bestehend. In geologischer Hinsicht ist der Nordabhang hier deshalb sehr wichtig, weil er die einzige Stelle darbietet, wo plutonisches Gestein und Schiefer zu Tage liegt. Es konnte

dieses aber aus der einfachen Ursache nicht anders sein, als der Riß, den der nördlich gehobene Rand der Spalte erhielt, hier sehr tief eingedrungen war. Es bleibt mir dabei jedoch unerklärlich, daß bei dem Durchdringen des plutonischen Gesteines keine größere Zerstörung statt gefunden hat. Steintrümmer, wie man sie auf der Südküste an allen Stellen findet, wo Durchbrüche erfolgt sind, sucht man hier vergebens. Höchstens deutet das Conglomerat, was unter andern auch den Fuß des Ischatyr=Dagh zum Theil bedeckt, und aus Quarz, Thonschiefer und Sandstein besteht, aber zum großen Theile nur lose zusammenhängt, jedoch an einzelnen Stellen eine vulkanische Einwirkung deutlich zeigt, auf die Revolution hin, die hier dereinst stattfand.

Auf unserer Seite der Vertiefung, welche durch den Riß sich bildete, fließt jetzt ein Fluß, Salgir genannt, der das Wasser der meisten Quellen, die an dem Ischatyr=Dagh und in der nächsten Umgebung ihren Ursprung haben, aufnimmt und, mitten durch die Halbinsel fließend, sich endlich in das Meer ergießt. Wie gering die Zahl der Quellen oder vielleicht auch, wie unbedeutend die Wassermenge in diesen Bergen sein muß, ersieht man daraus, daß der Salgir selbst nach achtstündigem Laufe, nämlich bei Sympheropol, so wenig Wasser besitzt, daß man, im Herbst wenigstens, fast trocknen Fußes durch sein Bett gehen kann. Es kommt freilich der Umstand dazu, daß kein größeres Thal auf der ganzen Krim sich eines solchen Anbaues erfreut, wie das, durch welches der Salgir fließt, und wo das dargebotene Wasser so in Anspruch genommen wird. Ich habe schon einmal Gelegenheit gehabt, der Thätigkeit und des Fleißes der Krim'schen nicht herumziehenden Tataren rühmend zu gedenken; Alles, was ich hier sah, machte einen um so freudigern Eindruck auf mich, als ich bisher immer gewöhnt war, den Islam als das Symbol der Trägheit in Betreff des Anbaues und der Cultur zu betrachten. In den transkaukasischen Provinzen tritt allerdings die angeborne Arbeitscheu des Mohammedaners nicht so grell hervor, weil er sich auf Kosten seiner christlichen Mitmenschen keine Vortheile mehr, wie früher, aneignen kann. In einem mohammedanische Staate aber,

wo er sich als Herrn betrachtet, dem Gott die Christen und die übrigen Andersglaubenden nur gegeben hat, um für ihn zu arbeiten, ist der Anhänger des Korans, so vorzügliche Eigenschaften er auch sonst zum Theil hier und da besitzt, wegen seiner Indolenz und Trägheit nicht weniger, als wegen seines Bettelstolzes sehr oft un-
ausstehlich.

Die Dörfer folgten in kurzen Zwischenräumen aufeinander und boten fortwährend den freundlichsten Anblick dar. Die Häuser unterschieden sich hier aber wesentlich von denen auf der Südküste, weil sie, wie es auch der Fall in Baktischisarai war, keine flachen, sondern mit Ziegeln bedeckte, so ziemlich einen rechten Winkel bildende Dächer besitzen. Gewöhnlich liegt gleich hinter dem Hause der Obstgarten. Das frische Grün derselben, die rothen Dächer der Häuser und die schlanken, aber blendend weißen Minareh's geben ein hübsches Bild.

Während der Weg von Muschta nach dem Kamm des Gebirges sich hin und her schlängelte und dabei doch ziemlich steil war, so merkte man hingegen schon von Tauschan-Basar an kaum, daß die Fläche, auf der man fuhr, sich senkte. So eine geringe Neigung hat der Nordabhang des Krim'schen Gebirges. Je näher wir Sympheropol kamen, erschienen auch die Gesteine wieder, die ich auf der frühern Tour im Norden des Gebirges kennen gelernt hatte. Schon ein Paar Stunden vor genannter Stadt begann der Nummulitenkalk, durch den hier der Salgir sein Bett gegraben hat.

In Sympheropol erhielten wir anstatt unserer beiden Postwagen eine Kalesche, die der General Narischkin uns zur Bequemlichkeit angeboten hatte. Mein Postschein lautete aber auf Postwagen; um etwaigen Unannehmlichkeiten zu entgehen, begab ich mich mit meinem Tifliser Freund auf die Polizei, um die Kalesche auf dem Postscheine eintragen zu lassen. Zum Unglück, oder vielmehr zum Glück, denn ich hätte später größere Unannehmlichkeiten haben können, frug man nach meinem Paß; ich mußte eingestehen, daß ich keinen hatte. Man hielt dieses für unmöglich, zumal ich in den Besitz eines sogenannten kaiserlichen Postscheines (Kronspodoroschne) war. Es wurde natürlicher Weise der Verdacht rege, daß ich entwe-

der nicht auf ehrliche Weise zu dem letztern gekommen sein möchte, oder daß ich meinen Paß an irgend einen flüchtigen Polen abgegeben hätte. Eins war so schlimm, wie das Andere. Der Polizeichef wagte aber doch nicht, da ich besonders von der preussischen Regierung an die russische empfohlen zu sein vorgab und er augenblicklich in mir den Ausländer erkannte, gegen mich einzuschreiten, und las mir alle Gesetzesstellen vor, unter welchen Bedingungen der Eintritt auf russischen Gebiete zulässig ist. Ich erklärte ihm den ganzen Hergang, wie meine sämmtlichen Effecten auf dem Transporte von Erserum nach Tiflis in einer Schlucht eine lange Zeit begraben gelegen hätten, wie ich der Regierung in Tiflis von Seiten des russischen Gesandten in Konstantinopel angemeldet und empfohlen worden sei und wie man sich bei dem ersten Betreten des russischen Gebietes bei Alexandropol, als man den Paß verlangte, mit meiner Aussage beruhigt hätte. Ich erzählte ferner, daß man in Tiflis mit der größten Freundlichkeit alle meine wissenschaftlichen Untersuchungen wesentlich unterstützt und mir deswegen während des Herumreisens in Transkaukasien sowohl als für meine Rückreise zum bessern Fortkommen einen Postschein, als reise ich auf allerhöchsten Befehl Sr. Majestät des Kaisers, ausgehändigt habe. Ich als Fremder könne nicht wissen, daß man außer diesem Postscheine noch einen besondern russischen Paß bedürfe. Alles, was man mir aus der Gesetzsammlung vorgelesen habe, beziehe sich auf die Bedingungen, unter denen der Eintritt erlaubt sei; auf mich könnten aber nur die Gesetzesstellen eine Anwendung finden, die mich mit den Bedingungen bekannt machten, unter denen ich wieder aus Rußland herauskäme. Der Polizeichef erklärte mir offen, daß auf diesen Fall kein Gesetz existire; denn ich möchte wohl der erste und einzige sein, der fast ein Jahr ohne Paß herumgereist sei. Er dürfe leider mich nicht eher entlassen, als bis nach Tiflis geschrieben sei und von dort die Bestätigung meiner Aussage einträfe. Unter diesen Umständen hätte ich allerdings das Vergnügen haben können, mehre Wochen noch in der Krim zu verweilen.

Der Polizeichef rapportirte die ganze Angelegenheit an den

Gouverneur. Da rettete mich ein Umstand vor weitem Unannehmlichkeiten. Ich hatte an Herrn v. Humboldt von Tiflis aus einen Bericht in Form eines Briefes über die letzten Ausflüge meiner Reise nach dem Kaspiſchen Meere abgeſendet. Dieſer Bericht wurde in der preußiſchen Staatszeitung abgedruckt und ging von da als Ueberſetzung in das ruſſiſche Journal „der Invalide“ über. Die Nummer, welche meinen Bericht enthielt, war glücklicher Weiſe den Tag vorher in Sympheropol angekommen. Der Gouverneur, um ſich Gewißheit über meine Perſon zu verſchaffen, frug mich über mehre Punkte meiner zurückgelegten Reiſe, die in dem Berichte näher erörtert waren. Da meine Antworten genau mit dieſem übereinstimmten, zweifelte er zwar nicht länger, daß ich dieſelbe Perſon ſein möchte, glaubte aber nicht, es über ſich nehmen zu können, mir einen ruſſiſchen Paß auszuſtellen. Dieſes könne nur in Odeſſa geſchehen, wo ein preußiſcher Conſul reſidire. Obwohl wiederum ohne Paß, war ich doch froh, aus dieſer allerdings fatalen Angelegenheit noch mit heiler Haut davon zu kommen und fuhr deſwegen in der Geſellſchaft der früher bezeichneter Herren noch an demſelben Nachmittage ab.

Von Sympheropol iſt es bis Perekop, alſo bis zu der Stelle, wo die Halbinſel Krim mit dem Feſtlande zuſammenhängt, 142 Werſt ($20\frac{2}{7}$ Meilen). Rechnet man die Entfernung von Sympheropol bis an die Küſte des Schwarzen Meeres, alſo bis Muſchta, die 44 Werſt oder $6\frac{2}{7}$ Meilen beträgt, noch hinzu, ſo erhält man die größte Breite der Krim, alſo 186 Werſt oder $26\frac{4}{7}$ Meilen. Die Länge von Oſten nach Weſten beträgt, inſofern man die etwas abgeſonderte Halbinſel Kertsch im Oſten nothwendiger Weiſe dazu rechnet, ohngefähr 34 Meilen, alſo $\frac{1}{3}$ mehr.

Wenn man Sympheropol verläßt, verſchwindet auch alſobald der Nummulitenkalk und ſpäterer tertiärer Kalk tritt an ſeine Stelle. Aber auch dieſer macht bald den neueſten quaternären Gebilden, dem ſogenannten Steppenkaſke, der als Kaſkſtein von Kertsch bei dieſer Stadt ſelbſt einen, wenn auch noch ſo unbedeutenden Höhenzug bildet, Platz. Nacktes Geſtein tritt von nun an nicht mehr zu Tage; es wird allenthalben von Humus, der auf Alluvium ruht und eine

sehr verschiedene Dicke besitzt, bedeckt. Der Boden wird wenige Meilen von Sympheropol so eben, daß auch nicht mehr die geringste wellenförmige Erhebung erscheint. Dieselbe langweilige Einförmigkeit setzt sich auf dem ganzen langen Wege bis Berekop fort und wird auch sonst durch nichts unterbrochen. Kein Dorf sahen wir bis zu genanntem Orte. Die fünf Poststationen vermochten wegen ihres erbärmlichen Ansehens die langweilige Einförmigkeit kaum zu unterbrechen. Ich will ihre Namen, obwohl sie gar keine Bedeutung außerdem haben, aber doch, da sie auf den Karten meist falsch angegeben sind, hier aufführen: Sfarabouß, Trefablem, Albar, Djurmench und Zuschun; sie lagen 17, 24, 22, 24 und 21 Werst der Reihe nach von einander entfernt. Auch keine Heerde von Rindern oder Schafen begegnete uns; Menschen sahen wir nur auf den Stationen.

Reisende schildern die Tage lang andauernde Einförmigkeit auf der See, wo man nur den Himmel über sich und das Wasser unter sich hat; allein diese bietet doch schon bei dem geringsten Winde eine unebene Wasserfläche dar. Delphine folgen, begierig nach den Abfällen schnappend, und andere Seethiere bringen eine Abwechslung hervor. Eine Ebene aber, wie sie im Norden der Krim und sonst im Süden Rußlands gegeben ist, bietet im Herbst, wo alle Vegetation fast verschwunden ist und nur noch die graufilzigen Beifuß- und Weißen Andorn-Arten, vielleicht hier und da auch Centaureen sich dem Auge zeigen, den traurigsten Anblick dar. Der schöne blaue Herbsthimmel, der sich über uns wölbte, contrastirte keineswegs mit dem grauschwarzen Boden auf eine angenehme Weise. Die verdorrten Stengelüberreste, an denen kein grünes und zum Theil selbst kein vertrocknetes Blatt mehr zu sehen war, und die Risse des Bodens vermochte man unmöglich eine Abwechslung zu nennen. Das Einzige, dem man sich hingeben konnte, war das immer und selbst in dieser traurigen Einöde großartige Bild der Unendlichkeit. Wohin man auch blickte, sah man rings um sich bis in die weiteste Ferne, ohne etwas zu erschauen, nirgends einen Anhaltspunkt, auf dem das Auge, selbst nur die geringste Zeit, hätte ruhen können.

Wenn auch kaum ein Drittel der frühern Bewohner noch in der Krim lebt, so würde man doch zu jeder andern Zeit etwas Leben in diesen Ebenen gefunden haben. Im Frühlinge herrscht sogar hier ein reges Treiben und Durcheinanderleben. Viele Tausende von Schafen und Rindern durchziehen, von Hirten und Hunden geführt, die bunte Steppe und nähren sich von den noch saftigen Kräutern. Bunte und schwarze Staare folgen namentlich den Schafherden, um sich grade von dem Ungeziefer, was die armen Thiere unendlich quält, zu nähren; wiederum werden sie selbst von Habichten und Adlern umschwebt, um diesen zur Nahrung zu dienen. Aber auch außerdem herrscht Leben. Giftige und unschädliche Schlangen erfreuen sich der frischen Sonnenwärme, Eidechsen laufen zwischen den Kräutern dahin, um sich ebenfalls und zwar von Käfern und andern Insecten zu nähren. Bunte Schmetterlinge umschwärmen die in allen Farben sich gefärbenden Blumen.

Wie aber die letzten Tage des Juni kommen, nähern sich die Tataren mit ihren Heerden dem Süden und bringen von der Hälfte des Juli bis spät in das Jahr, wo der Regen sich in Schnee verwandelt, auf den Höhen des Krim'schen Gebirges zu, wo ihnen eine frischere und gesündere Nahrung geboten wird. Im December verlassen sie gewöhnlich erst die Tailen (d. i. die Gebirgsweiden) und ziehen sich in die Steppen zurück, wo unterdeß die Knospen der Kräuter und Gräser, nachdem sie einige Monate geruhet, langsam zur Entwicklung kommen und dem Vieh eine karge Nahrung darbieten.

Perekop hat seit den ältesten Zeiten, wo der Ort unter diesem Namen noch gar nicht existirte, eine wichtige Rolle gespielt. Das Culturvolk der Krim zog quer über den nur eine Stunde breiten Isthmus, durch den die Halbinsel mit dem festen Lande zusammenhängt, eine Mauer und bewachte ängstlich die Thürme, um den rohen Skythen den Eingang zu verwehren. Das Perekop der Tataren liegt ohne Zweifel auf derselben Stelle; aber keine Mauer sperrt den Isthmus mehr ab, sondern ein tiefer Graben, der durch Thürme vertheidigt wird. Von hier aus zogen die heutesüchtigen Schaaren

des Tatarchans, um in dem christlichen Norden sengend und brennend einzufallen. Gewöhnlich im Frühlinge, wenn die Regenzeit vorüber war und die Pferde hinlänglich Nahrung auf den weiten und menschenleeren Steppen des heutigen Neu-Rußlands fanden, geschahen die Raubzüge bis nach Kijoff (Kieff, Kiew) und Moskau. Lodernde Flammen bezeichneten den Weg, den die Tataren genommen hatten. Tausende armer und unschuldiger Menschen wurden alljährig in die Sklaverei geführt, und Christen waren es leider häufig, die den Menschenhandel zwischen dem Tatarhan und den Osmanen vermittelten.

Das heutige Berekop, was gewöhnlich auf den Karten als eine gewichtige Festung angegeben wird, vermochte unsere Aufmerksamkeit nicht lange zu fesseln. Obwohl außerdem noch Sitz eines Kreises, ist der Ort doch von gar keiner Bedeutung; es wird auch diese nicht mehr erlangen, wo der Norden und die Krim einem und demselben Herrn gehorchen. Wir fuhren deshalb am andern Morgen weiter, um baldmöglichst Aleschki, eine andere Kreisstadt von 4000 Einwohnern, zu erreichen. Dieselbe Ebene setzt sich zwar fort, aber das Terrain und die Vegetation unterscheidet sich. Ein sandiges, hier und da auch sumpfiges Alluvium tritt an die Stelle der wenigstens im Frühjahr fruchtbaren Humusdecke. Anstatt einer Steppe bieten sich wiederum Pampas dar.

Die Entfernung von Berekop bis Aleschki beträgt 102 Werst (14½ Meile). Ein Paar ärmliche Dörfer: Kalantschak, Bolschoi-Kopan (großer Kanal) und Kostogriwaja (Knochenhügel), 33, 30 und 27 Werst von einander entfernt, lagen auf dem Wege. Die Richtung, welche von Sympheropol bis Berekop eine nördliche, mit geringer Abweichung nach Westen, gewesen war, änderte sich von Berekop bis Aleschki in eine nordwestliche um. Zwischen Kostogriwaja und Aleschki auf einer Entfernung von 17 Werst breitet sich eine wahre Sandwüste aus, durch die wir mit unserm schweren Wagen nur langsam kamen.

Aleschki liegt an einem Arme des Dnjepr (nicht Dnieper oder gar Dniپر, wie man auf manchen Karten und in manchen geogra-

phischen Handbüchern liest), der hier von Osten kommt und die nördliche Grenze des taurischen Gouvernements bildet. Im Osten reicht es bis zum kleinen Fluß Berda. In dieser Ausdehnung bildete es in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die kleine Tatarei. Wie bevölkert dieses kleine Ländchen von 1160 Quadratmeilen damals im Verhältniß zu der jetzigen Zeit gewesen sein muß, ersieht man daraus, daß es gegen 100,000 Mann ins Feld stellen konnte. Freilich gehorchten in den bessern Zeiten den Tatarherrschern noch die Horden von Budschat (zwischen Donau und Dnjestr), Zebisan (zwischen Dnjestr und Dnjepr) und Kuban, stellten aber eine gleiche Mannschaft, so daß das ganze Heer des mächtigen Herrschers aus 200,000 bis 250,000 Mann bestand. Man muß freilich bedenken, daß an so einem Raubzuge Jedermann, der nur Waffen tragen konnte, Theil nahm und deshalb die Einwohnerzahl vielleicht doch nicht so groß war, als man gewöhnlich anzunehmen Willens ist.

Jetzt beträgt die ganze tatarische Bevölkerung der Krim kaum 60,000 Seelen, die der Horde Dshemboiluk angehören; diese ist außerdem auch auf dem Festlande des taurischen Gouvernements sesshaft und besteht dort nur aus 25,000 Personen. Die russische Regierung hat seit der Besitznahme des Landes Alles gethan, um die verlassenen Gegenden wiederum mehr zu bevölkern. Der Kaiser verschenkte das Land an einzelne Große seines Reiches mit der Bedingung, daß diese auf ihren neuen Besitzungen Colonien anlegen sollten. Sektirer wurden namentlich in die unfruchtbarern Gegenden des taurischen Festlandes angesiedelt; daneben nahmen Deutsche, hauptsächlich Mennoniten und Katholiken, die bessern Gegenden ein. Auch Griechen und Armenier fanden hier willige Aufnahme. Nicht zum Vortheile des Landes wurden endlich in den letzten Jahren auch Juden angesiedelt. Auf diese Weise hat die kleine Tatarei wiederum eine Einwohnerzahl erhalten, die der in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts vielleicht nahe kommen dürfte. Ich glaube jedoch nicht, daß die heutige Bevölkerung sich auf das Doppelte vermehren kann, da der Boden nicht im Stande ist, eine Million Menschen selbstständig zu ernähren. Nur ein lebhafter Handel des Südens mit dem

Norden vermöchte die Krim und das Festland des taurischen Gouvernements einer größern Bevölkerung wieder zuzuführen.

In Mleschki bestiegen wir ein Boot mit einem Segel, um der Hauptstadt des Cherson'schen Gouvernements, die auf der Nordseite des Dnjepr liegt, zuzufahren. Es ergriff mich ein eigenthümliches Gefühl, als ich mich auf dem in der Geschichte des Mittelalters so außerordentlich wichtigen Strome befand und von einem Arme in den andern fuhr. Schilfwälder umsäumten leider die Ufer und sperrten alle Fernsicht. In denselben Schilfwäldern verbargen sich, wie ich schon gleich im Anfange des Buches erwähnt habe, vor drei und mehr Jahrhunderten die Saporoger, unstreitig die kühnsten und tapfersten Kosaken, die es je gegeben, am Tage, um des Nachts auf ihren schlechten Fahrzeugen weiter abwärts zu fahren und an dem Erbfeinde des Christenthums die Unbilden, die er in Westen geschlagen, zu rächen. Die einst wichtigen Festungen Dtschakoff (Dzjakow), was der russischen Uebermacht lange trogte und endlich nur durch die Tapferkeit der so schwergekränkten Saporoger erobert wurde, und Kinburn, sind jetzt unbedeutend. Auf der entgegengesetzten Richtung, dem Strome aufwärts, liegt das Städtchen Bereslawl, wo in der Zeit der tatarischen Herrschaft eine Kette quer über den Strom gezogen war, um die räuberischen Kosaken abzuhalten.

Alle größeren und kleineren Steppenflüsse, so auch der Dnjepr, fließen, wie man sich bei dem geringen Falle denken kann, außerordentlich langsam, theilen sich gegen das Ende ihres Laufes zunächst in eine Menge Arme und münden endlich in eine große Bucht, die die Russen mit dem Namen Liman belegen, bevor sie das Meer erreichen. Das Land, was im Süden den Dnjepr = Liman einschließt, ist angeschwemmtes, während im Norden ältere Ufergebilde vorhanden sind. Dieses neu angeschwemmte Land setzt sich im Osten weiter fort und bildet vielleicht die Hälfte des ganzen tatarischen Festlandes. Der Meeresstrand, auf dem Mleschki liegt, wird später von einer Thonerde bedeckt, die nach Osten zu an Mächtigkeit zunimmt. Wahrscheinlich liegt er auf Granit, der weiter oben die sogenannten Dnjepr-Stromschnellen bildet, und, da er eine horizontale Lage besitzt, die

Regenwasser nicht tiefer eindringen läßt. In dem Sande sammeln sich aber die Wasser um so mehr, je mächtiger er ist. Bis zu ihm muß man graben, um einen Brunnen zu erhalten. Während in der Nähe von Mleschki man schon bei einer Tiefe von 10—20 Fuß Wasser erhält, ist weiter nach Osten eine Tiefe von 80 und 100 Fuß nothwendig. Und trotzdem fließen die Brunnen dort oft so sparsam, daß kaum eine aus Hundert Schafen bestehende Heerde ihren Durst löschen kann und die Wasser selbst schon in den ersten Tagen des August ganz und gar versiechen.

In Cherson hielten wir Mittag und bekamen wiederum in einem deutschen Wirthshause gute Speisen. Cherson ist eine außerordentlich freundliche Stadt, die, wie keine andere in Rußland, nicht wenig Aehnlichkeit mit Mannheim und andern neueren Städten unferes Vaterlandes besitzt. Die Straßen sind nicht so breit wie gewöhnlich und gepflastert, Eigenschaften, die selbst den größern Städten im Innern Rußlands nur in geringem Maße zukommen. Die Hoffnungen, welche man bei ihrer Gründung hegte und die Veranlassung zu dem bedeutungsvollen Namen gaben, sind nicht erfüllt. Cherson blühte schnell auf, Odessa überflügelte es aber bald so, daß es zur unbedeutenden Handelsstadt wurde.

Als ich am 12. Januar 1838 in Begleitung des Fürsten Suworoff hier war, herrschte eine strenge Kälte, die an diesem Tage die Höhe von 22 Grad erreicht hatte. Jetzt erfreuten wir uns eines freundlicheren Wetters und fuhren auf dem besten Wege noch den Nachmittag nach dem nur 59 Werst, also gegen 8½ Meile entfernten Nikolajeff zu, und zwar in derselben nordwestlichen Richtung, die wir schon in der letzten Zeit verfolgt hatten.

Wir beschloffen in Nikolajeff zu bleiben, um die für Rußlands Schifffahrt im Schwarzen Meere so gewichtigen Anstalten zu sehen. Hier wurden bis jetzt die Kriegsschiffe gebaut und ausgebessert. Die Stadt bietet nicht den freundlichen Anblick dar, wie Cherson. Die Straßen sind außerordentlich breit und es tritt wiederum der schon an andern Stellen gerügte Uebelstand hervor, daß die Höhe der einstockigen Häuser zu der Breite der Straßen in keinem Verhältniß

steht. Die Häuser besitzen sämmtlich außer dem Erdgeschosß nur ein Stockwerk oder selbst dieses nicht. Da nun außerdem die Straßen nicht gepflastert und die Häuser ohne Ausnahme auf drei Seiten von einem Hof- und Gartenraume umgeben sind, so wird durch die Weitläufigkeit eine rasche Communication ungemein erschwert. Handel und Wandel herrscht freilich nicht hier; so hat es allerdings auch nicht viel zu bedeuten, wenn die Bewohner Nikolajeff's mehr Zeit gebrauchen, um zu einander zu kommen, als eigentlich nothwendig ist. Es kommt nun noch dazu, daß der größte, und namentlich der männliche, Theil der Einwohner oft mehr als die Hälfte im Jahre außerhalb der eigentlichen Wohnungen zubringt.

Die Stadt hatte im Anfange der dreißiger und selbst noch der vierziger Jahre weit mehr Einfluß als jetzt, wo Sebastopol in der Krim an Wichtigkeit gewinnt. Sie diente nämlich früher als Winteraufenthalt für die ganze Besatzung der russischen Kriegsflotte im Schwarzen Meere; noch hat auch der ganze Stab derselben mit den Contreadmiralen an der Spitze seinen Sitz in Nikolajeff. Früher überwinterten ebenfalls sämmtliche Kriegsschiffe in der Nähe; weshalb auch die Matrosen mit der übrigen Seemannschaft angewiesen waren, hier ihre Winterquartiere zu beziehen. Jetzt haben sie diese meist in Sebastopol. Nikolajeff liegt nicht weit von der Vereinigung des Ingul mit dem Bug, der hier einen über eine Stunde breiten Liman bildet und demnach bei einer Länge von 7—8 Meilen auch im Stande war, die ganze Flotte aufzunehmen.

Wir besuchten zuerst den Professor der Astronomie, Knorre, einen der freundlichsten und liebenswürdigsten Gelehrten in Rußland, den ich schon im Jahre 1838 kennen gelernt hatte. Nachdem wir zuerst unter Leitung des Directors die Sternwarte näher besahen, wanderten wir zuerst dem Arsendale zu. Hier arbeiteten über tausend Menschen alles das, was eine Flotte von 21 großen und 66 kleinern und größern Fahrzeugen bedarf. Allenthalben herrschte die größte Rührigkeit und eine Ordnung, wie sie wohl auch bei einem Etablissement der Art sehr nothwendig ist. Unser Führer, ein junger freundlicher Seeofficier, machte uns nach und nach mit den verschiedenen Werk-

stätten und Niederlagen sämmtlicher Schiffsmaterialien bekannt. Vor allem interessirte uns das Modell eines Linien Schiffes, woran auch Alles bis auf das Kleinste nachgebildet war. Man erzählte uns, daß allein das Segelwerk und die Stricke hierzu eine Summe von sechstaufend Silberrubeln gekostet hatten. Es liegt außerhalb meines Zweckes, eine Beschreibung alles dessen, was wir gesehen, zu geben, zumal ich doch zu wenig mit den Erfordernissen und Leistungen von dergleichen Anstalten vertraut bin, um ein Urtheil darüber zu haben.

Am andern Tag fuhren wir in aller Frühe über den breiten Bug, um möglichst bald das vierzehn Meilen entfernte Odeffa zu erreichen. Die Richtung war eine südwestliche. Wir hatten dasselbe freundliche Wetter, dessen wir uns seit der Abreise aus Dreanda erfreut hatten. Dieselbe Steppe, welche zwischen Nikolajeff und Cherson lag, setzte sich auch jenseits des Bug fort. An die Stelle der Tataren aus der Horde Jedisan, die noch im Anfange der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts diese Steppen bewohnten, sind Christliche und jüdische Ansiedler getreten. Was den Boden anbelangt, so war er weit fruchtbarer, als der in der Steppe Dshemboiluk oder des taurischen Festlandes und selbst als der größte Theil der Krim'schen Halbinsel. Zwar hatte die Vegetation schon lange ihr frisches Ansehen verloren; es fehlten jedoch hier zum großen Theil die weißen Andorn- und Beifuß-Arten, die mir in der Krim so unangenehm gewesen waren, und wurden durch Aftern, Senecionen und einige Lippenblüthler, die selbst hier und da noch blühten, vertreten.

Zehntes Kapitel.

Odeſſa.

Reisefatalitäten; Paß = Angelegenheit; der Pſeudo = Roſen; General Agloſtiſcheff; Anſehen der Stadt; Vergleich der ruſſiſchen Colonien mit denen Englands und Nordamerika's; Odeſſa von der Steppe aus betrachtet; Boulevard, die große Treppe; die Peſt von 1838; Statiſtiſches; die Winde; Chutorſ; der Hafen und die Rhebe; Odeſſa als Vermittlerin mit dem Innern; Handelsgegenstände; Abreiſe; Beſarabien; Lemberg; Krakau; Ankunft in Jena.

Es war doch ziemlich ſpät geworden, als wir in Odeſſa anlangten und in einem einigermaßen unſern Wünſchen entſprechenden Wirthshauſe ein leidliches Unterkommen fanden. Wir hatten auf den Poſtſtationen mannigfachen Aufenthalt gehabt; ohne den kaiſerlichen Poſtschein, der mir eine unbeſtimmte Anzahl von Pferden zur Verfügung ſtellte, möchten uns wohl neue Unannehmlichkeiten entſtanden ſein. Die Kaſeſche war nicht im Poſtscheine eingetragen und ſo entſtand hier und da bei dem einen oder dem andern Poſtmeiſter das Bedenken, daß ich dieſen gerade nicht auf eine ehrliche Weiſe erhalten haben möchte. Es kam noch dazu, daß Niemand von uns einen Orden hatte, noch irgend einen Titel oder Rang von Einfluß beſaß; und doch waren Papiere mit ſolchen Vollmachten einem Ausländer ausgestellt. Man ſchüttelte den Kopf, wagte aber nicht, mir das vorzuenthalten, wozu ich ein Recht hatte.

Am meiſten gab der Ort, wo ich Rußland verlaſſen wollte, nämlich Brody in Galizien, den Poſtmeiſtern allerhand Bedenken. Man hatte allerdings in Tiſlis ein Verſehen gemacht, daß man einen nicht ruſſiſchen Ort als Endziel für Rußland in dem Poſtscheine eingetragen hatte; es kam nun noch dazu, daß eigentlich Niemand recht wußte, wo Brody lag. Die Poſthalter ſind aber ſtreng angewieſen, alle Reiſenden nur nach dem Orte zu führen, der auf dem Poſtschein eingetragen iſt. Bevor wir daher in der Kaſeſche einſtiegen, wurden

wir stets erst gefragt, wo denn eigentlich Brody läge und nach welcher Richtung der Postillon zu fahren hätte? Dieser Unkenntniß verdankten wir es, daß wir, ohne dazu das Recht zu haben, die ganze Krim mit Postpferden besucht hatten. Nur einmal, als wir nach einem und demselben Orte im Verlaufe einiger Wochen wieder kamen, erkannte uns der Postmeister und meinte ganz naiv, daß wir wohl die Richtung nach Brody verfehlt hätten. Er mochte wohl bemerkt haben, daß wir die Unkenntniß der Postmeister benutzt hatten, um eine Vergnügungsreise zu machen. In Rußland muß man nämlich erst, insofern man nicht die Reise im Dienste der Krone macht, die Erlaubniß, sich der Postpferde bedienen zu können, erkaufen; der Preis richtet sich nach der Anzahl der Meilen, die man zurückzulegen hat. Wurde ich nun demnach auch so angesehen, als reiste ich im Allerhöchsten Auftrage, und hatte man mir deshalb in Lissis auch einen sogenannten Kronspostschein unentgeltlich ausgestellt, so durfte ich doch nicht von der mir vorgeschriebenen Reiseroute abweichen, und mußte, insofern ich eine Vergnügungsreise dabei machen wollte, für diese einen besondern Postschein lösen.

Das Erste, was ich in Odeffa zu thun hatte, war die Vermittelung des Preussischen Consuls in Anspruch zu nehmen, damit ich endlich mit einem russischen Pässe versehen, meine Weiterreise antreten konnte. Es war für mich ein großes Glück, daß ich persönlich mit dem Preussischen Consul bekannt und meine Person daher leicht zu rectificiren war. Ein Betrüger hatte nämlich einige Tage vorher versucht, indem er sich für meinen frühern Reisegefährten, den jetzigen Consul in Jerusalem, Dr. Rosen, ausgab, von dem preussischen Consulate eine nicht unbedeutende Summe Geldes zu erheben. Es hatte zufällig in einer der russischen Zeitungen gestanden, daß Dr. Rosen sich von mir getrennt habe und sich auf der Reise nach Odeffa befände, um von da nach Konstantinopol, seinem neuen Berufsorte, zu gehen. Das Consulat war auch in der That angewiesen, uns, insofern wir Odeffa auf der Reise berühren sollten, mit Rath und That zu unterstützen. Der Herr Dr. Pseudo-Rosen spielte seine Rolle so gut, daß er wahrscheinlich seinen schlauen Betrug in

Ausführung gebracht hätte — wenn ich nicht dazu gekommen wäre. Ohne Zweifel war ihm meine Ankunft zur Kenntniß gekommen.

Mein Empfang daselbst war deshalb auf dem preussischen Consulate, wie man sich wohl auch denken kann, im Anfange etwas mysteriös. Es wurde von den Leuten, welche auf dem Bureau vorhanden waren, heimlich gesprochen. Ich sah wohl, zumal auch hier und da ein verstoßener Blick auf mich fiel, daß ich der Gegenstand des heimlichen Gespräches sein mochte; ich konnte aber um so weniger die außerordentlich höfliche Behandlung des Bureauchefs begreifen. Man suchte mich absichtlich länger aufzuhalten, als es nöthig schien. Es gingen Einige fort und kamen bedeutungsvoll wieder. Endlich wurde ich aus dieser peinlichen Verlegenheit erlöst, indem der Consul selbst, den ich im Jahre 1838 hier kennen gelernt, und zu dem ich während meines achtwöchentlichen Aufenthaltes in Odessa in gefelliger Beziehung gestanden hatte, plötzlich kam, mich scharf in's Auge faßte und sogleich auf das Freundlichste begrüßte. Unter Lachen erfuhr ich, daß man mich bis dahin für einen Betrüger, den falschen Dr. Rosen aber für den ächten gehalten habe. Mein Anzug, der keineswegs nach so einer langen Reise in nicht civilisirten Ländern mehr für eine feine Kaufmannswelt passen mochte, hatte ebenfalls dazu beigetragen, meine Person in ein falsches Licht zu stellen. Herr Pseudo-Rosen ließ sich aber nicht mehr sehen und alle Bemühungen waren vergebens, den Betrüger zu ergreifen.

Meine Paß-Angelegenheit verursachte mir trotzdem mancherlei Schwierigkeiten, denn man war selbst von Seiten des preussischen Consulates der Meinung, daß ich mit meinem russischen Passe Mißbrauch getrieben und ihn wahrscheinlich einem unglücklichen Polen zur Flucht gegeben hätte. Man hielt es hier, wie in Sympheropol schlechterdings für unmöglich, daß ich ein Jahr lang in Rußland herumreisen konnte, ohne mit einem Paß versehen zu sein. Der Chef des Paßbureaus hielt die Angelegenheit für so gewichtig, daß er sie an den Kriegsgouverneur, General Aglostischeff weiter berichtete.

Zum Glück war ich diesem von meiner ersten Reise im Kaukasus her ebenfalls persönlich bekannt; ich hatte selbst im Jahre 1837,

wo General Aglosttschew Gouverneur von Imerien (Imerethi) in Transkaukasien war, einige Tage in seinem gastfreundlichen Hause zu Kutais zugebracht. Er hatte mich als Gelehrten kennen gelernt, dem politische Motive gewiß fern lagen. Und doch gab er erst nach kräftiger Unterstützung und einer Art Gutsage von Seiten des preussischen Consuls den Befehl, mir einen Paß auszufertigen. Selbst aber mit diesem versehen, trug der Kanzleichef immer noch Bedenken, ihn in Ausführung zubringen, und conferirte noch einige Mal mit seinem Vorgesetzten. So groß war das Mißtrauen!

Odeffa ist eine ganz eigenthümliche Stadt, in der wohl alle Völker Europas vertreten sind. Wegen dieser mannigfachen Bevölkerung hat sie große Aehnlichkeit mit Tiflis, nur daß hier das Völkergewirre noch großartiger ist und, wegen des mehr öffentlichen Lebens im Oriente, auch sichtbarer wird. Auch ist in Tiflis das asiatische Element mehr vertreten, während in Odeffa sich mehr Europäer als Asiaten aufhalten. Odeffa ist zwar eine russische Handelsstadt; aber das russische Gepräge besitzt sie in so geringem Grade, daß man eher alles andere vermuthen sollte. Die Zahl der eigentlichen Russen ist zu der der Griechen, Italiener und Deutschen in keinem Verhältnisse. Nur das Militair und die Schaar der Beamten ist russisch; selbst unter den Letztern befinden sich aber auch viele Nicht-Russen, hauptsächlich Franzosen und Deutsche.

Von fast ganz Europa besitzt Odeffa etwas. Im Aeußern und hauptsächlich im öffentlichen Leben, in der Oper und in den Gebäuden erkennt man die südeuropäische Stadt mit vorherrschend italienischer Physiognomie. Die Kaufläden ersten Ranges sind den französischen nachgebildet, ohne jedoch diese in Eleganz und Feinheit erreicht zu haben, obwohl Franzosen, hauptsächlich für Luxusgegenstände, deren Inhaber sind. Der Handwerkerstand ist, wie fast überhaupt in ganz Rußland, deutsch; deutsche Gärtner aus den nahen Colonien versehen zum großen Theil die Märkte mit Gemüse. Obwohl die Gesellschaft sich französische Modelle zur Richtschnur genommen hat und die französische Sprache in allen Gesellschaften hauptsächlich gesprochen wird, so sieht man doch auch das Streben nach

englischer Sitte. Diese spricht sich ganz besonders in den geschlossenen Gesellschaften aus. Die Ursache liegt darin, daß Fürst Woronzoff in England erzogen wurde und fortwährend für englisches Wesen eine Vorliebe an den Tag legt.

Von Rußland aus nennt man gern Odeffa das russische Florenz. In manchen Dingen hat es allerdings eine entfernte Aehnlichkeit, aber im Allgemeinen möchte es doch mehr im Scherze gemeint sein, als im Ernste, denn von all den Schönheiten, die Florenz auf jeden Schritt bietet, sucht man vergebens etwas in Odeffa, wo allenthalben die Neuheit und nur das Streben nach Kunst und Verschönerung, nicht aber ihre Gediegenheit, entgegen tritt. Odeffa hat allerdings, wie schon gesagt, mehr das Ansehen einer italienischen Stadt, da hauptsächlich die Häuser mit flachen Dächern darauf hinweisen, aber die breiten Straßen und die gemessen neben einander hergehenden Bewohner erinnern doch zu lebhaft an Rußland. In einer Hinsicht stimmen auch Italiener und Russen mehr mit einander, als mit andern Völkern überein, nämlich in Mangel an Reinlichkeit, hauptsächlich bei den niedern Classen. Die Wirthshäuser sind in Rußland wo möglich noch schlechter als in Italien. Die saubern und netten Zimmer mit reinlichen Betten sucht man in Italien zum großen Theil eben so vergebens als in Rußland. Selbst in Petersburg, Moskau und Odeffa erhält man in den Wirthshäusern nur lederne Matrazen und Kopfkissen, ohne alle linnene Ueberzüge. Man muß deren Benutzung, wenn sie vorhanden sind, ziemlich theuer bezahlen. Ein Silberrubel ist der gewöhnliche Preis. Der Russe hat sich so sehr daran gewöhnt, auf Reisen nicht allein sein ganzes Bettzeug, sondern auch sämtliche Utensilien zum Waschen, so wie zur Theebereitung mit sich zu führen, daß er auch in den größern Städten, wo man alles dieses haben sollte und vielleicht auch haben könnte, keine Ausnahme macht. Jeder Nicht-Russe, der dieses nicht thut und deshalb gegen die Nationalsitte verstößt, wird, wenn er etwa unwillig wird und sich beklagt, wegen seiner Unkenntniß der einheimischen Sitte mit einem verächtlichen Achselzucken betrachtet.

Die Russen stehen bei ihren Colonisationsversuchen gerade im

umgekehrten Verhältnisse zu andern Völkern, namentlich zu den Engländern und Amerikanern. Diese beiden am Meisten colonisirenden Völker sind vor Allem darauf bedacht, sich selbst, wenn sie sich in einem noch so entlegenen Winkel der Welt angesiedelt haben, den Ort ihres neuen Aufenthaltes so schnell als möglich bequem zu machen und zunächst mit ihren anwohnenden Landsleuten in möglichst nahe Verbindung zu treten. Vor Allem machen sie deshalb Wege und erbauen Wirthshäuser; diesen folgen, wenn die Bevölkerung zunimmt, rasch andere Communicationsmittel, selbst Eisenbahnen. Die frühere Einöde ist oft schon in einigen Jahrzehnten geschwunden. Nicht so der Russe, dem das Bedürfniß sich seinen Mitmenschen anzuschließen, in weit geringerem Grade eigen ist. Er bekümmert sich zunächst nur um die Scholle, auf der er angewiesen ist; ihm ist es gleich, wie andere Leute, die er gar nicht weiter vermisst, zu ihm kommen, oder ob sie mit ihm in Verbindung treten wollen. Diese Gleichgültigkeit gegen Fremde hat der Russe selbst nicht bei einer Stadt wie Odeffa verleugnet, die in der kurzen Zeit von drei Vierteln eines Jahrhunderts einen so raschen Aufschwung erhalten hat, daß sie beinahe 100,000 Einwohner zählt.

So viel Schönes in der That auch Odeffa für den Fremden besitzt und so viel Anziehendes es auch bieten könnte, so wird doch nicht leicht Jemand sich in der großen Stadt heimisch fühlen, denn jeder Comfort fehlt. Selbst in Konstantinopel und Smyrna, zweien Türkenstädten, kann, abgesehen von ihrer reizenden Lage, jeder Europäer sich weit eher gefallen, als in Odeffa. Es steht dieses in grellem Gegensatz zu dem luxuriösen Leben der reichern Einwohner, bei denen hauptsächlich aber wiederum mehr orientalischer Prunk herrscht, als jener Comfort, der nirgends in Europa in dem Maße zu finden ist, wie in England.

Man sollte kaum glauben, daß eine Stadt, die eigentlich nur auf die innern Provinzen angewiesen und durch deren Producte reich geworden ist, auch gar nichts gethan hat, um den armen Bewohnern Neuußlands und Besarabiens ihre Verbindungen zu erleichtern. So viel ich weiß, sind bis jetzt Odeffa's Straßen noch

nicht gepflastert, sondern nur madakamasirt. Aber selbst diese Schauffirung der Wege hört auf, wie man die Barriere überschreitet. So lange es gut Wetter und der Boden trocken ist, geht es noch, denn man kommt in der endlosen Steppe rasch vorwärts. Aber wehe dem Reisenden, der in einer schlechtern Jahreszeit, bei Regen und Sturm gezwungen ist, landeinwärts zu gehen. Bodenlose Wege vermögen ihn Tage lang aufzuhalten. Es ist noch gut, wenn er nicht verwöhnt ist und sich der sogenannten Telege, kleiner und leichter Postwagen ohne Sitze, bedient. Mit unsern schweren Kutschen oder Kaleschen möchte er nur langsam vorwärts kommen.

Wenn man aus der Steppe, wie wir, nach Odeſſa kommt, so traut man kaum seinen Blicken, wenn man nach und nach die Reihen prächtiger Häuser, in ihren Conturen immer schärfer hervortretend, erschaut und mit einem Male, nachdem man lange nichts weiter als Himmel und Steppe gesehen, die Cultur mit allem ihrem Schaugepränge erblickt. Odeſſa liegt hoch auf einem Hügel, der hauptsächlich nach dem Meere zu ziemlich steil abfällt. Milliarden von Muscheln, aus denen der Steppenkalk besteht, sind hier zu ziemlich festem Gestein vereinigt und tragen auf ihrem Rücken viele hölzerne Baracken, nicht weit von prächtigen Schlössern. Schade, daß selbst in der sonst so reinen Herbstluft doch über Odeſſa stets in Folge des vielen Staubes ein grauer Dunst gebreitet ist, der nie eine klare Ansicht gestattet. Dieser Dunst, aus den feinsten Theilen des Steppenkalkes bestehend, ist um so unleidlicher, als er, hauptsächlich bei Fremden, höchst nachtheilig auf die Augen wirkt und gar zu leicht gefährliche Entzündungen hervorruft.

Ich habe bis jetzt weniger zum Vortheile des russischen Florenz gesprochen, aber doch bereits angedeutet, daß die Stadt auch Manches besitzt, was selbst jeder Russenfeind anerkennen muß. Sie bietet zunächst im Innern wie im Außern einen freundlichen Anblick dar. Vor Allem ist die Seite nach dem Meere zu in der That mit einer Reihe von prächtigen Häusern und Palästen geschmückt, wie sie jeder, auch der schönsten Stadt, zur Zierde gereichen würden. Der Fürst Woronzoff, die höchsten Staatsbeamten und die reichern Kaufleute

haben daselbst ihre Wohnungen. Ein prächtiger mit Alleebäumen bepflanzter Spaziergang nimmt einen ziemlich breiten Raum zwischen dieser Häuserreihe und der Kante des Berges, wo er ziemlich jäh abfällt, ein, so daß, namentlich an schönen Herbstabenden, Hunderte von Spaziergängern sich nicht weniger der angenehmen und kühlenden Seeluft erfreuen, als sie sich gern mit ihren Blicken in dem weiten Meere, dem treuen Bilde der Unendlichkeit, verlieren. Man nennt den Spaziergang am hohen Ufer den Boulevard. Ziemlich in der Mitte ist er halbmondsförmig erweitert und trägt die Bildsäule eines Mannes, der sich um die Stadt sehr große Verdienste erworben hat, des Herzogs von Richelieu. Man hätte keinen geeigneteren Platz wählen können, als da, wo dieser, umgeben von lauter Prachtgebäuden, gleichsam hinausblickt in das weite Meer, von dem die damals schon von ihm geahndete Größe kam.

Eine Treppe von einer Schönheit, wie sie keine zweite Stadt der Welt aufzuweisen hat, führt den Abhang hinunter nach dem Strande und nach dem Hafen hin. Mir schien die Breite von 200 Fuß zu der Höhe von 80 Fuß zu groß; etwas schmaler würde sie unbedingt großartiger ausgesehen haben. Ungeheure Gewölbe tragen die Steinmassen der Treppe; unter ihnen ist wiederum der Raum zur Verbindung des freien Verkehrs benutzt. So leblos manche Theile der weitläufigen Stadt auch sind, so geräuschvoll ist es hier, wo Hunderte von Wagen beständig Waaren bringen, weniger mit sich nehmen, und Tausende von Menschen beschäftigt sind, die Verbindung zwischen dem Westen und Osten Europa's herzustellen.

Eine Schlucht, die zur Verschönerung der Stadt sehr gut und sehr leicht benutzt werden könnte, trennt im Süden den Boulevard von einem andern Theile der Stadt, der nur zum geringen Theile der Doffentlichkeit übergeben ist. Hier stand früher die türkische Feste Gadschi = Bei, welche Admiral Ribas im Jahre 1794 wegnahm und bald darauf wiederum als Odeffa erbaut wurde. Man glaubte nämlich in Petersburg, daß hier die alte Stadt Odeffus gestanden habe. In diesem daher ältesten Theile liegt noch die Citadelle, außerdem das Lazareth und das sogenannte Pestviertel. Ich vermochte nicht, ohne

daß ein gewisser Schauer mich überfiel, eine Gegend zu betreten, wo ich im Januar 1838 bei meinem ersten Aufenthalte in Odessa Gelegenheit hatte, die Pest mit ihrer ganzen Gräßlichkeit in der Nähe zu befehen. Damals begleitete ich den Fürsten Woronzoff mehrmals auf seinen Inspectionen und sah Unglückliche, welche von der scheußlichen Krankheit ergriffen waren, um nur in sehr geringer Anzahl der Gesundheit wiedergegeben zu werden. Ich erschaute damals mit eigenen Augen, wie die an der Pest Verstorbenen in eine Grube mit ungelöschtem Kalk versenkt wurden. Man hatte es in dieser gefahr-vollen Zeit nur der Energie und aufopfernden Sorgfalt des Fürsten zu verdanken, daß die Pest nicht weiter um sich griff und dadurch vielem Unglücke vorgebeugt wurde. Es war damals ein eigenthümliches Zusammentreffen, daß die Stadt zu gleicher Zeit auch von einem Erdbeben heimgesucht wurde, was jedoch zum Glück nur einige Secunden anhielt und deshalb (wenigstens in der Stadt) nur unbedeutenden Schaden angerichtet hatte. So viel mir bekannt ist, wurde Odessa nur zwei Mal von der Pest heimgesucht, im Jahre 1812 und 1838. Während aber bei weit geringerer Bevölkerung im Jahre 1812 gegen 2000 Menschen unterlagen, starben bei den rasch ergriffenen Maßregeln des Fürsten 1838 nur 123.

Wenn auch der Boulevard mit der Treppe ohne allen Zweifel den schönsten Theil der Stadt darbietet, so besitzt diese doch auch in andern Gegenden noch manche Schönheiten. Vor Allem haben die sogenannten Colonnaden mir stets gefallen, so oft ich sie betrachtete, da der Styl, in dem sie erbaut sind, sich in freundlicher Harmonie zu den ringsum stehenden Gebäuden befindet. Auch die Oper, das Lyceum Richelieu, das Lazareth, die Kasernen, das Waisenhaus, das Schloß des nun verstorbenen Grafen Ettiling und Anderes mehr verdient einer Erwähnung. Wenn übrigens auch nicht in dem Grade, wie in türkischen Städten, z. B. in Konstantinopel, elende Hütten neben prachtvollen Schlössern stehen, so ist doch auch in Odessa der Contrast bisweilen zu groß, sobald man Häuser dicht neben einander sieht, von denen das eine an Großartigkeit und Eleganz mit ähnlichen Gebäuden in den Hauptstädten Europas wetteifert, das andere hingegen

kaum den bescheidensten Ansprüchen eines nicht verwöhnten Kleinstädters genügen dürfte.

Odeffa hat seit der Zeit meiner zweiten Anwesenheit, nach mir zugegangenen Berichten, wiederum bedeutend zugenommen. 1838 zählte es in gegen 2500 Häusern ziemlich 50,000 Einwohner; sechs Jahre später, also 1844, war die Einwohnerschaft schon auf einige und 60,000 gestiegen und nun nach zehn Jahren soll es über 90,000, nach Andern sogar ziemlich 100,000 Einwohner besitzen. Ob dieser rapiden Vergrößerung die jetzigen Kriegsverhältnisse ein Hinderniß entgegenzusetzen werden, muß die nächste Zeit lehren. Wir haben schon oft gesehen, daß reiche Städte eben so schnell durch andere verdunkelt wurden, als sie bis hierher verdunkelt hatten.

Acht öffentliche Plätze besitzt Odeffa. Möglich, daß diese später, wenn erst großartigere Gebäude in ihrem Umkreise erbaut sind, einen angenehmeren Eindruck machen und nicht mehr das Bild einer langweiligen Dede geben. Für jetzt sind selbst die Kirchen mit ihren Thürmen, die man zum Theil daselbst erbaut hat; keineswegs genügend. Straßen wurden mir vor zehn Jahren einige und sechzig genannt, Kirchen hingegen achtundzwanzig. Die Stadt selbst besitzt zwei Vorstädte, von denen die eine am Fuße des Hügelns liegt. Außerdem werden aber noch zwölf Dörfer zu Odeffa gerechnet. Eine einfache Mauer umgiebt die eigentliche Stadt und ist mehr zur Verhinderung von Zolldefraudationen berechnet als zur Vertheidigung. Trotzdem nennt man Odeffa in der neuesten Zeit eine besetzte Stadt; wahrscheinlich ist es allerdings, daß außer der Citadelle im Verlaufe der drohenden Kriegsverhältnisse noch eine Zahl von Thürmen und sonstigen Befestigungen erbaut worden sind. Am Meisten mag man in dieser Hinsicht an eine Sicherung des Hafens gedacht haben.

Was nun diesen selbst anbelangt, so kann er nur auf Mittelmäßigkeit Anspruch machen. Zwar ist die Einfahrt bequem und eben so läßt der Ankergrund nichts zu wünschen übrig, aber doch scheint er für Schiffe von sehr großem Tonnengehalte nicht genug Tiefe zu haben. Ein sehr großer Fehler ist aber, daß er zu offen da liegt und grade den gefährlichsten Winden, den Süd- und Südost-

winden, mehr oder weniger Preis gegeben iſt. Dieſe wehen beſonders heftig zur Zeit der Tag- und Nachtgleichen und ſind es hauptſächlich, welche im Schwarzen Meere ſchon große Verwüſtungen hervorgerufen und Tauſende von Schiffen dem Untergange Preis gegeben haben. Es kommt noch dazu, daß die drei mächtigen Flüſſe Bug, Dneſtr und Donau große Waſſermengen in entgegengeſetzter Richtung dem Meere zuführen und, wenn Süd- oder Süd-oſt-Winde grade herrſchen, die ſogenannten gehackten Wellen erzeugen. Wehe den Schiffen, die deren verderbenden Einflüſſen ausgeſetzt ſind. Die Fälle ſind ferner auch gar nicht ſelten, wo eine ungeheure Welle, welche bereits das Schwarze Meer in ſeiner größten Breite durchlaufen hat, ſich mitten in den Hafen wälzt und ſich über die dort liegenden Schiffe ergießt. Glaubwürdige Männer, die auf dem Boulevard wohnten und oft genug Zeuge geweſen waren von ſolchen einſtürzenden Wellen, konnten mir das Getöſe und Krachen, unter denen dieſes geſchieht, nicht arg genug ſchildern. Es iſt ſelbſt vorgekommen, daß Schiffe, welche noch in keinem der beiden ſicheren Häfen eingelaufen waren, von dem zurückprallenden Waſſer aus der Rhyde fortgeriſſen und im offenen Meere einer neuen Schlagwelle entgegengeführt wurden. Man begreift wohl, daß unter ſolchen Umſtänden das Schiff meiſt rettungslos verloren war.

Im Sommer gehören dieſe gefährlichen Winde zur Seltenheit. Es wehen dann vorherrſchend Nordwinde. Sind dieſe auch den Schiffen mehr zuträglich, ſo haben ſie doch für die Bewohner der Stadt das ſehr Unangenehme, daß ſie, beſonders in den heißen Juli- und Auguſttagen, aus den vertrockneten, ich möchte ſagen verbrannten, Pampas und der Steppe eine unerträglich Hitze, die nur gegen Abend etwas abgekühlt wird, eine Menge Staub mit ſich führen. Dieſer Umſtand iſt Urſache, daß die Stadt doch nicht ſo geſund iſt, als ſie ihrer hohen Lage halber ſcheinen ſollte. Wer nur irgend kann, verläßt in dieſer Zeit ſeine Stadtwohnung und begiebt ſich, oft in ziemlicher Entfernung von Odeſſa, auf ſeinen Landſitz (Chutor), der entweder Eigenthum iſt oder gepachtet wird. Durch dieſe Landſitze hat die Umgebung der Stadt, namentlich im Süden, ein etwas

freundlicheres Ansehen erhalten, zumal die erste Sorge des Besitzers eines solchen Gutor's ist, sich durch Anpflanzungen von Bäumen und Gesträuch einen schattigen und kühlenden Aufenthalt zu verschaffen. Die Regierung unterstützt im hohen Grade alle Bestrebungen der Art und hat bereits nicht unbedeutende Kosten darauf verwendet, ebenfalls Aileen, Haine und Gebüsch anzupflanzen. Im Anfange war es, wie man sich von einer holzleeren Gegend denken kann, ungemeyn schwierig, da die ersten Aussaaten in der Regel mehr oder weniger fehl schlugen; jetzt wo nun einmal etwas, und wenn auch noch so wenig, Gehölz vorhanden ist, läßt sich dieses leichter vermehren. In dieser Hinsicht ist namentlich von Seiten des botanischen Gartens, der lange Zeit unter der Direction des in mehrfacher Hinsicht bekannten Naturforschers, Professors von Nordmann, stand, viel geschehen.

Doch ich kehre zur Beschreibung des Hafens zurück. Von Seiten des Gouvernements ist alles Mögliche geschehen, um einigermaßen die widrigen Süd- und Südostwinde weniger schädlich zu machen. Vor Allem hat man durch zwei Molen, die die ganze Bucht in drei Abtheilungen bringen, ihren schädlichsten Einfluß, wenigstens für die eigentlichen Häfen, gebrochen. Diese Molen ziehen sich weit in das Meer hinein und haben jede vorn auf ihrer Spitze eine Batterie zur Vertheidigung. Die nördliche von diesen ist die, welche in der neuesten Zeit den Namen der Schegaleff'schen erhalten hat und mit viel Geschick und Kühnheit gegen die Angriffe der Westmächte vertheidigt wurde. Dicht bei der südlichen Batterie steht ein Leuchthurm, durch den man des Nachts im Stande ist, sicher in die Rhyede einzulaufen.

Der mittlere Theil der Hafensbucht bildet die Rhyede, während rechts (also mehr südlich) der sogenannte Quarantaine-, links (also mehr nördlich) hingegen der eigentliche Kriegs- oder sogenannte Praktika-Hafen sich befindet. Auf den erstern sind hauptsächlich alle nicht russischen Schiffe, auch wenn sie nicht von verdächtigen Orten kommen, angewiesen. Ein besonderer Raum darin ist für die abbegrenzt, welche Quarantaine halten müssen. Darüber liegt auf hohem Ufer

die Citadelle; wehe dem Schiffe, dessen Führer wagen sollte, bevor Erlaubniß gegeben ist, den ihm angewiesenen Ort zu verlassen; es würde in der kürzesten Zeit in Grund und Boden zusammengeschoffen sein.

Der Hafen auf der mehr nördlichen Seite ist weit kleiner, aber auch um desto gesicherter gegen die gefährlichen Winde. Er führt den Namen des Pratika-Hafens, in dem die Schiffer in der freien Ausübung ihres Willens (in libera pratica) ungehindert sind, d. h. auslaufen können, wenn sie wollen. In der neuesten Zeit scheint er nur für Kriegs- und die zehn Aufsichtsschiffe bestimmt und allen andern, selbst russischen Capitänen, verschlossen zu sein. Die zehn eben genannten Aufsichtsschiffe haben die Controle für die einheimischen Fahrzeuge und bestimmen die Fahrt derselben zum Einlaufen in den einen oder andern Hafen.

Odessa bildet die Vermittelung zwischen dem Innern Bessarabiens, Neurußlands und selbst zum Theil einiger der mittlern russischen Gouvernements, wie Podoliens, Wolhyniens und der Ukraine. Hauptsächlich werden nur Rohprodukte ausgeführt, dagegen bei der bekannten Sperre gegen ausländische Fabrikate nur wenig Gegenstände eingeführt. Diese kommen auch wiederum mehr der Stadt, die, wie bekannt, ein Freihafen ist, zu Gute, als dem innern Lande. Odessa besitzt aus dieser Ursache, obwohl russische Stadt, fast nur sehr wenige russische Erzeugnisse. Alles was man außer Rohprodukten sieht, haben die übrigen Länder Europa's geliefert. Im Durchschnitt setzt der Export jährlich an Geld über 40 Million Silberrubel, also zwei und drei Mal mehr als der Import, in Bewegung.

Die Gegenstände des Exportes sind hauptsächlich Getreide, besonders Roggen, und außerdem Talg und Wolle. Das zuerst genannte kommt hauptsächlich aus der Ukraine, aus Podolien und Bessarabien, die beiden andern Gegenstände hingegen bezieht man aus Neurußland. Der Talg wird am meisten von Engländern gekauft und für die Maschinen benutzt. Meist besteht der letztere aber aus sogenanntem Leichenfett, was aus Fleisch bereitet wird. Dieses hat nämlich, der wenigen Consumenten halber, einen so geringen Preis in

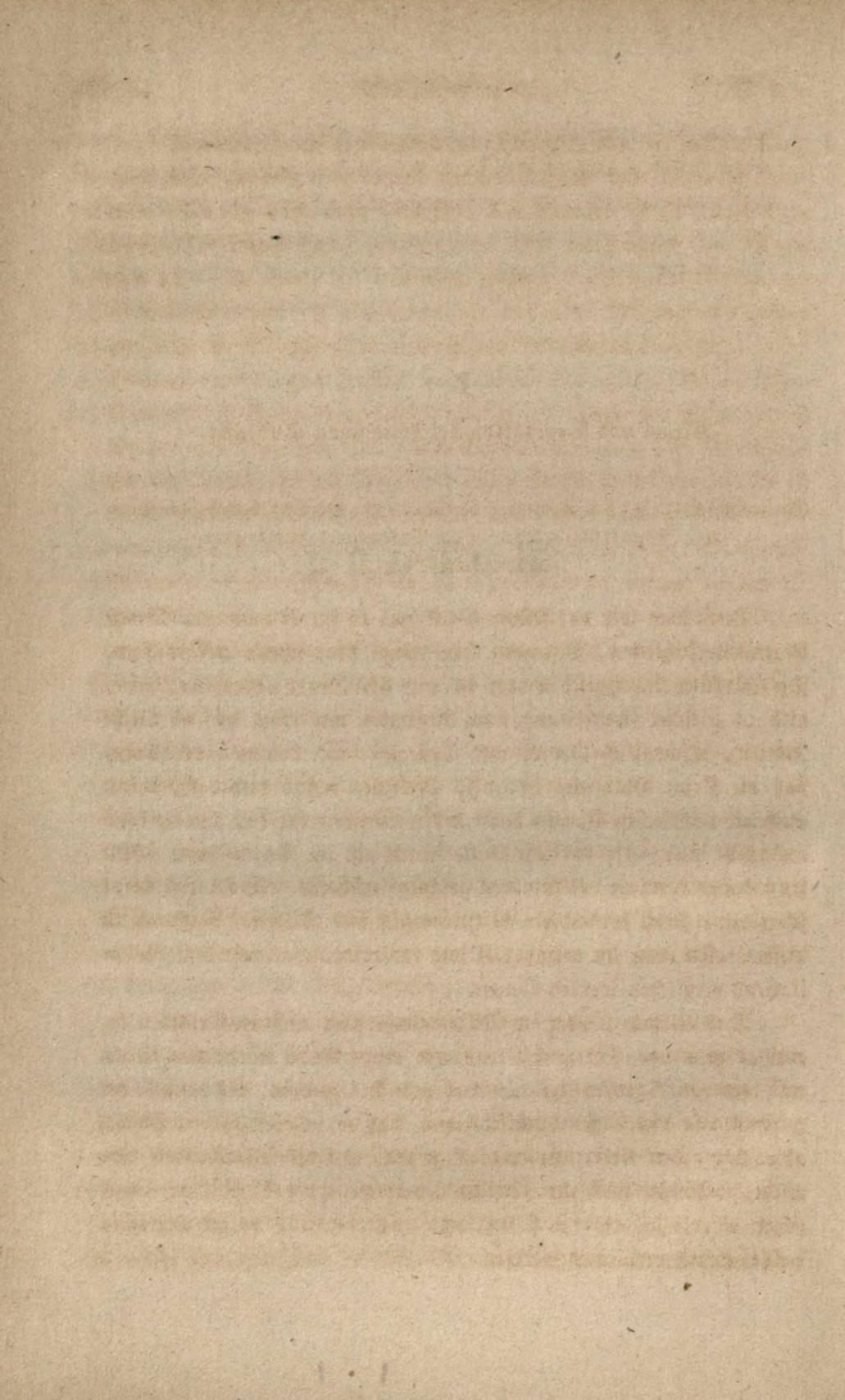
den oben genannten Provinzen Rußlands, daß es zum großen Theil in eigends dazu angefertigte Wasserbehälter geworfen wird, um daselbst eben in Leichenfett umgewandelt zu werden. Was die Wolle anbelangt, so gehört sie den schlechtern Sorten an, und steht im Preise so ziemlich mit der neuholländischen gleich. Die großen Erwartungen, welche man früher sich für Neurußland aus der Schafzucht versprach, haben sich gar nicht gerechtfertigt. Die Merino-Schafe, welche man mit sehr großen Opfern besonders aus Deutschland kommen ließ, sind allmählig wiederum ausgestorben und Steppenschafe an ihre Stelle getreten.

Die Zahl der Schiffe, die jährlich auslaufen, hat in den letzten Jahren gegen 1500 betragen und ist fortwährend im Steigen.

Mein Aufenthalt in Odessa dauerte nur wenige Tage. Die Stadt war mir aber von früher her sehr bekannt, da ich im Anfange des Jahres 1838, trotz Pest und Erdbeben, unter den angenehmsten Verhältnissen in ihr eine schöne Zeit von acht Wochen verlebte. Diese kurze Zeit reichte jetzt aus, um die Erinnerungen von Neuem zu beleben und vor Allem meine frühern Bekannten aufzusuchen; denn es trieb mich mächtig hin nach der Heimath und den Theuren, die diese einschloß. Rasch ging ich über Tiraspol vorwärts; Bessarabien, welches der Dnjestr von Neurußland trennt, betrat ich in Bender, dieser durch den kühnen Zug Karls XII. hinlänglich bekannten Festung. Diese fruchtbare Provinz, wenigstens der Theil nordwestlich vom Meere, berechtigt zu Hoffnungen; allenthalben sah ich angebaute Felder und üppige Wiesen, die mit der Zeit, wenn auch erst rationelle Landwirthschaft Wurzel gefaßt hat, wohl den doppelten und dreifachen Ertrag geben möchten. Bei Nowo-Selitzka verließ ich endlich das große russische Reich und betrat die Bukowina, um damit wiederum mehr vaterländischen Sitten und Gebräuchen entgegen zu gehen. Ein deutscher Postwagen erinnerte mich zuerst an das geliebte Vaterland. Ueber Tschernowitß reiste ich in angenehmer Gesellschaft nach Lemberg, hielt mich daselbst ein Paar Tage auf und ging dann weiter nach Krakau, der frühern Residenz der einst mächtigen Polen-Könige. Mehre von ihnen liegen dort begraben. Es

wurde Krakau später Freistadt, aber träumte nur kurze Zeit von der Freiheit, deren sie sich auch nie im Ernst erfreut hatte. Ueber Breslau, Dresden und Leipzig eilte ich endlich Jena, meinem damaligen Wohnorte, zu und langte nach mancher gefahrvollen Zeit, manchen Opfern, großen Mühen und vielen Beschwerden wiederum am 20. Oktober 1844 daselbst an.

U n h a n g.



I.

Klima und Vegetation der krim'schen Südküste.

Geographische Lage; der Sommer; der Frühling; der Spätherbst; der Winter; Eigenthümlichkeiten in der Vegetation; fremde oder eigenthümliche Gehölze.

Betrachten wir das Klima der Krim, so findet man eine Menge Eigenthümlichkeiten, die noch keineswegs hinreichend erklärt sind. Die Südküste liegt zwischen dem 44. und 45. Grade nördlicher Breite, also in gleicher Entfernung vom Aequator wie etwa das nördliche Italien, namentlich Genua und Venedig. Es kommt noch dazu, daß die Krim Halbinsel ist, also Seeklima besitzt und daß, wenn auch die nördlichen Ebenen den rauhen Winden des östlichen Europa ausgesetzt sind, die südliche Küste durch ein im Durchschnitt 4000 Fuß hohes Gebirge vollkommen geschützt erscheint. Westwinde herrschen vor; sonst kommt die Luftströmung aus Süden. Nach allem diesem sollte man ein gelindes Klima erwarten, was mit dem Norditaliens verglichen werden könnte.

Das Klima ist aber im Allgemeinen hart und entspricht nicht einmal dem von Mailand, was um einen Grad nördlicher liegt; mit dem von Nordfrankreich hat es manches gemein. Es besitzt aber wiederum so viel Eigenthümlichkeiten, daß es in eben so viel Fällen abweicht, als es übereinstimmt. Legt man auf die Pflanzenwelt Gewicht, so könnte noch eher England, und zwar der Theil, der 6—8 Grad nördlicher als die Krim liegt und ebenfalls volles Seeklima besitzt, damit verglichen werden.

Regelmäßige Witterungs-Beobachtungen sind, so viel ich weiß, noch nicht gemacht worden und genaue Jahres- und Monatsisothermen lassen sich noch nicht feststellen. Der Sommer ist im Allgemeinen heiß. Im Durchschnitt herrscht vom Mai bis August eine Wärme von 17—20 Grad R. Das zum großen Theil nackte Gestein der Felsenwände und die Steintrümmer auf dem Abhange vermehren am Tage die Wärme nicht unbedeutend. Erwärmte Luft steigt in die Höhe und wird durch Zufluß vom Meere aus ersetzt. Es herrschen demnach die Sommermonate hindurch am Tage die sogenannten Brisen oder Seewinde vor. Mit Sonnenuntergang tritt Windstille ein und dauert in der Regel die ganze Nacht hindurch. Dieses ist wohl hauptsächlich Ursache, warum die Temperatur des Nachts nur wenig fällt, ja selbst bisweilen höher als am Tage steigt. Die höchste Wärme, die Herr Rögner im Juli beobachtete, betrug einmal 27 Grad R., während sonst das Thermometer an den heißesten Tagen nur 24 Grad zeigte. Die Hitze wird um so fühlbarer, als Regen in dieser Jahreszeit zu den Seltenheiten gehört. Thau ist merkwürdiger Weise auf der Südküste selten und an vielen Stellen selbst gar nicht beobachtet worden. Obwohl das Ufergebirge im Durchschnitt nur eine Höhe von 4000 Fuß besitzt, so sind seine Felsen, d. h. die als Weideplätze benutzten Stellen des Rückens, doch außerordentlich kalt. Hier mögen die kalten Nord-Ost-Winde, die aus Sibirien kommen, ihren Einfluß geltend machen. Während im Sommer die Wärme auf der Küste, selbst noch bei 5—800 Fuß Höhe, sehr selten unter 17 Grad R. sinkt, so sind auf den Felsen 10 und 12, ja selbst 7 Grad eine gewöhnliche Erscheinung.

Die Südküste besitzt eigentlich keinen Herbst, aber einen doppelten Frühling, in so fern man unter Frühling das erneute Erwachen der Vegetation versteht. Der eigentliche Frühling, der mit dem unsrigen hinsichtlich der Zeit übereinstimmt und bald von Anfang oder selbst Mitte April bis Mitte Juni dauert, bald und zwar häufiger, im März beginnt und dann im Mai sein Ende erreicht hat, ist nicht wie bei uns die schönste Jahreszeit; es herrscht hier in jeder Hinsicht und durchaus die größte Veränderlichkeit. Diese Erscheinung

hat übrigens die Südküste mit vielen Ländern des Orientes gemein. Anfang März ist nicht selten das schönste Wetter und die Vegetation beginnt sich üppiger wie gewöhnlich zu entfalten; da tritt im April plötzlich kühles, ja selbst kaltes Wetter ein und das Thermometer sinkt selbst bis unter Null. Es scheint, als wollte nun erst der Winter beginnen.

Weit mehr Annehmlichkeiten bietet der Spätherbst, der eine Art zweiten Frühlings darstellt. Ein Theil der Sträucher und Bäume treibt von Frischem und erhält sogar frisches Grün. Gegen Ende August nimmt nämlich gewöhnlich die Hitze ab und es treten Herbsttage ein; Regen wechselt mit Wind und schönem Wetter ab. Gegen die Tag- und Nachtgleiche wird aus dem Winde Sturm, der nicht selten in Orkan ausartet und furchtbare Verheerungen hervorruft. In dieser Zeit regnet es viel. Der bis Anfang Septembers dürre, völlig ausgetrocknete Boden zieht begierig die ihm reichlich gebotene Feuchtigkeit an; Quellen, die gegen August hin versiecht waren, werden wieder flüssig.

Hat es sich — wie die Leute mir sagten — bis zu dem 3. und 6. Oktober abgerechnet, so heitert sich plötzlich der Himmel auf und es kommt das schönste Wetter im ganzen Jahre. Während die zweite Hälfte des Oktobers und namentlich der November und December in Deutschland sehr oft eine unangenehme Zeit ist, erscheint diese auf der Südküste der Krim als die freundlichste, wo vor Allem die Gehölze ein neues Leben beginnen. Diese regelmässig-schönen Tage dauern bis in die zweite Hälfte des Decembers, sehr häufig auch bis Neujahr.

Von nun an wechseln Wind und Regen wiederum mit Sonnenschein ab. Das Thermometer schwankt zwischen 2 — 6 Grad Wärme, fällt bisweilen unter Null, steigt aber auch bis 10 Grad. Der Regen verwandelt sich bisweilen in Schnee, der aber kaum länger als eine Stunde dauert und meist schon schmilzt, wie er fällt. Gegen Ende Februar oder im Anfange des März tritt in der Regel größere Kälte ein und es sinkt das Thermometer nicht selten bis 10 und 12 Grad unter den Gefrierpunkt. Mitte März kommen dann aber häufig

wiederum schöne, wenn auch kalte Tage und halten wohl eine Woche und länger an. Mit der Tag- und Nachtgleiche tritt von Neuem eine Veränderung ein, die gewöhnlich mit Temperatur=Erniedrigung verbunden ist. Es fällt das Quecksilber sehr häufig bis zu — 3 Grad R.

Die Zeit von Ende Januar bis Mitte April weicht aber wiederum in andern Jahren von der Norm, wie ich sie eben gegeben, wesentlich ab. Es soll Jahre gegeben haben, wo im Februar kaum ein Paar Grad Kälte eintraten; damit war auch der Winter zu Ende. Es erinnert mich diese Erscheinung lebhaft an das Klima von Tiflis, wo ich die Winter 1836/37, und 1843/44 verlebte. Den 20. Januar 1837 brachte ich, und zwar ohne mit besonders wärmern Kleidern versehen zu sein, während einer Jagdpartie die Nacht in der Nähe von Tiflis im Freien zu. Es war damals das schönste Wetter, wo die Mandeln anfangen, ihre Blüthen zu entfalten und am 10. Februar in der schönsten Pracht standen. Mitte April wurde es hingegen so kalt, daß man ohne Ueberrock nicht auszugehen wagte.

Auf der Südküste der Krim war im Jahre 1843 bis zum 17. März schönes Wetter; das Thermometer hatte bis dahin nie den Gefrierpunkt erreicht. Im Januar zeigte es sogar einmal 15, im Februar hingegen 13½ Grad Wärme. Plötzlich trat am 18. März Kälte ein, die am 21. bis zu 10 Grad stieg. Erst am 29. März stellte sich wiederum milderes Wetter ein; schon in den ersten Tagen des April zeigte das Thermometer 16 Grad Wärme. Im Jahre 1844, wo ich mich auf der Südküste befand, war der Winter im Allgemeinen gelinder gewesen; aber doch fiel das Quecksilber am 11. April auf +1 Grad, am 13. April sogar auf — 3 Grad. Im Jahre 1840 hatte man am ersten Osterfeiertage 8 Grad Kälte.

Man kann wohl denken, daß ein solches wechselndes Klima auf die Vegetation keinen guten Einfluß hat. Eine Menge Sträucher und Bäume, die in England im Freien gut gedeihen, kommen auf der Südküste deshalb gar nicht oder nur kümmerlich fort. Aber außerdem bemerkt man noch Eigenthümlichkeiten, die von großem Interesse sind. Während Orangen, selbst bedeckt, gewöhnlich erfrieren und

die Myrte im Freien ein kümmerliches Ansehen erhält, hat eine Datelpalme (*Phoenix dactylifera* L.), die selbst jetzt nicht mehr bei Smyrna, wo sie zur Griechenzeit doch gedieh, fortkommt, sieben Jahre lang, wenn auch bedeckt, im Freien ausgehalten. Merkwürdig ist, daß umgekehrt Azaleen und Rhododendren, die sogar bei uns leicht fortkommen, auf der Südküste im Freien nicht gut aushalten wollen. Die sonderbarste Erscheinung bietet unser Wachholder, der weder aus Stecklingen noch aus Samen gezogen auf der Südküste lange dauert und in der Regel schon nach drei und vier Jahren, und zwar immer nach einem Winter, wieder zu Grunde geht.

Alle Bäume haben in der Krim Neigung zur Strauchform, ja sämmtliches Gehölz wird nicht so hoch als bei uns. Selbst der Maßholder besitzt im Durchschnitte auf der Südküste und sonst nur eine Höhe von 12—16 Fuß. Sträucher, welche perennirende Blätter besitzen, wachsen hauptsächlich nur von September bis Neujahr und haben zum großen Theil während der Sommermonate in ihrem Wachsthum einen vollständigen Stillstand. Die übrigen Gehölze treiben jedoch, wie unsere Sträucher, im Frühlinge und zwar in größerer Ueppigkeit. Auch bei ihnen tritt im Sommer, wo wenig Regen und fast gar kein Thau fällt, mehr oder weniger ein Stillstand im Wachsthum ein. Obstaugen erhalten bis Juni oft Mannshöhe und Fingerstärke; im zweiten Jahre besitzen sie nicht selten schon eine nicht unbedeutende Krone. Steinobstkerne im Frühjahre gelegt, keimen schnell und können im zweiten Jahre oft schon okulirt werden. Ein Sämling der *Cupressus pyramidalis* Targ. Toz., also unserer gewöhnlichen Cypresse, hatte im vierten Jahre eine Höhe von 12 Fuß. Eine Eigenthümlichkeit der Krim ist es endlich noch, daß die Sommerleske häufig überwintert; eine Erscheinung, die übrigens auch bei uns hier und da vorkommt.

Was die Gemüse anbelangt, so scheinen sie sämmtlich auf der Südküste nicht gedeihen zu wollen. Es fehlt ihnen das Farte, was namentlich unsere Kohlsorten besitzen. Spinat wird ganz schlecht. Der Salat muß im Herbst gesät werden, damit er im Frühjahre Köpfe treiben kann. Sät man ihn im Februar und März, so geht

er zwar gut auf, treibt aber sogleich einen Stengel. Erbsen und Bohnen gedeihen nur an Stellen, wo es sehr feucht ist. Künstliche Bewässerungen helfen nicht viel. Alle Rübensorten gehen aus der Erde heraus und erzeugen nur unscheinliche, zum Theil selbst holzige Wurzeln. Es gilt dieses namentlich von der Mohrrübe. Wenn überhaupt Gemüse gedeihen soll, muß der Boden derb gedüngt werden, nach Herrn Mögner sogar bis zu $\frac{3}{4}$ Dünger enthalten.

Es wird nicht uninteressant sein, wenn ich hier ein Verzeichniß aller der Sträucher und Bäume, welche in der Krim nicht einheimisch sind, aber zu den dortigen Anlagen vielfach benutzt werden, folgen lasse. Man wird unter der Zahl viele finden, die wenigstens im nördlichen und mittlern Deutschland nicht im Freien aushalten. Ich habe diesem Verzeichniß auch einige krautartige Pflanzen beigefügt, indem diese wesentlich zur Verschönerung einzelner Gruppen beitragen und in dem Klima der Südküste mehr oder weniger ausdauern. Um zu sehen, welche Länder besonders beigetragen haben, ist auch das Vaterland hinter dem Namen angegeben. Auch die Gehölze haben eine Stelle gefunden, die in Deutschland zwar wild vorkommen, aber auf der Krim nicht einheimisch sind. Es versteht sich von selbst, daß mehre, namentlich tropische, im Winter bedeckt werden.

I. Magnoliaceae.

1. *Magnolia grandiflora* L. Nordamerika.
2. « *macrophylla* Mich. Ebend.
3. « *obovata* Thunb. Japan.
4. « *fusca* Andr. China.
5. « *umbrella* Desc. Nordamerika.
6. « *acuminata* L. Nordamerika.
7. *Illicium anisatum* L. Japan, China.
8. *Liriodendron tulipiferum* L. Ebend.

II. Anonaceae.

9. *Asinina triloba* Dun. Pennsylvanien, Florida.

III. Menispermeeae.

10. *Menispermum canadense* L. Nordamerika.
 11. *Cocculus laurifolius* Dec. Ostindien.

IV. Berberideae.

12. *Mahonia trifolia* Schult. Mexiko.
 13. « *fasciculata* Sims. Neugranada.
 14. « *diversifolia* Sweet. Laplata-Staaten.
 15. *Berberis iberica* Stev. Kaukasusländer.
 16. « *vulgaris* L. Europa, Orient.
 17. *Epimedium pinnatum* Fisch. Persien.

V. Ranunculaceae.

18. *Clematis florida* Thunb. Japan.
 19. « *azurea* Sieb. β . *grandiflora*. Japan.
 20. « *odorata* Wall. Ostindien.
 21. « *himalaica*? (*nepalensis* DC. oder *montana* Buch.?)
 22. *Paeonia Moutan* Sims. China.

VI. Tamariceae.

23. *Tamarix tetrandra* Pall. Südrußland.

VII. Cistineae.

24. *Cistus laurifolius* L. Spanien.

VIII. Cruciferae.

25. *Iberis sempervirens* L. Südeuropa.

IX. Ternstroemiaceae.

26. *Aristolelia Macqui* PHerit. Chili.
 27. *Gordonia Lasianthus* L. Nordamerika.
 28. « *pubescens* Lam. Carolina.
 29. *Stewartia Malachodendron* L. Nordamerika.
 30. *Camellia reticulata* Lindl. China.
 31. « *japonica* L. Japan.
 32. *Thea Bohea* L. China, Japan.
 33. « *viridis* L. China.

X. Sterculiaceae.

34. *Sterculia platanifolia* L. fl. China, Japan.

XI. Aurantiaceae.

35. *Citrus Aurantium* L. Nordafrika.

XII. Meliaceae.

36. *Melia Azedarach* L. Orient, Ostindien.

37. « *Azadirachta* L. Ostindien.

XIII. Pittosporaeae.

38. *Pittosporum Tobira* Ait. China, Japan.

XIV. Hypericineae.

39. *Hypericum balearicum* L. Balearen.

40. « *calycinum* L. Orient.

41. *Androsaemum officinale* All. Südeuropa, Orient.

XV. Tiliaceae.

42. *Tilia grandifolia* Ehrh. Mitteleuropa.

XVI. Malvaceae.

43. *Hibiscus syriacus* L. Syrien.

XVII. Hippocastaneae.

44. *Aesculus Hippocastanum* L. (?) Tibet.

XVIII. Sapindaceae.

45. *Koelreuteria paniculata* Laxm. China.

XIX. Diosmeae.

46. *Correa alba* Andr. Neuholland.

XX. Coriariaeae.

47. *Coriaria myrtifolia* L. Südeuropa, Nordafrika.

XXI. Meliantheae.

48. *Melianthus major* L. Südafrika.

XXII. Zanthoxyloae.

49. *Ptelea trifoliata* L. Nordamerika.

XXIII. Connaraceae.

50. *Cneorum tricoccum* L. Westliches Südeuropa.

51. *Ailanthus glandulosa* Dsf. China, Ostindien.

XXIV. Anacardiaceae.

52. *Rhus Cotinus* L. Orient, östliches Europa.
 53. « *Coriaria* L. Ebend.
 54. « *typhina*. Nordamerika.
 55. *Pistacia Terebinthus* L. Orient, südl. Osteuropa.

XXV. Juglandaceae.

56. *Pterocarya caucasica* Kunth Kaukasusländer.
 57. *Juglans regia* L. Südeuropa, Orient.

XXVI. Mimoseae.

58. *Acacia Iulibrissin* Willd. Orient.
 59. « *Farnesiana* Willd. Westindien.
 60. « *dealbata* Lk. Neuholland.
 61. « *Cavenia* Bert. Chili.
 62. « *acanthocarpa* Willd. Neugranada.

XXVII. Caesalpinaceae.

63. *Cercis Siliquastrum* L. Westliches Südeuropa.
 64. « *canadensis* L. Nordamerika.
 65. *Gymnocladus canadensis* Lam. Nordamerika.
 66. *Ceratonia Siliqua* L. Südeuropa, Nordafrika.
 67. *Cassia marylandica* L. Nordamerika.
 68. « *tomentosa* L. Südamerika.
 69. *Gleditschia caspica* Dsf. Orient.
 70. « *triacanthos* L. Nordamerika.
 71. « *sinensis* Lam. China.

XXVIII. Papilionaceae.

72. *Edwardsia microphylla* Salisb. Neuseeland.
 73. « *grandiflora* Salisb. Ebend.
 74. *Sophora japonica* L. Japan, China.
 75. *Erythrina Crista galli* L. Brasilien.
 76. *Phaseolus Caracalla* L. Ostindien.
 77. *Coronilla glauca* L. Süd-Westeuropa.
 78. *Robinia Pseudacacia* L. Nordamerika.
 79. « *viscosa* Vent. Ebend.

80. *Caragana frutescens* Dec. Sibirien.
 81. *Calutea orientalis* Lam. Orient.
 82. « *arborescens* L. Südeuropa.
 83. *Spartium junceum* L. Südeuropa.
 84. *Ulex europaeus* L. Westeuropa.
 85. *Cytisus Laburnum* L. Ebend.
 86. *Genista florida* L. Spanien.

XXIX. Amygdaleae.

87. *Prunus Laurocerasus* L. Südeuropa, Orient.
 88. « *Armeniaca* L. Orient. (?)
 89. « *domestica* L. Vaterland unbekannt.
 90. « *insititia* L. Mitteleuropa.
 91. « *Cerasus* L. Kleinasien, Pontus.
 92. « *avium* L. Ebend.
 93. *Amygdalus communis* L. Südeuropa. (?)
 94. « *Persica* L. Persien. (?)

XXX. Rosaceae.

95. *Rubus rosaefolius* Sm. Insel Mauritius.
 96. *Rosa semperflorens* Curt. Ostindien.
 97. « *sempervirens* L. Südöstliches Europa.
 98. « *Noisettiana* Red. Ostindien.
 99. « *Grevillei* Hook. China.
 100. « *Banksiae* R. Br. Ebend.
 101. « *bracteata* Roxb. Ebend.
 102. « *indica* L. China, Ostindien.
 103. « *Thea* Hort. Ostindien.
 104. « *involucrata* Roxb. Ostindien, China.
 105. « *moschata* Ait. Orient.
 106. « *Centifolia* L. Vaterland unbekannt.
 107. « *gallica* L. Süd- und Mitteleuropa.
 108. « *alba* L. Vaterland unbekannt.
 109. « *pimpinellifolia* L. Orient.
 110. « *altaica* Willd. Sibirien.

111. *Rosa Eglanteria* L. Südeuropa.
 112. « *cinnamomea* L. Mittel- und Südeuropa.

XXXI. Pomaceae.

113. *Pyrus communis* L. Südeuropa und Orient.
 114. « *Malus* L. Ebend.
 115. *Cydonia vulgaris* Pers. Südeuropa, Orient.
 116. « *japonica* Pers. Japan.
 117. « *lusitanica* Borkh. Spanien, Portugal.
 118. *Raphiolepis indica* L. Ostindien, China.
 119. « *salicifolia* Lindl. China.
 120. *Photinia serrulata* Lindl. Japan.

XXXII. Calycantheae.

121. *Calycanthus floridus* L. Karolina.
 122. *Chimonanthus fragrans* Lindl. Japan, China.

XXXIII. Granateae.

123. *Punica Granatum* L. Orient.

XXXIV. Myrteae.

124. *Myrtus communis* L. Südeuropa.

XXXV. Salicariaceae.

125. *Lagerstroemia indica* Dec. China, Japan.

XXXVI. Rhamneae.

126. *Colletia ferox* Gill. et Hook. Chili.
 127. *Rhamnus Alaternus* L. Südeuropa, Orient.
 128. *Paliurus australis* Grtn. Orient.

XXXVII. Celastrineae.

129. *Celastrus scandens* L. Nordamerika.
 130. « *buxifolius* L. Südafrika.
 131. *Evonymus japonicus* L. Japan.

XXXVIII. Saxifrageae.

132. *Escallonia rubra* Pers. Chili.
 133. « *floribunda* H. B. K. Neugranada.
 134. « *spectabilis* Hort. Vaterl. unbekannt.
 135. *Hydrangea Hortensia* Dec. China.

XXXIX. Onagrariaceae.

136. *Fuchsia coccinea* L. Südamerika.
 137. « *fulgens* Moq. Sees. Mexiko.

XL. Ribesiaceae.

138. *Ribes Uva crisa* L. Vaterland unbekannt.
 139. « *Grossularia* L. Ebend.
 140. « *reclinatum* L. Kaukasus. (?)
 141. « *rubrum* L. Südeuropa.
 142. « *alpinum* L. Süd- und Mitteleuropa.
 143. « *aureum* Pursh. Nordamerika.
 144. « *sanguineum* Pursh. Ebend.

XLI. Cacteeae.

145. *Opuntia coccinellifera* Mill. Südamerika.

XLII. Passifloreae.

146. *Passiflora coerulea* L. Peru.
 147. « *racemosa* Brot. Brasilien.
 148. « *hybrida* Hort. Vaterland unbekannt.

XLIII. Umbelliferae.

149. *Bupleurum fruticosum* L. Südeuropa, Nordafrika.

XLIV. Corneae.

150. *Aucuba japonica* L. Japan.
 151. *Benthamia fragifera* Endl. Nepal.

XLV. Caprifoliaceae.

152. *Lonicera Periclymenum* L. Mittel- und Südeuropa.
 153. « *Caprifolium* L. Südeuropa.
 154. « *sempervirens* L. Nordamerika.
 155. « *chinensis* Wats. China.
 156. *Symphoricarpos vulgaris* Mich. Nordamerika.
 157. *Viburnum Opulus* L. Europa, Orient.
 158. « *Tinus* L. Südeuropa, Nordafrika.
 159. « *rugosum* Pers. Canaren.

XLVI. Campanulaceae.

160. *Campanula pyramidalis* L. Süd-Osteuropa.
 161. *Trachelium coeruleum* L. Sardinien, Nordafrika.

XLVII. Compositae.

162. *Nardosmia fragrans* Rehb. Südeuropa, Nordafrika.
 163. *Santolina Chamae-Cyparissus* L. Ost-Südeuropa.
 164. *Matricaria capensis* Thunb. Südafrika.
 165. *Pyrethrum sinense* Dec. Japan und China.
 166. *Senecio cruentus* Dec. Teneriffa.
 167. „ *Cineraria* Dec. Südeuropa, Nordafrika.
 168. *Dahlia variabilis* Dsf. Mexiko.

XLVIII. Vacciniaceae.

169. *Vaccinium Arctostaphylos* L. Orient.

XLIX. Ericaceae.

170. *Rhododendron ponticum* L. Kaukasusländer, Kleinasien.
 171. „ *maximum* L. Nordamerika.
 172. *Azalea pontica* L. Kaukasusländer, Kleinasien.
 173. „ *viscosa* L. Nordamerika.
 174. „ *nudiflora* L. Ebend.
 175. *Arbutus Unedo* L. Südeuropa, Orient.
 176. *Erica arborea* L. Südeuropa, Orient.
 177. „ *carnea* L. Südeuropa.
 178. „ *mediterranea* L. Ebend.

L. Aquifoliaceae.

179. *Ilex Aquifolium* L. West- und Südeuropa, Orient.

LI. Ebenaceae.

180. *Diospyros Lotus* L. Orient.
 181. „ *Kaki* L. fil. Japan.

LII. Myrsineae.

182. *Myrsine africana* L. Südafrika, Abyssinien.

LIII. Apocynaeae.

183. *Arduina ferox* E. Mey. Südafrika.
 184. *Vinca major* L. Südeuropa.

185. *Nerium Oleander* L. Südeuropa.

186. « *odorum* Ait. Ostindien.

LIV. *Oleaceae*.

187. *Fraxinus excelsior* L. Europa.

188. « *oxycarpa* Willd. Kaukasusländer.

189. « *heterophylla* Vahl. Nordamerika.

190. « *Ornus* L. Südeuropa, Orient.

191. *Syringa vulgaris* L. Ost-Europa.

192. « *chinensis* Willd. China.

193. « *persica* L. Persien.

194. « *Josikaea* Jacq. fil. Ungarn.

195. *Ligustrum lucidum* Ait. China.

196. « *italicum* Mill. Italien.

197. *Olea fragrans* Thunb. China, Japan.

198. « *europaea* L. Süd-Europa, Orient.

199. *Phillyrea angustifolia* L. Süd-Europa.

200. « *media* Lk. Ebend.

201. « *latifolia* L. Ebend.

202. *Fontanesia phillyreaeoides* Lab. Syrien.

LV. *Jasmineae*.

203. *Jasminum fruticans* L. Südeuropa, Nordafrika, Orient.

204. « *humile* L. Südeuropa.

205. « *grandiflorum* L. Ostindien.

206. « *revolutum* Sims. Ebend.

207. « *officinale* L. Südeuropa.

LVI. *Polemoniaceae*.

208. *Cobaea scandens* Cav. Mexiko.

LVII. *Solanaceae*.

209. *Solanum Pseudocapsicum* L. Madera.

210. *Cestrum Parqui* L. Chili.

LVIII. *Bignoniaceae*.

211. *Tecoma radicans* Juss. Nordamerika.

212. « *capensis* G. Don. Südafrika.

213. *Aescynanthus grandiflorus* Spreng. Bengalen.

214. *Bignonia capreolata* L. Nordamerika.

215. *Catalpa syringaefolia* Sims. Eubend.

LIX. *Acanthaceae*.

216. *Gendarussa Adhatoda* Steud. Ceylon.

LX. *Scrophularineae*.

217. *Halleria lucida* L. Südafrika.

218. *Chelone barbata* Cav. Mexiko.

LXI. *Labiatae*.

219. *Rosmarinus officinalis* L. Südeuropa, Nordafrika.

220. *Salvia Grahami* Benth. Mexiko.

221. « *involuta* Cav. Mexiko.

222. *Phlomis fruticosa* L. Südost-Europa.

223. *Teucrium fruticans* L. Südeuropa, Nordafrika.

LXII. *Primuleae*.

224. *Primula chinensis* Lour. China.

LXIII. *Aristolochiaceae*.

225. *Aristolochia longa* L. Südeuropa, Orient.

LXIV. *Laurineae*.

226. *Laurus nobilis* L. Südeuropa, Orient.

227. *Oreodaphne foetens* Nees. Madera.

228. *Persea carolinensis* Nees. Nordamerika.

229. « *indica* Spr. Azoren, Canaren.

230. *Sassafras officinalis* Nees. Nordamerika.

LXV. *Elaeagneae*.

231. *Elaeagnus hortensis* Bieb. Orient.

LXVI. *Thymelaeaceae*.

232. *Daphne Laureola* L. Südeuropa.

233. « *Cneorum* L. Eubend.

234. « *odora* Thunb. Japan.

235. « *hybrida* Sweet. Vaterland unbekannt.

236. « *collina* Sm. Italien.

237. *Daphne oleoides* L. Orient.

238. « *pontica* L. Orient.

LXVII. *Garryaceae*.

239. *Garrya elliptica* Dougl. Californien.

LXVIII. *Moreae*.

240. *Morus alba* L. Orient.

241. « *multicaulis* Perrot. Vaterland unbekannt.

242. « *nigra* L. Südeuropa, Orient.

243. « *rubra* L. Nordamerika.

244. *Broussonetia papyrifera* Vent. Japan.

245. *Ficus Carica* L. Südeuropa, Orient.

LXIX. *Celtideae*.

246. *Celtis australis* L. Süd-Osteuropa.

247. « *Tournefortii* Lam. Kleinasien.

248. « *occidentalis* L. Nordamerika.

LXX. *Ulmeae*.

249. *Ulmus campestris* L. Europa, Orient.

250. » *effusa* Willd. Ebend.

LXXI. *Euphorbiaceae*.

251. *Buxus sempervirens* L. Südeuropa, Orient.

252. » *balearica* Lam. Balearen.

LXXII. *Myriceae*.

253. *Comptonia asplenifolia* Grtn. Nordamerika.

LXXIII. *Salicineae*.

254. *Salix babylonica* L. Syrien, Mesopotamien.

LXXIV. *Plataneae*.

255. *Platanus orientalis* L. Orient.

256. « *occidentalis* L. Nordamerika.

LXXV. *Balsamifluae*.

257. *Liquidambar styraciflua* L. Nordamerika.

LXXVI. Cupuliferae.

258. *Castanea vesca* Grtn. Südeuropa, Orient.
 259. *Quercus Ilex* L. Südeuropa, Nordafrika, Orient.
 260. « *Suber* L. Südeuropa, Nordafrika.
 261. « *Turneri* Willd. Canaren.
 262. « *virens* Ait. Nordamerika.
 263. « *palustris* Duroi. Ebend.
 264. « *coccinea* Wangenh. Nordamerika.

LXXVII. Abietineae.

265. *Pinus Sabiniana* Dougl. Californien.
 266. « *Pinea* L. Südeuropa, Orient.
 267. « *canadensis* Ait. Nordamerika.
 268. « *Nordmanniana* Led. Kaukasus.
 269. « *sibirica* Fisch. Sibirien.
 270. « *Cedrus* L. Syrien, Kleinasien.
 271. « *Pinsapo* Steud. Spanien.
 272. *Cunninghamia lanceolata* R. Br. China.
 273. *Araucaria excelsa* Ait. Neufaledonien.
 274. « *imbricata* Pav. Chili.

LXXVIII. Cupressineae.

275. *Juniperus communis* L. Europa, Orient.
 276. « *virginiana* L. Nordamerika.
 277. « *chinensis* L. China.
 278. *Cupressus pyramidalis* Targ. Toz. Südeuropa, Orient.
 279. « *horizontalis* Mill. Ebend.
 280. « *expansa* Targ. Toz. Ebend.
 281. « *pendula* Thunb. Japan.
 282. *Taxodium distichum* Rich. Nordamerika.
 283. *Thuja occidentalis* L. Nordamerika.
 284. « *orientalis* L. China, Japan.

LXXIX. Taxineae.

285. *Podocarpus elongatus* l'Hérit. Südafrika.
 286. « *macrophyllus* Wall. Japan, China.

287. *Gingko biloba* L. Japan.
 288. *Taxus baccata* L. Europa, Orient.
 289. « *hibernica* Hook. Irland.

LXXX. Palmae.

290. *Phoenix dactylifera* L. Nordafrika, Syrien.

LXXXI. Smilacaeae.

291. *Smilax excelsa* L. Orient.
 292. *Ruscus aculeatus* L. Europa, Orient.
 293. « *Hypoglossum* L. Südeuropa, Orient.
 294. « *Hypophyllum* L. Ebd.

LXXXII. Aloineae.

295. *Aloë margaritifera* Ait. Südafrika.
 296. *Yucca filamentosa* L. Virginien, Karolina.
 297. « *gloriosa* L. Ebd.

LXXXIII. Agaveae.

298. *Agave americana* L. Südamerika.

LXXXIV. Agapantheae.

299. *Phormium tenax* Forst. Neuseeland.
 300. *Agapanthus umbellatus* l'Hérit. Südafrika.

LXXXV. Amaryllideae.

301. *Alstroemeria ligtu* L. Chili, Brasilien.
 302. « *psittacina* Lehm. Brasilien.

LXXXVI. Gramineae.

303. *Arundo Donax* L. Südeuropa, Orient.

Ich muß übrigens noch bemerken, daß ich das Verzeichniß unter dem Beistande der Herren von Hartwiß, Rögner, Rehbach und Marko angefertigt habe. Von mehreren ist es mir übrigens doch sehr zweifelhaft, daß sie im Winter aushalten, selbst wenn sie bedeckt werden.

II.

Klima, Boden und Vegetation Südrusslands.

Die drei Zonen im Osten Europa's; Steppe, Wüste, Wiese, Matte und Pampas; Bodenverhältnisse; gleichförmige Ebene; Granitunterlage; Kreideformation; Steppenkalke; Temperatur; Niederschläge; große Trockenheit; die vier Jahreszeiten; Schneetreiben und Schneegestöber; Grabhügel; Vegetationszustände; das Haar- und Federgras; sonstige Pampaspflanzen; die Steppenvegetation; Hochkräuter; Burjan; der Springinsfeld; die Unterkräuter.

Klima und Bodenverhältnisse haben das südliche Rußland so eigenthümlich gestaltet, daß es wohl der Mühe werth sein dürfte, einige Worte darüber zu sprechen. Von dem Herzen Deutschlands zieht sich eine Ebene, nach Norden und Süden an Breite zunehmend, bis nach den Ural hin und bildet so einen Dreieck, von dem das eben genannte Gebirge die Basis darstellt. Im Norden haben geringe Erhebungen stattgefunden; selbst unbedeutende Höhenzüge, die sich im Nordost befinden, aber an ihren höchsten Stellen kaum etwas über tausend Fuß über dem Spiegel des Meeres liegen, können bei einer Ausdehnung von vierzig Längen- und eben so viel Breitengraden kaum in Rechnung gebracht werden. An den meisten Stellen ist die Oberfläche wellenförmig, doch nur in einem Grade, daß die Hügel und Plateaus in Betreff ihrer Lage über dem Meere kaum

eine Höhe von einigen Hundert Fuß beſitzen; es giebt aber auch Gegenden, die vollſtändig eine Ebene, der des Meeres gleich, bilden.

Im Norden dieſer weiten Ebene befinden ſich große Wälder, die zum Theil ſeit Jahrtauſenden nicht gelichtet ſind, zum Theil aber auch jetzt gelichtet werden. Der Boden iſt dort allenthalben mit einer ſtarken Humusdecke verſehen und das Klima unterſcheidet ſich hiñſichtlich ſeiner Veränderung nur wenig von dem Deutschlands. Nach Oſten und Süden zu nehmen die Wälder ab, ſo daß im 50. Grad nördlicher Breite in den Meridianen des Schwarzen Meeres kaum noch Buſchwerk und Haine vorkommen. Mehr nach Oſten zu gehen die Wälder nicht einmal ſo weit nach Süden herab; die Waldgrenze beginnt bereits dort mit dem 55. Grad nördlicher Breite.

Es iſt wohl kein Zweifel, daß der waldloſe Zuſtand des Südens in der ganzen Reihe von Jahren, wo Menſchen exiſtirt haben, ebenfalls vorhanden geweſen iſt und allmählig die Eigenthümlichkeiten hervorgerufen hat, die jetzt Neurußland, das Land der Donſchen Koſaken und Giſkaukaſten, ſo wie die untern Wolga-Länder vor Allem auszeichnen. Die hier wohnenden Völker waren gezwungen, ihren Wohnort öfters zu wechſeln, da eine und dieſelbe Stelle nicht im Stande war, den Menſchen mit ſeinem Vieh zu ernähren. Ackerbau gedeiht nur in wenigen guten Jahren; ſo geſtaltete es ſich von ſelbſt, daß hier nur Nomaden leben konnten.

Ganz anders verhielt es ſich in der Mitte, wo Wälder und waldloſe Gegenden aneinander grenzten und ſich eine Zone bildete, in der weder das Eine noch das Andere das Uebergewicht erhielt. Durch des Menſchen Thätigkeit wurde den beiden Zonen, der Waldzone im Norden und der waldloſen Zone im Süden, allmählig Boden abgewonnen; es vergrößerte ſich die Mittelzone, in der vor Allem der Ackerbau gedieh und die deswegen auch von Ackerbau treibenden Völkern bewohnt wurde. Die nördliche Zone mit ihren Wäldern hatte ebenfalls ihre Eigenthümlichkeiten, die wiederum die Menſchen dort beſtimmten, eine Lebensart ſich zu wählen, die damit harmonirte. Die Wälder geſtatteten ebenſowenig, wie die waldloſen Gegenden im Süden, Ackerbau, dagegen boten ſie Wild und andern Thieren Aufenthalts-

orte dar. Die Menschen in diesen Wäldern wurden nothwendiger Weise Jäger.

Ich wende mich für den Zweck dieses Buches der südlichen von den drei erwähnten Zonen zu, da durch diese ein großer Theil meiner Reise führte. Man nennt die offenen, waldlosen, aber mit hohen Kräutern bedeckten Gegenden Steppe, trägt aber mit Unrecht in der neuesten Zeit diesen Namen auch auf pflanzenlose Gegenden überhaupt, auf Salz- und andere Wüsten, über. Das Wort Steppe ist russischen Ursprunges und wird zunächst von Vegetationszuständen benutzt, wie wir sie in Deutschland gar nicht kennen, wie sie jedoch im östlichen Südeuropa, in Sibirien und in Armenien sehr häufig vorkommen. Aber nicht allenthalben in genannten Ländern sind Steppen, sondern sie wechseln mit Pampas und Wüsten einerseits und mit Wiesen andererseits ab. Es ist deshalb nothwendig, die verschiedenen Begriffe von Steppe, Wiese, Pampas und Wüste wissenschaftlich festzustellen, bevor man überhaupt davon sprechen kann.

Unter Wüsten versteht man größere und kleinere Landstriche, in denen den Pflanzen gar nicht oder nur karg die Bedingungen geboten sind, unter denen sie gedeihen können. Es kommen selbst nur wenige und dann eigenthümliche Pflanzen vor, die für dergleichen unfruchtbare Landstriche auch besonders organisiert sind. Alle haben ein sparriges Wachsthum und sind meistens, wenigstens an der Basis, mehr oder weniger holzig. Blätter entwickeln sich überhaupt in geringerm Grade, als es sonst bei ähnlichen Pflanzen der Fall ist, und haben ein mehr graugrünes Ansehen. Jährige Kräuter kommen höchst selten vor, Bäume gar nicht. Die Vegetation ist das ganze Jahr hindurch dieselbe; kaum ist sie in den Ländern der gemäßigten Zone, wo Wüsten vorkommen, während des Frühlings, in den heißen Gegenden aber während der Regenzeit etwas frischer. Die Ursache der Wüste kann im steinigten Boden, im Flugsand oder einem, wenigstens im Uebermaße, den Pflanzen schädlichen Beisage im Boden liegen; darnach erhalten wir die Stein- und Geröll-, die Sand- und endlich die Salzwüsten. In den zur dritten oder südlichen Zone gehörenden Länderstrichen kommt meines Wissens nur die Salzwüste

vor, während Sandwüsten jenseits des Caspischen Meeres, Geröllwüsten, z. B. in Kleinasien die den Alten schon bekannte westliche Katakekaumene, und Steinwüsten, hauptsächlich in Arabien und in der Sahara beobachtet sind. Die Russen nennen die Salzwüsten am untern Terek, an der untern Kuma, an der Manytsch, am Elton-See u. s. w. nicht leicht Steppe, sondern häufiger Solnize, ein Wort, was unserm Ausdruck Salzwüste entspricht. Göbel's Reise geschah nicht, wie er selbst sagt, in den Steppen Südrußlands, sondern hauptsächlich in den Salzwüsten.

Steppe und Wiese, denen man noch Matte hinzufügen kann, sind der directe Gegensatz von den verschiedenerlei Wüsten. Steppe entspricht dem Hochwalde, nur daß hier die Pflanzen holziger und dort krautartiger Natur sind. Wie in dem Hochwalde, so sind auch in der Steppe größere Pflanzen vorhanden, deren Verästelung nicht an der Basis, sondern oberhalb des ersten Drittels des Stengels geschieht. Wie ferner im Hochwalde sehr oft kleineres Gesträuch, sogenanntes Unterholz, vorhanden ist, was den Stamm der Bäume oft umgiebt, in der Regel aber an den Rändern am Besten gedeiht, so wachsen auch hier kleinere Kräuter von 1 und 2 Fuß Höhe unter den großen, 6, 8, ja selbst 10 und 12 Fuß hohen Pflanzen. Kräuter von 20 und 30 Fuß Höhe, von denen andere Reisende sprechen, habe ich nirgends auf den Steppen gesehen; es mag wohl überhaupt diese Angabe auf einem Irrthum beruhen.

Diesen Steppen entsprechen einigermaßen in Amerika die Savannen. Doch stehen hier die Kräuter gedrängter und haben eine gleichere Größe. Es tritt wenigstens der Unterschied von Hoch- und Unterkraut nicht so deutlich hervor. Die Höhe der einzelnen Pflanzen beträgt bald nur 3 und 4, bald aber auch 6 und 8, ja selbst 10 und 12 Fuß. Im erstern Falle gehen die Savannen in die Wiesen über. Die nordamerikanischen Prairien, wie sie namentlich in Canada vorkommen, möchten zum Theil hierher gehören, zum Theil aber auch ächte Wiesen sein. Washington Irving's Prairien sind aber ächte Savannen. Diese unterscheiden sich aber außerdem noch wesentlich von den Steppen, daß Boskets von Sträuchern häufiger

vorkommen und Gräser, namentlich aber Halbgräser, eine größere Rolle spielen. In den Steppen fehlt zwar das Gesträuch nicht absolut, aber es bildet nicht leicht Boskets, sondern mehr ein Gestrüpp, was hauptsächlich an Rändern vorkommt. In den ächten Steppen spielen ferner die Gräser eine untergeordnete Rolle und Poa-, Festuca- und Bromus-Arten (Rispengräser, Schwingel und Trespen) sieht man nur als Unterkraut.

Auf den Wiesen haben alle Pflanzen ziemlich die gleiche Höhe von $1\frac{1}{2}$ — 3 Fuß; nur wenige ragen heraus. Gräser, Papilionaceen, Compositen und oft Glockenblumen herrschen vor. Die Verästelung geschieht nicht auf eine sparrige Weise und ist überhaupt gering. Die Pflanzen berufen sich zum großen Theil so, daß man den Boden gar nicht sehen kann. Wenn man auf einer Wiese etwas fallen läßt, so wird es von den untern sogenannten Wurzelblättern der Pflanzen, besonders der Gräser, getragen. Nicht so ist es, selbst in den dichtesten, Steppen, wo schon leichtere Gegenstände alsbald den Boden berühren. Bei weniger dichtem Pflanzenwuchse vermag man sogar die Erde mit den Augen zu unterscheiden.

Den Wiesen schließen sich die Matten an. Hier ist der Pflanzenwuchs noch dichter und die Kräuter erreichen eine geringere Höhe. Schon von der Wurzel aus verästeln sich die meisten vielfach; aber die Aeste sind kurz, zertheilen sich mehrmals und tragen fast sämmtlich Blüthen, so daß weder Steppen noch Wiesen dieselbe Farbenpracht aufzuweisen im Stande sind. Die beiden jetzt eben genannten Vegetationszustände besitzen auch eine bestimmte Zeit, und zwar den späten Frühling, wo sie am Meisten Blumen besitzen. Das ist aber nicht bei der Matte der Fall, wo die Pflanzen hinsichtlich ihrer Blüthezeit häufiger abwechseln. Matten kommen zwar hauptsächlich in höhern Gebirgen vor, wo sie besonders den Rücken und zwar am liebsten die Nähe der Gletscher einnehmen, sie steigen aber auch, wie es im Südosten des kaukasischen Gebirges zum Beispiel der Fall ist, auch bis in die Ebene herab.

Unter Pampas und Planos versteht man ursprünglich die großen Ebenen am Ausfluß des Laplata und südwärts ungefähr

bis zum 40. Grade, sowie die ungeheuren Ebenen in Guiana und sonst im tropischen Amerika, welche nur eine Zeitlang eine mehr oder weniger frische Vegetation besitzen und dann, wenn die Bedingungen, unter denen die Pflanzen nur gedeihen können, fehlen, eine Wüste bilden, die um so öder ist, als gar keine oder außerordentlich wenig Pflanzen mehr vorhanden sind. Selbst die ächten Wüsten geben nicht das Bild eines in der That vollständigen Mangels aller Vegetation, wie es bei den Pampas in der Regel neun Monate lang der Fall ist. Es giebt keinen traurigeren und selbst gefährlicheren Aufenthalt als den während der trocknen Zeit in den Pampas und Planos. Alles Leben ist erstorben. In dem Boden, der keine Spur von Feuchtigkeit mehr besitzt, ruhen die Knospen in Form von Zwiebeln oder Knollen oder an Rhizomen, um schnell, wenn die nährenden Feuchtigkeit kommt, Blätter, Blüthen und Früchte zu treiben und dann von Neuem einen neunmonatlichen Schlaf anzutreten.

Ich habe bereits darauf hingedeutet, daß im Süden Rußlands, also in der dritten waldlosen Zone, hauptsächlich Steppen, aber auch Pampas und Salzwüsten vorkommen. Es versteht sich von selbst, daß es auch Vegetationszustände giebt, die weder den Charakter des einen, noch den des andern vollständig ausgeprägt besitzen. Solche Zustände finden sich häufig an der Grenze. Namentlich haben wir im südlichen Rußland Pampas, in denen während der trocknen Jahreszeit das vegetabilische Leben nicht vollständig erstickt erscheint. Es ist dieses z. B. mit der Ebene Noghai (im engern Sinne) oder dem Festlande des taurischen Guvernements der Fall.

Die genannten Vegetationszustände hängen, wenn sie nicht durch des Menschen Zuthun verändert worden sind, einerseits vom Boden und andererseits von den klimatischen Verhältnissen ab. Betrachten wir demnach zuerst den Boden des südlichen Rußlands etwas näher, so finden wir, daß Revolutionen, durch unterirdische Kräfte hervorgerufen, nirgends in der Weise sichtbar sind, daß sie den Boden wesentlich verändert hätten. Wir haben außer einem Granitstreifen nur Flözgebilde, und zwar keiner ältern Zeit angehörig, welche die eigentliche feste Decke des Bodens bilden. Darauf ruht in

der Regel ein thoniges Alluvium, was wiederum von einer mehr oder minder mächtigen Schicht Dammerde bedeckt wird. An einigen Stellen im Süden liegt auf der felsigen Grunddecke des Bodens Meeresand, der sich auch nach dem Binnenlande fortsetzt, aber dann von Alluvium und Dammerde bedeckt erscheint.

Ohne Ausnahme weiß man jetzt, daß die frühere Meinung, wornach im Innern der Erde, auf gleiche Weise wie in dem menschlichen Körper die Adern, Wassergefäße existiren sollten, auf keinen wissenschaftlichen Untersuchungen beruht. Im Gegentheil hängt das Wasser im Innern der Erde genau vom Regen und überhaupt von der aus der atmosphärischen Luft fallenden Wassermenge ab. Wo es wenig regnet, giebt es wenig oder gar keine Quellen; in der Zeit, wo wenig Regen fällt, fließen auch die Quellen sparsamer. Damit sich die letztern aber bilden können, ist ein Boden nothwendig, der mehr oder wenig porös ist und in seinem Innern Räume besitzt, in denen sich die Wassermengen sammeln. Es muß ferner wenigstens der Boden wellenförmig oder besser mehr oder weniger gebirgig sein, damit die an den höhern Stellen eingedrungenen Wassermengen, wenn durch erneuten Regen Druck von oben kommt, an niedrigen Orten abfließen, d. h. auf der Oberfläche der Erde als Quellen erscheinen und Bäche und Flüsse speisen, also ihnen als Zufluß zur Vermehrung ihrer Wassermenge dienen können. Wo diese Bedingungen nicht geboten sind, wird stets Wassermangel vorherrschen.

Werfen wir einen Blick auf das südliche Rußland, so sehen wir eine wenig unterbrochene oder sogar eine gleichmäßige Ebene, die kaum ein Paar hundert, oft sogar nur wenige Fuß über dem Spiegel des Meeres liegt. Der Unterschied zwischen Höhe und Niederung ist so unbedeutend, daß selbst bei dem porösesten Boden nie eine solche Ansammlung von Wasser geschehen kann, als daß sich für das ganze Jahr Quellen bilden könnten, die in den Niederungen ihren Ausfluß hätten. Der höchste Punkt in Südrußland vom Pruth und Dnjestr bis an die Wolga ist der Bagdo, ein kleiner Berg von nur

240 Fuß Höhe. Gewöhnlich beträgt der Unterschied zwischen Höhe und Niederung nur wenige, kaum 30 — 60 Fuß.

Es kommt nun noch dazu, daß in dem Boden gerade die innern Räume und Spalten fehlen, in denen Ansammlungen von Wasser geschehen könnten. Aller Regen dringt, insofern er nicht sogleich wiederum verdunstet, in den Boden bis zur harten Felsendecke ein und sammelt sich hier. Je tiefer diese liegt, um so mehr können sich Wasser ansammeln und um so mehr vermögen diese den austrocknenden Kräften der atmosphärischen Luft zu widerstehen. Wie wünschenswerth es ist, daß möglichst viel Wasser eindringt, geht daraus hervor, daß in einzelnen Gegenden oft ein ganzes Jahr und mehr vergehen kann, ehe ein Tropfen Wasser fällt. In der Regel regnet es nur im Frühjahr und im Herbst oder es fällt im Winter Schnee; die ganze wärmere Jahreszeit von Ende Mai bis Mitte September ist zum großen Theil regenlos.

Wenn man nun bedenkt, daß in der genannten Zeit und hauptsächlich von Mitte Juni bis August die Erde von der stets gleichen Sonne so ausgetrocknet und erwärmt wird, daß immer ein aufsteigender, nie vollständig mit Wasserdunst gesättigter Luftstrom alle Feuchtigkeit, die das nahe Meer bringen könnte, schnell verzehrt und die etwa entstehenden Wolken in einer Höhe erhält, wo sie keinen Niederschlag bilden; wenn man nun ferner weiß, daß die aufsteigende wärmere Luft durch andere ersetzt wird, die aus Nordost und Ost kommt und an und für sich schon mit Wasserdunst keineswegs gesättigt erscheint, so begreift man die Trockenheit, die einerseits in der Luft herrschen muß und andererseits sich dem Boden mittheilt. Diese Trockenheit wird um so größer sein, je unfruchtbarer der Boden an und für sich ist und demnach je weniger Pflanzen den aufsteigenden Luftstrom zu mindern vermögen, aber um so geringer hingegen, je mehr Mächtigkeit das Alluvium und die Humusdecke besitzt und demnach auch eine kräftigere Vegetation sich bilden kann. Im erstern Falle bilden sich die Vegetationszustände, die ich mit dem Namen Wüste und Pampas belegt habe, im letztern aber die Steppen.

Ich habe früher schon gesagt, daß die felsige Decke des Bodens in Südrussland nach den bisher stattgefundenen Untersuchungen aus Granit oder aus Kalk besteht. Der letztere gehört entweder der Kreideformation an oder einer sehr neuen Zeit, dem sogenannten Steppenkalke. Die felsige Decke unter dem Alluvium und der Dammerde übt aber ebenfalls einen Einfluß aus, der in Anschlag gebracht werden muß. Was zuerst den Granit anbelangt, so bildet er, wie schon gesagt, einen schmalen Streifen, der am Asoffschen Meere, und zwar hart an der Grenze der Noghai-Ebene im Osten, auf dem rechten Ufer der Berda beginnt und sich in nordwestlicher Hinsicht bis nach Volhynien und Podolien hinein fortsetzt. Granit ist es, der südlich von Kijoff (Kiew) an den Ufern des Dnjepr zum Vorschein kommt und die dortigen Schnellen hervorruft.

Der Granit trägt allerdings deutliche Spuren unterirdischer Revolutionen und erscheint selbst als Trümmergestein bei den sogenannten Schnellen oder Wasserfällen des Dnjepr. Wo er zu Tage kommt, bildet er durch sein Verwerfen hinlänglich Spalten und Räume, in denen sich Wasser ansammeln könnten und gewiß auch ansammeln, aber die Spalten liegen tiefer als die Niederungen. Aus dieser Ursache kommen die dort angehäuften Wassermengen nur zum sehr geringen Theil der Oberfläche des Bodens und der dort wachsenden Vegetation zu Gute, und fließen ohne Zweifel in unterirdischen Spaltenräumen dem Meere und den größern Flüssen, die ein tief eingeschnittenes Bette haben, zu. Wo Granit ist, zeigt sich ferner der Boden am Meisten uneben; die Niederungen sind Thälern ähnlicher und hier und da kommen selbst Felsen als Erhöhungen zum Vorschein, oder kleinere Steintrümmer bedecken den Boden. Wo das Letztere der Fall ist und geringe Verwitterung stattgefunden hat, ist die Vegetation ärmlich. Besser wird sie aber schon da, wo eine Schicht grauen, gelb oder röthlichen Thones mit Salzen, namentlich Kochsalz und Salpeter geschwängert, vorhanden und mit allerhand Alluvialgebilden und selbst mit Dammerde gemengt ist. Je mächtiger diese Schicht ist, um so mehr gedeiht auch die Pflanzenwelt auf ihr. Im Allgemeinen herrscht aber auf Boden mit granitner Unterlage keine

üppige Vegetation; sämtliche Pflanzen erreichen keine bedeutende Höhe und stehen weniger dicht beisammen. Der Russe hält diesen Boden außerdem noch für kalt und giebt hauptsächlich diesem Umstände die geringere Fruchtbarkeit Schuld.

Die Kreideformation hat ihre hauptsächlichste Entwicklung auf der Ostseite des Granitstreifens, den sie an der Berda auch hier und da umlagert. Sie breitet sich in der ganzen Ukraine aus und trägt dort kleine Wälder und einen Boden, der sich sehr zum Ackerbau eignet. Weiter nach Osten zieht sie sich durch das Land der Don'schen Kosaken. Dieser fruchtbare Boden hat eine eigenthümliche, oft mächtige Schicht, von den Großrussen Tschernosom (Schwarzerde), von den Kleinrussen aber Redzina genannt. Sie besteht zum großen Theil aus Dammerde und weniger aus einem fetten Tone, besitzt ein schwarzes Ansehen, trocknet aber leider sehr schnell aus und zerfällt in eckige Stücke. Eben so schnell zieht sie hinwiederum Feuchtigkeit an und verwandelt sich bei Uebermaß von Wasser in einen schwarzen Brei. Die Fruchtbarkeit wird durch einen geringen Gehalt an Salpeter erhöht. Der Kreidekalk ist mehr oder weniger porös, zieht die Feuchtigkeit der obern Schicht bis zu einem bestimmten Grade an und bildet hier und da Quellen. Da das Gestein sich leicht zerbröckelt, so erscheint das Wasser der Quellen und Bäche in der Regel trübe und milchig. Die Russen nennen dergleichen Bäche mit dem Namen Maloschnaja Käki, d. h. Milchbäche.

Der Steppenkalk hat seine größte Verbreitung im Süden und kommt hauptsächlich im westlichen Theile der Noghai-Ebene und in der Krim, ferner westlich vom Dnjepr im ganzen Cherson'schen Gouvernement bis nach dem südlichen Podolien und zu dem Dnjestr vor. Auf der andern Seite breitet sich diese Formation im Norden des Kaukasischen Gebirges aus. Hier bildet er einen wellenförmigen Boden, in den zuerst genannten Länderstrichen hingegen eine gleichförmige Ebene, die fast nirgends unterbrochen wird. Sie wird von einer mehr weniger mächtigen Schicht bedeckt, die nach unten thonig und mit Dammerde vermischt erscheint, nach oben hingegen nur aus der letztern besteht. Oft liegt zwischen dem Steppenkalke und der fest

darüber liegenden Schicht noch Sand, der ächter Meeresand aus der neuesten Zeit ist und an einzelnen Stellen auch zu Tage kommt. Die obere Dammerde ist bisweilen mit wenig Thon und noch weniger Sand versetzt, enthält etwas Salpeter und hat ein schwarzes Ansehen. Sie ist außerordentlich fruchtbar und ernährt in der Regel eine üppige Steppenvegetation. Diese oberste, unmittelbar die Oberfläche bedeckende Schicht hat große Aehnlichkeit mit der Tschernosom oder Schwarzerde, unterscheidet sich aber wesentlich dadurch, daß sie ausgetrocknet, nicht in eckige Stücken, sondern in einen feinen Staub, der in der wärmern Zeit unerträglich werden kann, zerfällt.

Was die klimatischen Verhältnisse anbelangt, so zeichnen sich die Länder der waldlosen Zone durch Extreme aus. Während die mittlere Jahreswärme 6—8 Grad beträgt, steigt das Quecksilber an einigen Stellen, die der Wärme-Entwicklung gerade günstig liegen, bis zu 32 Grad und selbst mehr, während es wiederum und zwar bisweilen an denselben Orten im Winter bis zu 26—28 Grad unter den Nullpunkt sinkt. Im Januar besitzen die Länder im Norden des Schwarzen Meeres eine und dieselbe Temperatur wie Stockholm, nämlich die Monatsisotherme von -4° R., im Juli hingegen herrscht in den zuerst genannten Gegenden das Klima von Madeira mit der Monatsisotherme von $+18^{\circ}$ R. Es kommen demnach im Verlaufe der zwölf Monate in den Ländern nördlich vom Schwarzen Meere alle Klimate vor, die zwischen denen von Madeira und Stockholm liegen. Stockholm liegt aber ziemlich um eben so viel Breitengrade nördlicher, als Madeira sich südlicher befindet. Die waldlose Zone des südlichen Rußlands besitzt demnach die Temperatur von 27 Breitengraden. Wie groß die Einwirkung eines so wechselnden Klima's auf die Vegetation hauptsächlich, aber auch auf das organische Leben überhaupt, sein muß, kann man sich denken. Sie ist um so größer, als sich der Wechsel schon auf einzelne Tage beschränkt. Man kann die erste Hälfte des Tages mit leichter Kleidung einhergehen und muß in der zweiten zum Pelze greifen.

Eben so groß die Extreme zwischen Hitze und Kälte erscheinen, eben so groß und selbst noch größer sind sie in Betreff der Nieder-

schläge. Nach dem, was ich schon vorausgeschickt habe, wird man finden, daß überhaupt Regen weit feltner eintritt, als es bei andern Verhältnissen unter gleichen Breitengraden sein müßte. Hier kommt noch die große Differenz der Niederschläge während der kühlern und während der wärmern Jahreszeit hinzu. Im ersten Frühjahre, Spätherbste und Winter betragen die Niederschläge zusammengenommen gegen 350—400 Millimeter, in der übrigen warmen Jahreszeit hingegen kaum 100—150 Millimeter. In Berlin beträgt für die zuerst genannte Zeit der Niederschlag 1400 Linien, in der andern hingegen 1750 Millimeter; trotz der nördlichen Lage Berlins ist demnach die Menge des meteorischen Wassers in der kühlern Zeit weit größer, als in den Ländern im Norden des Schwarzen Meeres. Die Differenz ist in der wärmern Jahreszeit selbst bedeutender.

Leider besitzen wir für die Länder, von denen ich eben spreche, noch gar keine Witterungsbeobachtungen, die eine Reihe von Jahren hinter einander angestellt worden wären. Eine mittlere Zahl läßt sich eigentlich noch gar nicht feststellen. Es giebt Jahre, wo die Niederschläge überhaupt bedeutend sind, und wiederum andere, denen sie ganz und gar abgehen, wo es also weder regnet, noch schneiet. Aufmerksame Beobachter kennen Zeiten, wo in einem Zeitraume von 22, ja andere sogar von 23 Monaten, auch kein Tropfen Regen zur Erde kam. Bisweilen folgen fünf und sechs Jahre auf einander, in denen ziemlich viel Regen fällt; dann kommt wieder eine längere Trockenheit. Gerade dieser Umstand ist es, der den Ackerbau in diesen Gegenden zum großen Theil und für jetzt wenigstens, wenn auch nicht unmöglich, doch precär macht. Die größten Proviantmagazine sind nicht im Stande, mehre Jahre hindurch Missernten auszugleichen.

Es kommt ferner dazu, daß die Niederschläge primär und secundär die Wassermengen in den Flüssen und Bächen bedingen. Die großen Flüsse bringen im Frühjahre eine Menge Wasser aus der Wald- und mittlern Zone herab und erhalten selbst von den sogenannten Steppenflüssen, d. h. denen, die in der waldlosen Zone ihren Ursprung haben, oft so reichliche Nahrung, daß sie übertreten und

große Strecken überschwemmen. Je mehr der Boden sich mit Feuchtigkeit sättigen kann, um so länger wird er auch dem Austrocknen widerstehen und um so mehr vermag er die Vegetation im raschern Wachsthum zu unterstützen. Sind die Ueberschwemmungen nur gering gewesen, oder haben gar nicht stattgefunden, so erhalten auch die Steppenflüsse wenig Nahrung und versiechen schon außerordentlich bald. Mit dem Versiechen dieser Wasser tritt in der Regel ein völliger Stillstand im Wachsthum der Vegetation ein.

Der Frühling dauert nur kurze Zeit. Er beginnt in der Krim oft schon Anfang März, bisweilen aber auch viel später. Rasch entwickelt sich trotz der häufigen Nachtfroste die Vegetation und sammelt in den Steppen die Kräfte, um einer lange andauernden Hitze zu widerstehen, oder geht nach wenigen Monaten, wie es in den Pampas der Fall ist, zu Grunde. Je mehr die Pflanzen den Boden zu bedecken vermögen, um so länger grünen sie auch, wo sie aber schon zeitig, wie in den Pampas, absterben, erwärmt sich der Boden außerordentlich schnell. Es beginnt nun ein Aufströmen erwärmter Luft, das selbst des Nachts fort dauert und fast gar nicht unterbrochen wird. Da gerade die Gegenden am Schwarzen und Asoff'schen Meere die wenigste Vegetation besitzen, so erscheinen auch hier in der ganzen wärmern Zeit fast gar keine Regen. Es toben sich oft im nahen Meere die größten Gewitter ab; es ergießt sich hier der Regen in Strömen, aber kein Tropfen fällt auf das Land. Umgekehrt sammeln sich bisweilen über dem Festlande Regenvolken, es finden selbst in den höchsten Regionen elektrische Entladungen statt, aber die ertorn wenden sich dem Meere zu, wo kein erwärmter Luftstrom der Neigung, sich zu senken, entgegentritt. Auch wird die Feuchtigkeit, die eben sich gebildet hatte, häufig von demselben erwärmten, durchaus nicht gesättigten aufsteigenden Luftstrome augenblicklich wieder verzehrt.

Mit jeder Woche im Sommer wird die Hitze unerträglich. Im Anfange besitzt der Himmel das reinste Blau; nur über den größern Flüssen, wo beständige Ausdünstung erfolgt, erscheint er mehr oder weniger trübe. Bald aber verschwindet schon die reine

Farbe, sie wird von Tag zu Tage milchiger; es erscheint jenes Glimmern, was man auch bei uns an heißen Tagen bemerkt, im Süden, namentlich aber über Wüsten, ganz gewöhnlich und viel stärker erscheint. Auf gleiche Weise färbt sich die Sonne beim Untergang allmählig röther, wenn sie auch nie das grelle, blutrothe Ansehen erhält, wie es gewöhnlich in Arabien und in der Sahara gesehen wird. Wie in den eben genannten Länderstrichen kommt bisweilen auch im Norden des Asoff'schen und Schwarzen Meeres ein heißer Wind, der aber nur strichweise erscheint und allerdings schwächer ist, vor. Er trocknet noch mehr als der Ostwind aus und hat die nachtheiligste Einwirkung auf die Pflanzenwelt. Alle Pflanzen hängen die Blätter, werden gelb und gehen oft zu Grunde. Am schlimmsten ist es, wenn er über Getreidfelder weht. Im Juli ist bereits alles Wasser in den Pampas und den daran grenzenden Gegenden versiecht; im August und im Anfange Septembers sucht man selbst in den Steppengegenden, freilich mit Ausnahme der größern Flüsse, umsonst Wasser. Auch hier geht nun allmählig die Vegetation zu Grunde und man erblickt nur die 6 und 8 Fuß hohen Stengel der Hochkräuter, die die Russen zum Theil Burjan nennen und zu allerlei, namentlich auch als Brennmaterial für den Winter, benutzen.

Mitte September tritt kühleres Wetter ein, in dem sich der obere Passat, wenn auch kurze Zeit, in der waldlosen Zone senkt und Veränderungen in der Temperatur hervorruft. Damit beginnt der Anfang einer neuen Vegetation. Es bilden sich an den mehrjährigen Pflanzen nicht allein die Knospen für das nächste Jahr, sie schlagen selbst zum Theil aus und bedecken sich mit frischem Grün. Im October regnet es ziemlich viel und der Boden erweicht sich auf eine Weise, daß er nur mit Mühe betreten werden kann. Im November wird es kälter und es treten Stürme ein, wie wir sie gar nicht kennen. Wirbel spielen hier eine Hauptrolle und richten oft große Verwüstungen an. Im December beginnt in der Regel der Winter, häufig aber ohne daß eine Flocke Schnee fällt. Um so empfindlicher ist deshalb die Kälte, namentlich den Pflanzen, die weite Strecken hin zu Grunde gehen. Es giebt aber auch wiederum Winter, wo viel Schnee fällt.

Die Stürme sind in dieser Jahreszeit weit stärker und vor Allem ist es der Ost- und Nordost-Wind, der bisweilen mehr als die Hälfte der Zeit während eines Jahres weht und nicht selten in einen Orkan ausarten kann. Er hebt den Staub in die Höhe und treibt ihn in Form einer Säule vorwärts. Schlimmer ist er aber, wenn Schnee liegt und die ganze Masse durch Wirbel in die Höhe gehoben und dann wagerecht vorgeschoben wird. Wehe der Heerde, die von einem solchen Schneetreiben (Samet von den Russen genannt) überrascht wird. Das Vieh ergreift eine Angst, in deren Folge sie nach allen Seiten zerstieben. Man kann kaum vor sich hinsehen, und so läuft Alles in der Irre herum. Da ein Schneetreiben bisweilen mehrere Wochen, in der Regel jedoch nur drei Tage währet, so finden Schafe und Rinder, aber auch Menschen, oft ihre Wohnungen gar nicht wieder, ermüden vor Angst und Hunger und gehen endlich nicht selten durch die Kälte zu Grunde. Noch häufiger kommt es vor, daß, hauptsächlich Schafe, geradezu in das Meer oder in große Flüsse laufen und dort ertrinken. Noch häufiger werden Schafe eine Beute der Wölfe. Zum Glück haben die Hirten ihre Kennzeichen, sobald ein Sturm naht, und bleiben in dieser Zeit mit den Heerden in den Ställen; der Tatar läßt aber sein Vieh auch den Winter über im Freien und setzt es allen Gefahren eines solchen Schneewehens aus. Man braucht sich deshalb nicht zu wundern, wenn in ungünstigen Jahren wenigstens ein Drittel seiner Heerden zu Grunde geht.

Nicht minder gefährlich sind die Schneegestöber (Wjuga bei den Russen), wenn auch nur ein mäßiger Wind weht und selbst Schneefall, wo völlige Windstille herrscht. Es tritt oft eine Dunkelheit ein, die kaum erlaubt, zehn Schritte vor sich zu sehen. Wer nicht einen guten Ortsinn, ich möchte sagen Instinkt besitzt, kann sehr leicht die Wege und damit die Richtung verlieren und sich den größten Gefahren aussetzen. Reisen im Winter, zumal wenn Schnee gefallen ist, sind im südlichen Rußland an und für sich mit Gefahren verbunden. Bei den großen Entfernungen der Dörfer von einander kann man diese leicht verfehlen; aber selbst wenn man in ihrer Nähe ist, kommt es häufig vor, daß man die niedrigen Häuser, die zum Theil

in der Erde liegen und von den Russen deshalb Semljanken, d. h. Erdhütten, genannt werden, ganz übersieht. Fürst Woronzoff hat sich deshalb ein großes Verdienst erworben, daß er in kurzen Zwischenräumen, wenn ich nicht irre, von einer Werst zur andern, bis 12 Fuß hohe weiße Steinpyramiden aufführen ließ, die die Richtung des Weges genauer bezeichnen. Ich bin geneigt zu glauben, daß auch die sogenannten Grabhügel oder Tumuli (Möhilli oder Kurgan bei den Eingebornen) und die steinernen Steppenbilder bei den frühern hier wohnenden Völkern zum großen Theil einen gleichen Zweck gehabt haben. Auf der Nordküste des Schwarzen Meeres fand ich immer, daß Tumuli und Steppenbilder eine bestimmte Richtung hatten, die sich von Osten nach Westen erstreckte. Da ich einmal die Tumuli erwähnt habe, will ich noch eine Eigenthümlichkeit anführen, die unser ganzes Interesse in Anspruch zu nehmen im Stande ist. Bisher hatte man geglaubt, daß nur die in solchen Grabhügeln gefundenen Steine aus weiter Ferne stammten, nach den Untersuchungen eines Mannes, der viele Jahre in jenen Gegenden lebt, scheint es aber auch, als wenn ein großer Theil der Erde, die zu dem Hügel verwendet war, wenigstens nicht in der nächsten Nähe aufgefunden, sondern aus weiter Ferne hierher geschafft wurde. Sollte die noch bei den Don'schen Kosaken allgemeine Sitte, etwas vaterländische Erde in einem Beutelchen auf der Brust zu tragen, um diese, im Fall eines plötzlichen Todes mit in das Grab zu nehmen, nicht ebenfalls derselben Pietät zu der Scholle, auf der man geboren, zuzuschreiben sein?

Nachdem ich nun die Boden- und klimatischen Verhältnisse näher bezeichnet habe, will ich auch versuchen, die beiden Vegetationszustände der südrussischen Pampas und der Steppen mit wenigen Worten näher zu bezeichnen. Was die erstern anbelangt, so sind sie in dem westlichen Theile der Noghai-Ebene am reinsten ausgeprägt. Sie zeichnen sich durch eine Vegetationsdauer von drei und vier Monaten und durch eine Reihe gesellig-wachsender Pflanzen aus, die gruppenweise und ziemlich dicht beisammen stehen. In der Regel sind es nur vier bis acht Arten, die mit einander abwechseln, wäh-

rend die übrigen Pflanzen vereinzelt vorkommen und zur Phytognomie der Pampas nichts beitragen.

Die gemeinste Pflanze der Pampas ist das Haargras (*Stipa capillata* L., Tyrse von den Russen genannt); denn es nimmt nicht selten mehr als die Hälfte des Flächenraumes ein. Nächst ihr kommt das verwandte Federgras, (*Stipa pennata* L., bei den Russen schelkowitzawa, d. i. Seidenkraut), von dem gewöhnlich ein Viertel die Pampas bedeckt. So wenig man bei uns diese beiden Gräser als Futter für Schafe und Rinder liebt, so bilden sie doch in den südrussischen Ebenen die hauptsächlichste Nahrung. In ihrem Wachstume haben beide eine entfernte Ähnlichkeit mit einigen Orchideen, die sich durch Scheinzwiebeln fortpflanzen, indem das Ansetzen der jungen Knospen nur nach einer Richtung geschieht. Mir schien es, als wenn diese Richtung von den herrschenden Winden abhinge, denn die meisten, die ich untersuchte, setzten ihre Knospen auf der West- und Südwest-Seite an. Die abgestorbenen Stengel und Blattüberreste gehen nicht gleich zu Grunde, sondern dauern noch eine Zeit hindurch. Es bilden sich auf diese Weise einen und mehr Zoll über dem Boden erhabene Rasenstücke. Etwas Ähnliches sehen wir auch bei uns auf feuchten Wiesen bei mehreren Rietgräsern, hauptsächlich bei *Carex caespitosa* L. und *C. acuta* L., nur mit dem Unterschiede, daß hier die neuen Knospen nicht nach einer bestimmten Seite und nach außen hin sich ansetzen, sondern mehr nach innen. Wenig verschieden ist aber die Bildung neuer Knospen bei *Scirpus Holoschoenus* L. und anderen Pflanzen. Weil das Ansetzen der neuen Knospen ziemlich regelmäßig nach einer Seite hin geschieht, so läßt sich in der Regel auch das Alter einer solchen Pflanze mit ziemlicher Sicherheit bestimmen. Unter diesen Umständen erklärt sich auch die Ueberhandnahme der Rasenstücke vom Feder- und Haargras, zumal diese alle andern Pflanzen unterdrücken und selbst abgestorben noch viele Jahre lang dieselbe Stelle einnehmen. Die Bewohner jener Gegenden sind oft gezwungen, sie mit der Hacke heraus zu machen, benutzen sie aber auch als Zuthat zu anderm Brennmaterial.

Im Juli haben die beiden Gräser gewöhnlich reife Früchte

(Samen, wie man im gewöhnlichen Leben sagt). In dieser Zeit sind sie für Schafe eine oft sehr gefährliche Plage. Die geschwänzten Grasfrüchte hängen sich nämlich an der Wolle an und dringen in Folge der Bewegung des Thieres allmählig tiefer ein, bis sie endlich bis zur Haut gelangt sind und nun einen immerwährenden Reiz hervorrufen. Bei der großen Hitze, die im Juli und August in den Pampas herrscht, entzünden sich die gereizten Stellen sehr bald und rufen Entzündungen hervor, in deren Folge viele Schafe zu Grunde gehen. Um Verluste zu vermeiden, sieht sich der Schäfer mit seiner ganzen Familie gezwungen, alle Abende die Grasfrüchte abzulesen. Bei der Menge von Schafen und Pflanzen, welche diese schädlichen Früchte hervorbringen, ist dieses eine der beschwerlichsten Arbeiten, die um so peinlicher wird, als die eigentlichen Grannen sehr häufig abbrechen und dann die kurzen Früchte schwierig in der Schafwolle heraus zu finden sind. Bei der größten Uachtsamkeit ist man oft nicht im Stande, diesem Uebel vollkommen entgegen zu treten.

Alle übrigen Gräser kommen nicht in dieser Ausdehnung vor. Nur *Festuca ovina* L., *Bromus tectorum* L., *Koeleria cristata* Pers. und *K. glauca* Dec. sind häufiger, während *Elymus sabulosus* Bieb., *Triticum junceum* L., *T. cristatum* Schreb., *Crypsis alopecuroides* Bieb., *Beckmannia erucaeformis* Host., *Eragrostis pilosa* Beauv., *Poa collina* C. Koch (*Eragrostis collina* Fr.), *P. bulbosa* L., *P. pratensis* L., *Bromus sterilis* L., *B. mollis* L., *B. squarrosus* L. und *B. arvensis* L. nur vereinzelt und strichweise auch in Gruppen vorkommen. Von Rietgräsern gehören *Carex stenophylla* Wahlb., *C. divisa* Huds., *C. Schreberii* Willd., *C. Schkuhrii* Willd., *C. tomentosa* L. und *C. hirta* L. hierher.

Was die übrigen Pflanzen anbelangt, so sind in den Pampas: *Dianthus guttatus* Bieb., *Gypsophila paniculata* L., *Malva rotundifolia* L., *Adonis vernalis* L., *Potentilla argentea* L., *Leontice altaica* Pall., *Medicago sativa* L. (Zuzerner-Klee), *Trifolium repens* L., *Melilotus officinalis* Pers., *Falcaria Rivini* Host *Pimpinella Saxifraga* L., *Galium verum* L., *G. Mollugo* L., *G. humi fusum* Bieb., *Anthemis Cotula* L., *Achillea Gerberi* Willd., *A. Millefolium* L.,

Gymnocline millefoliata C. Koch, Artemisia austriaca Jacq., A. maritima L., A. pontica L., Linosyris villosa Dec., Inula germanica L., Pulicaria dysenterica Grtn., Taraxum officinale Vill., Sonchus asper L., Centaurea Scabiosa L., C. diffusa Lam., Thymus Marschallianus Willd., Salvia nutans L., S. pratensis L., Lamium amplexicaule L., Marrubium peregrinum L., Linaria vulgaris Mill., Euphorbia Gerardiana Jacq., E. tenuifolia Bieb., E. Esula L., Statice tatarica L., S. latifolia Jell., Salsola Kali L. und Iris pumila L., Tulipa sylvestris L., Tulipa Gesneriana L., Muscari leucophaeum C. Koch, Allium rotundum L., A. flavum L. und A. paniculatum L. hauptsächlich vorhanden.

Die ächten Steppen kommen, wie früher schon bereits bemerkt ist, am Schönsten im Lande der Don'schen Kosaken und in Giskaukassen vor. Hier haben die größern Pflanzen die Höhe von 6 — 8 und mehr Fuß, so daß man die Erzählungen von den Kosaken begreift, wornach dieses kriegerische Volk auf seinen Zügen sich in dem Dickichte der Steppen mit den Pferden leicht verbergen konnte. Die größern Pflanzen unterscheidet der Russe von den kleinern auch den Namen nach. Die erstern bieten seinem Vieh keine oder nur wenig Nahrung dar, dagegen dienen ihm die zum Theil holzigen Stengel im Winter als Brennmaterial. Er nennt diese Kräuter Burjan, trägt aber auch diesen Namen auf alle hohen Unkräuter über, die in seinen Gärten und Feldern mehr wuchern, als die Culturpflanzen, und diese oft ganz verdrängen. Man vernimmt deshalb häufig die Klage über das Ueberhandnehmen des Burjan, bemüht sich aber keineswegs, die lästigen Unkräuter auszurotten. Professor Schleiden in Jena gebraucht in seinen vorzüglichen Vorlesungen über das Leben einer Pflanze das Wort Burjan für eine bestimmte Pflanze, nämlich für Gypsophila paniculata L., die aber die Russen gerade nicht zu dem Burjan rechnen. Diese Gypsophila paniculata L. ist unter dem Namen Perekatipole, d. h. Spring ins Feld eine sehr bekannte Steppenpflanze, die in den Märchen und Erzählungen, hauptsächlich bei den Kindern, eine der Zerichorose ähnliche Rolle spielt. Die zuerst genannte Pflanze, die in der neuesten Zeit wegen ihres leichten An-

sehens und der hübschen kleinen Blumen bei uns sehr häufig zu Bouquets verwendet wird, verästelt sich nämlich vielfach und zwar sogleich von der Wurzel an, in der Weise, daß sie einen dichten runden Busch bildet. Hat sie verblüht und die Samen ausgeworfen, so bricht der Hauptstengel an seiner Basis ab, und die rundliche Pflanze wird nun vom geringsten Winde hin und her geführt. Andere kleine, ebenfalls vertrocknete Pflanzen hängen sich ihr an; es bildet sich allmählig ein ziemlich dichter Knäuel, der bei stärkerm Winde leicht über die Steppe hinweggeführt wird. Er ist die Steppenherze, die den Leuten Glück und Unglück bringt. Es ist jedoch nicht immer die *Gypsophila paniculata* L., welche solche Knäuel bildet und zu allerhand Märchen Veranlassung gegeben hat. Auch *Phlomis pungens* Willd., die allerdings schwerfälliger ist, aber ebenfalls in Form eines runden Bouquets wächst, wird vom Winde durch die Steppe getrieben, und von den Kindern als Steppenherze begrüßt.

Die hauptsächlichsten Burjanpflanzen oder Hochkräuter gehören den Familien der Compositen, der Dipsaceen, der Umbelliferen, der Malvaceen, Papilionaceen und Labiaten an, hauptsächlich sind aber doch hier die drei ersten vertreten. Unter den Compositen spielen die Disteln wieder eine Hauptrolle. Alle Pflanzen aufzuführen, liegt nicht in dem Zwecke dieses Buches; ich begnüge mich daher nur die zu nennen, welche die größte Verbreitung besitzen und auf die Physiognomie der Steppe einen Einfluß haben: *Echinops sphaerocephalus* L., *Silybum marianum* Grtn., *Onopordon Acanthium* L., *Carduus crispus* L., *Epitrachys serrulata* C. Koch, *E. lanceolata* C. Koch, *Cirsium arvense* Scop., *Lappa major* Grtn., *L. tomentosa* Lam., *Cichorium Intybus* L., *Lactuca Scariola* L., *Senecio Doria* L., *S. macrophyllus* Bieb., *S. Jacobaea* L., *S. erucaefolius* L., *Tanacetum vulgare* L., *Artemisia Absinthium* L., *A. vulgaris* L., *A. procera* Willd., *Pyrethrum corymbosum* Willd., *Xanthium spinosum* L., *X. Strumarium* L., *Inula Helenium* L., *Galatella punctata* Lindl.

Von Dipsaceen habe ich zu nennen: *Dipsacus laciniatus* L., *Cephalaria tatarica* Schrad. und *C. centaurioides* Coult.; von Um-

belliferen hingegen: *Eryngium campestre* L., *E. planum* L., *Libanotis sibirica* C. A. Mey., *Silauß Besseri* Dec., *Ferulago sylvatica* Rchb., *Ferula tatarica* Fisch., *Peucedanum ruthenicum* Bieb., *Pastinaca sativa* L., *Heracleum sibiricum* L., *H. Sphondylium* L., *Siler trilobum* Scop., *Anthriscus sylvestris* Hoffm., *Chaerophyllum bulbosum* L., *Cachrys crispa* Pers., *Conium maculatum* L.; von Malvaceen: *Lavatera thuringiaca* L., *L. biennis* Bieb., *Althaea officinalis* L., *A. cannabina* L., *A. ficifolia* Cav., *Malva Alcea* L., *M. sylvestris* L.; von Papilionaceen: *Melilotus coerulea* Lam., *M. alba* Lam., *M. officinalis* Pers., *Glycyrrhiza glandulifera* W. et K., *G. echinata* L. und *Galega officinalis* L.; endlich von Labiaten: *Salvia austriaca* L., *S. pratensis* L., *S. sylvestris* Koch, *Nepeta pannonica* L., *N. violacea* L., *Stachys recta* L., *Phlomis pungens* W., *P. tuberosa* L. Außerdem habe ich aus andern Familien hauptsächlich noch *Verbascum*-Arten und eine *Oenothera biennis* L. zu nennen.

Alle kleinere Pflanzen, namentlich der Steppen und Wiesen, die die hauptsächlichste Nahrung des Viehes bilden, nennen die Russen Trawa. Soll aber ein Unkraut, d. h. eine kleinere Pflanze, die auf Culturland und zwar gegen die Absicht des Besitzers, wächst, bezeichnet werden, so setzt man in Rußland noch *durnaja* (d. i. häßlich) vor. Ich bezeichne die bis 1½ Fuß hohen Kräuter der Steppe als Unterkräuter. Es gehören hierher aus der Familie der Cynaroccephalen zahlreiche Centauren: *Carduus nutans* L., *C. acanthoides* L., *Carlina vulgaris*, *Xeranthemum annuum* L.; aus der Familie der Corymbiferen: *Aster Amellus*, *Erigeron canadensis* L., *Linosyris vulgaris* Cass., *L. villosa* Dec., *Inula Conyza* Dec., *I. Oculus Christi* L., *I. britannica* L., *Anthemis ruthenica* Bieb., *A. Cotula* L., *Achillea nobilis* L., *A. Gerberi* Willd., *A. Millefolium* L., *Gymnocline millefoliata* C. Koch, *Matricaria inodora* L., *Helichrysum arenarium* Mch.; von Luctucaceen hauptsächlich nur: *Sonchus asper* Vill., *Taraxacum officinale* Wigg., *Scorzonera taurica* Bieb., *Tragopogon major* L., *T. pratensis* L., *T. floccosus* W. et K.

Nächstem sind die Labiaten hauptsächlich vertreten und zwar durch: *Mentha sylvestris* L., *M. pratensis* Sole, *Origanum vulgare* L., *Thymus Marschallianus* Bieb., *T. odoratissimus* Bieb., *T. nummularius* Bieb., *T. Serpyllum* L., *Acinos thymoides* Mnch, *Clinopodium vulgare* L., *Nepeta Cataria* L., *Glechoma hederaceum* L., *Dracocephalum Moldavica* L., *Prunella grandiflora* L., *P. vulgaris* L., *Scutellaria altissima* L., *Marrubium peregrinum* L., *M. vulgare* L., *Betonica officinalis* L., *Stachys recta* L., *Leonurus Cardiaca* L., *L. Marrubiastrum* L., *Lamium album* L., *Ballota nigra* L., *Teucrium Chamaedrys* L., *T. Polium* L.

Von Papilionaceen herrschen vor: *Onobrychis sativa* Lam., *Coronilla varia* L., *Vicia Cracca* L., *V. sepium* L., sehr viele *Astragalus*, mehre *Medicago*, *Ononis Columnae* All., *O. hircina* Jacq.; von Umbelliferen: *Trinia Kitaibelii* Bieb., *Falcaria Rivini* Host, *Aegopodium Podagraria* L., *Carum Carvi* L., *Pimpinella Saxifraga* L., *Seseli varium* Trev., *S. campestre* Bess., *S. tortuosum* L., *Rumia leiogyna* C. A. Mey., *Cnidium venosum* Koch, *Daucus Carota* L., *Caucalis daucoides* L.

Endlich sind noch Cruciferen zu nennen, die Unterkräuter in den Steppen sind, nämlich: *Barbarea vulgaris* R. Br.; *B. arcuata* Rehb., *Lunaria rediviva* L., *Berteroa incana* Dec., *Alyssum calycinum* L., *A. rostratum* Stev., *A. minimum* Willd., *Hesperis matronalis* L., *Sisymbrium officinale* Scop., *S. junceum* Bieb., *S. Loeselii* L., *S. Irio* L., *S. Sophia* L., *Erysimum strictum* Grtn., *E. aureum* Bieb., *Camelina sativa* Crantz, *Capsella Bursa pastoris* Mnch., *Lepidium Draba* L., *L. latifolium* L., *Sinapis arvensis* L., *Crambe tatarica* Jacq., *C. aspera* Bieb., *Bunias orientalis* L. (Diese drei oft auch als Burjan.)

Die Gräser spielen eine untergeordnete Rolle in den Steppen. *Saccharum Ravennae* Bieb. gehört zu den Hochkräutern. Die andern sind sämtlich Unterkräuter und gehören hauptsächlich den Geschlechtern *Lolium*, *Triticum*, *Bromus*, *Festuca*, *Koeleria*, *Poa*, *Phleum*, *Alopecurus* und anderen, aber weniger, an. Es sind auch

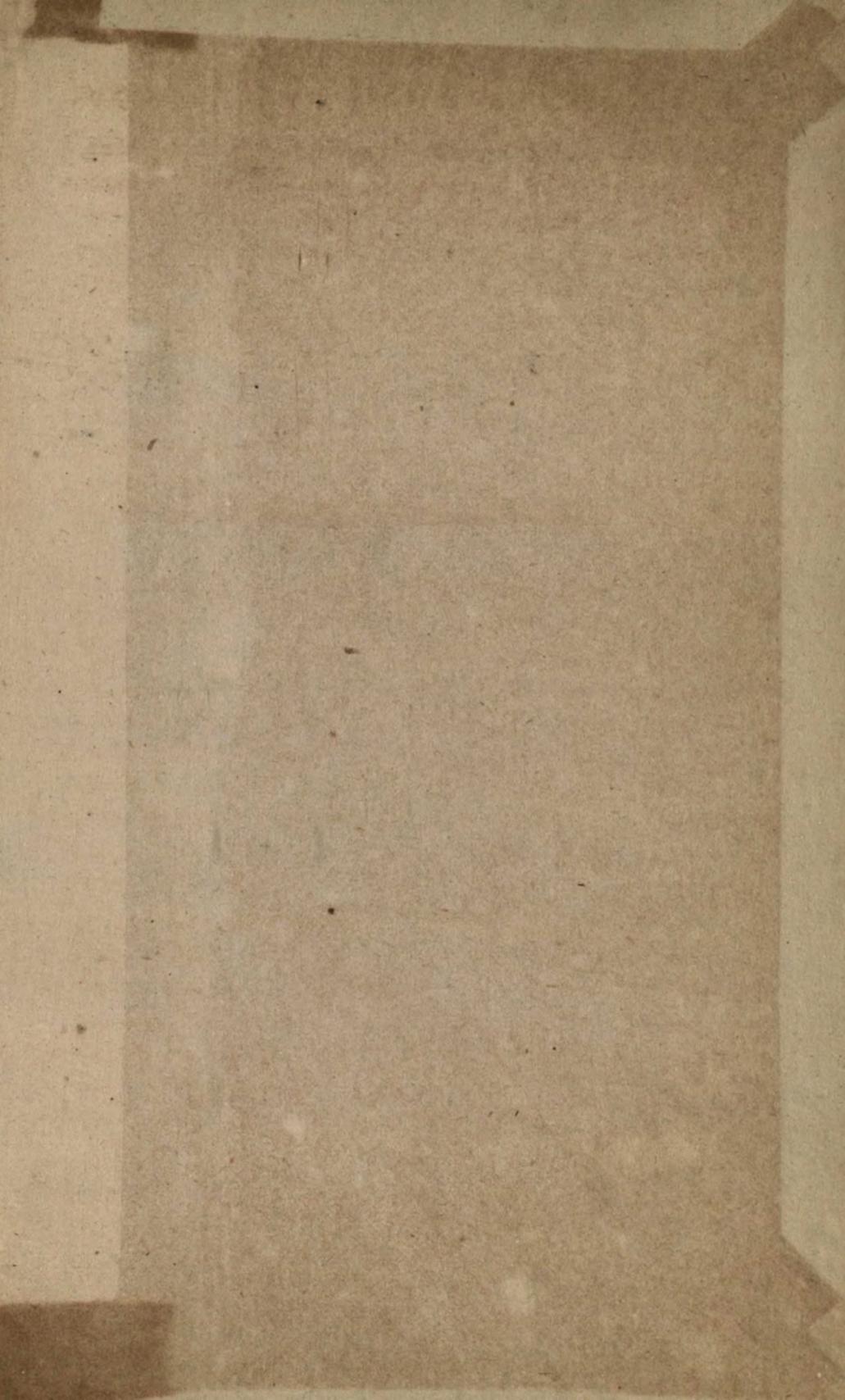
meist die Arten, welche bei uns vorkommen. Ich übergehe die übrigen Familien, da sie mehr oder weniger nur einzeln stehende Repräsentanten besitzen. Am meisten sind noch die Chenopodiaceen, Euphorbiaceen, Polygoneen, Plantagineen, Plumbagineen, hauptsächlich aber die Asperifolien, die Resedeen, Geraniaceen, Malvaceen und vielleicht die Scrophularineen vertreten.

Daß in den Steppen die holzigen Pflanzen nicht völlig ausgeschlossen sind, habe ich zu erwähnen schon mehrmals Gelegenheit gehabt. Ziemlich häufig kommt der wilde Birnbaum vor und erfreut sich namentlich bei den Kosaken einer besondern Beachtung. Er ist das Sinnbild der Liebe und zumal der sehnsüchtigen, nicht immer erwiderten Liebe, und wird deshalb in Gefängen und Liedern oft gefeiert. Ich bin geneigt, den Birnbaum des südöstlichen Rußlands als einheimisch zu betrachten. Es wäre wohl werth, sein Verhalten gegen unsere cultivirten Sorten etwas näher kennen zu lernen.

Von großem Interesse ist es, daß die gemeine Kiefer, freilich nur in verkrüppelter Strauchform, in dem Bereiche der Steppen, nämlich am mittlern Don wächst. Von Cupuliferen sieht man *Corylus Avellana* L., *Quercus sessiliflora* Sm., *Q. pedunculata* Ehrh. und *Q. pubescens* Willd., sämmtlich selten. Von Salicineen: *Salix alba* L., *S. amygdalina* L., *S. viminalis* L., *S. cinerea* L., *S. phlomoides* Bieb., *S. Caprea* L., *Populus alba* L., *P. tremula* L., *P. nigra* L.; von Betuleen: *Betula alba* L., *Alnus glutinosa* Willd.; von Gnetaceen: *Ephedra vulgaris* Rich.; von Moreen: *Morus tatarica* L. Die meisten Sträucher gehören jedoch den Papilionaceen an, als: *Sarothamnus scoparius* Wimm., *Cytisus austriacus* L., *C. capitatus* Jacq., *C. supinus* L., *C. biflorus* l'Hérit.; *C. Laburnum* L., *C. nigricans* L., *Caragana frutescens* Dec. Am häufigsten mag unser Schwarzdorn vorkommen; außerdem ist *Prunus Padus* L., *P. Chamaecerasus* Jacq., *Amygdalus nana* L.; von Pomaceen: *Crataegus oxyacantha* L., *C. monogyna* Jacq., *Cotoneaster vulgaris* Lindl., *Pyrus Malus* L. (gewiß nicht wild); von Rosaceen: *Spiraea crenata* L., *Rubus caesius* L., *R. fruticosus* L., *Rosa pimpinellifolia* L., *R. canina* L., *R. rubiginosa* L.; von Rhamneen: *Rhamnus cathartica* L.,

R. Frangula L.; von Anacardiaceen: Rhus Cotinus L.; von Celastrineen: Evonymus europaeus L.; von Tamariceen: Tamarix tetrandra Pall.; von Berberideen: Berberis vulgaris L.; von Acerineen: Acer campestre L., A. tataricum L.; von Solaneen: Lycium ruthenicum Murr. und endlich von Caprifoliaceen: Sambucus nigra L., Viburnum Opulus L. und V. Lantana L.





836